

**Theresa  
Reiter**

---

## **Das temporäre Habitat**

*Ein Zuhause zwischen  
Rückzug und Teilhabe*

## Das temporäre Habitat

EIN ZUHAUSE ZWISCHEN  
RÜCKZUG UND TEILHABE

Theresa Sophie Reiter



DIPLOMARBEIT

## Das temporäre Habitat

EIN ZUHAUSE ZWISCHEN RÜCKZUG UND TEILHABE

ausgeführt zum Zwecke der Erlangung  
des akademischen Grades einer Diplom-Ingenieurin  
unter der Leitung von

Univ. Prof. Dipl. Ing. Michael Obrist  
Institut für Architektur und Entwerfen  
Forschungsbereich für Wohnbau und Entwerfen 253.2

eingereicht an der Technischen Universität Wien  
Fakultät für Architektur und Raumplanung

von

**Theresa Sophie Reiter**

01325244

Wien, am 18. Dezember 2020

## Abstrakt

Die *Heimat* ist ein Sehnsuchtsort, das Wohnen ein Grundbedürfnis des Menschen. Jeder braucht einen Ort, an dem man sich, unabhängig von der Dauer des Bleibens, geborgen und sicher fühlen kann. Dieses Wohlfühlen bringen wir in Verbindung mit dem Schutz unserer Wohnung. Um ein Gefühl der Heimat und Vertrautheit zu erzeugen, braucht es Orte, mit denen man sich identifizieren kann und an denen man mit anderen in Kontakt treten kann. Die Gemeinschaft sowie das sich Verändernde stehen dabei im Fokus dieser Arbeit.

Die Städte werden heute mit immer mehr Menschen geteilt und trotzdem distanziert sich das Gemeinsame des Menschen immer weiter voneinander, denn eine Vielzahl an Menschen impliziert nicht zwangsläufig auch ein Miteinander. Obgleich urbane Räume aus allen Nähten zu platzen scheinen, vereinsamt der einzelne Mensch inmitten der menschlichen Gesellschaft. Im Kontext der Individualisierung, der Veränderung der Familienstrukturen wie Wohnverhältnisse, der flexibilisierten Arbeitswelt und der zunehmenden Mobilität entstehen neue Anforderungen an das Wohnen. Diese Veränderungen der Gesellschaft ziehen einen Wandel der Raumstruktur mit sich. So muss die Architektur zukünftig in der Lage sein, Wohnraum zu schaffen, der den Anforderungen des Individuums gerecht wird, als auch der Gemeinschaft, dem Miteinander, Folge leistet. Das Leben wird

mobiler, unstabiler und lässt sich nicht mehr so leicht in starre Typologien zwingen. Das Temporäre als das Unvorhersehbare soll im Zuge dieser Arbeit nicht nur als ein Kompromiss akzeptiert werden, sondern zur Basis und zum Bestandteil des planerischen Denkens werden. In Zeiten der nahezu grenzenlos gewordenen menschlichen Mobilität, müssen bewegungslose und unveränderliche Strukturen hinterfragt werden. Es bedarf Gebäude, welche mehr als Summe ihrer Funktionen sind; Gebäude, welche sich auf neu entstehende Bedürfnisse anpassen können und mit den Bewohner\*innen wachsen oder schrumpfen.

Das Verhältnis zwischen dem Innen und dem Außen, dem Privaten und dem Kollektiven, dem Individuum und der Gemeinschaft – zwischen Rückzug und Öffnung – wird im letzten Teil der Arbeit ausformuliert. Eine Reduzierung des privaten Raums als Zufluchtsort für das Individuum und eine Maximierung der kollektiven Räume, um dem Miteinander der Menschen wieder mehr Platz zu schaffen. Räume, die jeweils ihr eigenes Verhältnis zur Individualität und Kollektivität erhalten, aber immer mit den anderen Raumfragmenten verstanden werden müssen und unentwegt in einer Abhängigkeit zueinander stehen. Es entsteht ein Vorschlag für eine wiederholbare Struktur, die ausgehend vom Raum der individuellen Existenz an verschiedenen Orten in verschiedenen Konfigurationen immer wieder neu umgesetzt werden kann.

*Home* is a place of longing; habitation is a basic human need. Everyone needs a place where they can feel safe and secure, regardless of how long they spend there. We associate this feeling of well-being with the protection of our home. To create a feeling of home and familiarity, we need places with which we can identify and where we can connect to others. The community as well as ongoing change is the focus of this work.

Today, cities are shared with more and more people. Yet what people have in common is distancing themselves more and more from each other, because a multitude of people does not necessarily imply togetherness. Although urban spaces seem to be bursting at the seams, the individual human being becomes lonely in the middle of society. In the context of individualization, changes in family structures such as living conditions, an increasingly flexible world of work, and increasing mobility, new demands are being placed on living space. These changes in society necessitate a change in spatial structure. In the future, architecture must be able to create a living space that meets the requirements of the individual as well as those of the community. Life is increasingly mobile, more unsteady, and can no longer be so

## Abstract

easily squeezed into rigid typologies. In the course of this paper, the temporary as the unpredictable is not only to be accepted as a compromise but is to become the basis and part of planning thinking. In times of almost limitless human mobility, motionless and unchangeable structures must be questioned. There is a need for buildings that are more than the sum of their functions; buildings that can adapt to newly emerging needs and grow or shrink with the residents.

The relationship between the inside and the outside, the private and the collective, the individual and the community – between retreat and opening – is formulated in the last part of this paper. A reduction of the private space as a refuge for the individual and a maximization of the collective spaces to create more space for a renewed togetherness of people. Each space maintains its own relationship to individuality and collectivity but must always be understood in conjunction with the other spatial fragments and are constantly interdependent. The result is a proposal for a repeatable structure, which can be realized over and over in different configurations, starting from the space of individual existence in different places.



	Das Vorwort	5
	Ein Prolog	13
<b>TEIL 1</b>	<b>TEMPORALITÄT</b>	<b>25</b>
<b>I.I</b>	Heimatsuche Etymologischer Blickwinkel Heimat als Ort Heimat als Gefühl Heimat: ein verzichtbarer Begriff?	30
<b>I.II</b>	Zuhause im Fremden Der Raum als Ort der Permanenz Heimatlosigkeit Orte der permanenten Vorläufigkeit	50
<b>I.III</b>	Homo mobilis Moderne und Mobilität Ein zeitloses Phänomen?	66
	<i>Exkurs: Das Bild der Fremde</i>	90
<b>I.IV</b>	Räume des Temporären Konzepte der Zeitweiligkeit Digitale Nomaden Wohnen auf Zeit	100

<b>TEIL 2</b>	<b>KOLLEKTIVITÄT</b>	<b>151</b>	<b>TEIL 3</b>	<b>ENTWURF</b>	<b>321</b>
II.I	Individuum und Gemeinschaft Das Schwinden der Gemeinschaft Das Individuum Die Gemeinschaft Urbane Anonymität	156	III.I	Der Raum der individuellen Existenz <i>Der private Raum</i>	336
II.II	Motive des Teilens Die Sharing Economy Konsum im Wandel Kategorien des Teilens Raum-Sharing	174	III.II	Der Raum der kollektiven Erinnerungen <i>Der gemeinschaftliche Raum</i>	356
	<i>Exkurs: Der Mythos des Teilens</i>	192	III.III	Der Raum der urbanen Anonymität <i>Der öffentliche Raum</i>	390
II.III	Architektur der Gemeinschaft Begriffserklärung Ein historischer Überblick Soziale Interaktion - Raumverhalten	200	<b>TEIL 4</b>	<b>ANHANG</b>	<b>413</b>
II.IV	Räume des Teilens Auswahl der Referenzbeispiele Ein Katalog	242	IV.I	Literaturverzeichnis	415
			IV.II	Abbildungsverzeichnis	423
				<i>Danksagung</i>	430

## Das Vorwort

Unsere tägliche Umgebung wird immer globaler und vergänglicher. Dabei scheint die menschliche Mobilität fast grenzenlos geworden zu sein, wozu die globale Vernetzung einen großen Teil beiträgt. Die weltweite Bevölkerung nimmt stetig zu: Berechnungen zur Folge soll sie schon im Jahr 2030 circa 8,55 Milliarden Menschen umfassen.<sup>1</sup> Für beinahe eine Milliarde mehr Menschen Wohnraum zu schaffen, wird die Welt in den nächsten Jahren vor große Herausforderungen stellen. Zusätzlich verändern sich Familienstrukturen und Wohnverhältnisse zusehends, die Anzahl der Singlehaushalte ist geradezu am Explodieren. Die urbanen Räume platzen dabei aus allen Nähten, dennoch nehmen Anonymität, Isolation und Einsamkeit in Großstädten immer mehr zu. Weiters wird vom Menschen, zusätzlich zur heutzutage bereits vorausgesetzten Flexibilität, auch in der Berufswelt noch mehr derselben gefordert.

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung jener Beobachtungen, dass immer mehr Menschen für nur eine bestimmte Zeit ihren Wohnort wechseln müssen, daher auf temporären Wohnraum angewiesen sind, und andererseits immer mehr Menschen im urbanen Raum in Einsamkeit leben, sich gleichzeitig aber mehr Gemeinschaft wünschen. Durch die gegenwärtigen Begebenheiten wird die Nachfrage in den urbanen Räumen für gemeinschaftlichen und temporären Wohnraum immer größer. In den letzten Jahren ist daraus eine immer größere Anzahl von Konzepten und Projekten entstanden. Die Idee des kollektiven Wohnens und der flexiblen, anpassungsfähigen Nutzung setzt jedoch hohe Maßstäbe für Architektur und Qualität. Daher ist es ebenso wichtig, einen genauen Blick auf die schon entstandenen gemeinschaftlichen Wohnprojekte und auf die verschiedenen Arten der temporären Nutzung zu werfen, um diese

<sup>1</sup> vgl. Statista 2019a

Phänomene in ihrer Ausprägung zu verstehen. Die architektonische Ausformulierung dieser Konzepte nimmt eine bedeutende Funktion ein, da sie sowohl auf sich ständig ändernde Wohnbedürfnisse reagieren muss, als auch die Gemeinschaft fördern soll, diese jedoch niemanden aufdrängen darf. Diese Arbeit versucht anhand der theoretischen Auseinandersetzung mithilfe eines Kataloges durch architektonische Formen von Gemeinschaftsflächen sowie temporäre Nutzungen eine neue Methode des Entwerfens zu finden und die beiden Phänomene miteinander zu verbinden und zu verschränken.

*„Die Auflösung der Großfamilie, ja tendenziell der Familie als solches, zeichnet verantwortlich für einen grundsätzlichen Wandel der das Wohnen elementar prägenden Strukturen. Die traditionelle Gleichung von Wohnen, Ort und Architektur wird hinfällig angesichts einer Sesshaftigkeit und Ortsbezug vollständig überholenden Mobilität. Zahlreiche ‚neue‘ und ‚alte‘ Medien mischen das für das Wohnen so wichtige Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit nachhaltig auf und schaffen Wohnumgebungen, in denen sich die Grenzen beider nur noch schwer definieren lassen. Eines wird hier ganz klar: Traditionelle Leitbilder des Wohnens geraten ins Wanken, und es wird deutlich, dass man so, wie bisher, nicht weiterbauen kann, wollte man die zeitgenössischen Veränderungen technologischer, sozialer und medialer Natur auch nur ansatzweise berücksichtigen. Und doch wird in der Masse – dies ist im Grunde die These Peter Eisensmans – blind weitergebaut, werden althergebrachte Entwurfsmethoden unreflektiert repetiert und das Wohnen, in längst nicht mehr passende Formen gegossen.“<sup>2</sup>*

<sup>2</sup> Hennig 2015, S. 7

Versucht wird, nach einer kritischen und eingehenden Auseinandersetzung der derzeitigen gesellschaftlichen Phänomene und den entstehenden zukünftigen Herausforderungen, eine methodische Entwurfsstrategie zu finden, welche versucht Antworten zu liefern und diese in einem konzeptionellen Entwurf zu erproben. Ein neuer zeitgemäßer räumlicher Standard, der als Vorschlag für eine andere Art des Wohnens verstanden werden darf: gemeinschaftlich, flexibel und anpassungsfähig auf Unvorhersehbares. Es soll sich hierbei jedoch um keine allgemeingültige Antwort oder einen baulich sofort realisierenden Entwurf handeln, sondern es soll ein *neuer* Ansatz erprobt werden, welcher die Auswirkungen der digitalen und globalisierten Welt auf die Architektur und den architektonischen Raum widerspiegelt. Hierbei soll die Architektur immer als eine Reaktion auf die Gesellschaft und deren Zeitgeist verstanden werden. Um diese Phänomene analysieren und einordnen zu können, haben sich folgende Fragenstellungen im Laufe der Arbeit ergeben:

Welche Formen und Arten von geteilten Räumen gibt es und welche architektonische Gestaltung haben jene?

Wie lässt sich Gemeinschaft baulich fördern?

Welche Elemente oder Funktionen werden in Räumen geteilt?

Welche Interaktionen finden in geteilten Räumen zwischen den Bewohner\*innen statt und kann eine architektonische Gestaltung das Entstehen eines Gemeinschaftsgefühls fördern oder lenken?

Wie lässt sich der Rückzugsbedarf des Individuums mit dem dringenden Wunsch nach Gemeinschaft durch architektonische Gestaltung der Grundrisse im Innen- und Außenbereich vereinbaren?

Welche Besonderheiten weisen temporäre Räume zu dauerhaften auf? Wo fängt temporär an und wo hört es auf?

Benötigen Menschen, die nur für eine bestimmte Zeit an einem Platz verweilen, mehr Gemeinschaft, um sich wohlzufühlen?

Wird der heutige Mensch wieder heimatlos oder ist er zu einem modernen Nomaden geworden? Der Heimatbegriff und seine Bedeutung, welcher sich im Laufe der Zeit stark gewandelt hat und oft auch zu ideologischen Zwecken missbraucht wurde, soll im Zuge dieser Arbeit kritisch hinterfragt werden und der Wohnraum an sich darf als das Primäre verstanden werden; denn ohne ein Heim ist auch die Heimat unmöglich. Das Heim als Ort der Sicherheit und Geborgenheit.

#### **Methodische Vorgehensweise**

Die Arbeit gliedert sich im Wesentlichen in drei Teile. Die ersten beiden Teile bilden gleichzeitig die theoretische Grundlage der Arbeit, wobei der letzte Teil darauf aufbaut und mithilfe einer konzeptionellen Entwurfsmethodik versucht Antworten zu finden. Durch die theoretische Auseinandersetzung mit den aktuellen Phänomenen – anhand unterschiedlicher Positionen der Architekturtheorie, Philosophie und Soziologie – werden Konzepte diskutiert und gleichermaßen sich auch auf kritische Art und Weise mit den gegenwärtigen Veränderungsprozessen der Gesellschaft beschäftigt. Die Kategorisierung beziehungsweise Trennung der beiden großen Teilbereiche der Theorie ist nur äußerlicher Natur, da in den einzelnen Teilen immer wieder auf die jeweils anderen Komponenten verwiesen werden muss. Dies hat den Grund, dass die beiden Phänomene – Temporalität und Kollektivität – sich in vielen Punkten immer wieder überschneiden oder sogar das jeweils andere bedingen beziehungsweise voraussetzen.

### Teil 1: Temporalität

Das erste Kapitel der „Temporalität“ versucht die Phänomene der Mobilität, welche die Gesellschaft heute weitgehend prägen, zu analysieren sowie zu hinterfragen und wirft dafür konstant einen Blick zurück in die Vergangenheit. Zunächst wird auf Fragen wie „weshalb ist der Mensch sesshaft geworden?“, „was bedeutet Heimat für den Menschen?“ oder „werden Menschen heute wieder zu modernen Nomaden?“ eingegangen. Das zeitlose Phänomen des Reisens, welches den unaufhörlichen Drang des Menschen nach der Ferne verkörpert, wird in dem Kapitel „Homo mobilis“ behandelt. Im letzten Kapitel des ersten Teils wird – im Kontext dieser Arbeit – versucht eine Definition für den Begriff des Temporären zu finden, des Weiteren werden die verschiedenen Akteure sowie die unterschiedlichen Räume des Temporären dargestellt. Bedeutend für die Analyse sind vor allem jene Konzepte, welche sich im Dazwischen befinden: Projekte, welche zwischen dem Hotel- und dem Wohnungsbau changieren.

### Teil 2: Kollektivität

Im zweiten Teil rückt die Relevanz des Individuums und jene der Gemeinschaft in den Mittelpunkt. Individualität wird zum höchsten Gut des Individuums, doch wie viel Individualität braucht der Mensch und wie individuell ist er wirklich? Trotz der Wichtigkeit eines privaten Rückzugsorts braucht der Mensch Gemeinschaft. Diese kann jedoch nur dann entstehen, wenn sich Menschen begegnen. Wie könnten diese Räume der Gemeinschaft aussehen?

Zur Entwicklung des Verständnisses für die unterschiedlichen Räume des Teilens wurden bereits umgesetzte Projekte analysiert. Für die Bearbeitung dieser Analyse der bereits gebauten Projekte dient der

Katalog. Luigi Snozzi schreibt im Werk *Bau der Gesellschaft*, dass eine gute Analyse schon Teil eines Projektes sei. Die unterschiedlichen Beispiele werden sowohl in ihrer Ganzheitlichkeit als auch in ihren Elementen untersucht, um so den Zugang zur Thematik zu öffnen. Vor allem in Bezug auf Architektur mag Snozzi mit Sicherheit richtig liegen, denn der *Umweg* einer Analyse, beispielsweise in Form eines Katalogs, produziert jede Menge Wissen und stetzt damit relevante Rahmenbedingungen für ein neues Konzept.<sup>3</sup> Dieses Konzept versucht eine Haltung, oder mehr noch eine Idee, für zukünftige Entwicklungen in der Architektur zu bieten und das Vorhandene als Basis des Neuen zu verstehen. Aus der Analyse entsteht eine Sammlung an Daten, Informationen und Zeichnungen, welche als Fundament und Bezugspunkt für die weitere Arbeit dient.

Die Theorie und Analyse der ersten beiden Teile sollen die Grundlage für das abschließende Kapitel bilden. Die unterschiedlichen Phänomene, also deren Theorien und Strategien, sollen dabei nicht einfach übernommen, sondern daraus gelernt und unterschiedliche Elemente erkannt werden. In diesem Sinne baut die Arbeit auf einem Pool aus Informationen und Recherchen auf, die als theoretisches Fundament die Grundlage für eine architektonische Interpretation bietet.

### Teil 3: Entwurfsmethodik

Im letzten Teil der Diplomarbeit sollen die theoretischen Überlegungen mit den erlernten Elementen zusammengefügt und in eine eigenständige Entwurfsmethodik umgesetzt werden. Das Thema der Temporalität, als das Unvorhersehbare, soll mit dem Thema des Kollektivs in Verbindung gebracht werden.

<sup>3</sup> vgl. Snozzi u.a. 2009, o.S.

Der konzeptuelle Entwurf soll die räumliche Verwirklichung der kurzlebigen, sich immer schneller verändernden Welt darstellen. Dabei steht nicht nur das Individuum, sondern vor allem auch die Gemeinschaft im Mittelpunkt. Versucht wird ein alternatives kollektives, anpassungsfähiges Wohnkonzept zu entwerfen, das ein Pendant zu der städtischen Anonymität darstellt und lebenswerte Wohnbedingungen für die unterschiedlichsten Lebensarten und Wohnformen schaffen soll.

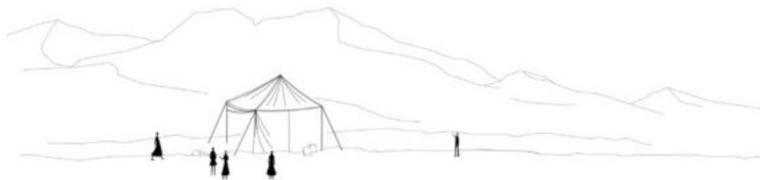
Durch die immer mehr geforderte Flexibilität des Menschen sind schon lange nicht mehr nur Einzelpersonen davon betroffen, an einem neuen Ort für nur eine begrenzte Zeit Fuß fassen zu müssen: also Räume, die den Menschen eine Heimat auf Zeit ermöglichen und in denen die Bewohner\*innen zu einer Gemeinschaft werden können. Mögliche Lösungsansätze finden sich in fluktuierende Modelle die in den verschiedensten Kontexten angewendet werden können, indem sie adaptiert werden. Es soll also kein starres bauliches Konzept entworfen werden, sondern Grundlinien aufgezeigt werden, welche grundlegend genug sind, um an jeweilige Situationen und Orten flexibel adaptiert werden zu können. Es werden zwar einerseits Arbeitsmethoden und Modelle in einem spezifischen Kontext entwickelt, andererseits steht die Zukunftsfähigkeit im Mittelpunkt des Entwurfs; also die Fähigkeit, auf Entwicklungen und Veränderungen elastisch reagieren zu können. Ausgehend von dem Menschen und dessen individuellen Bedürfnissen soll sich der Entwurf entwickeln und durch eine andersartige Verteilung von privat und gemeinschaftlich beziehungsweise durch die Verschiebung dieser Beziehungen ein Mehr für alle gewonnen werden.

## Permanenz und Temporalität

### Das Wesen des Nomadentums

Unserer Natur nach sind wir Menschen Nomaden. Der Nomadismus gilt als die älteste Wirtschaftsform der Menschheit, welche durch eine regelmäßige Bewegung der sozialen Gruppen geprägt ist. Das Nomadentum ist also eine Wanderwirtschaft, die durch ein ständiges Wandern der einzelnen Stämme gekennzeichnet ist. Jegliche Niederlassungen der Stämme sind immer *temporär*. Ein nomadisches Leben ist demnach ein Leben ohne festen Wohnsitz, wodurch sich der Mensch optimal an ökologisch nutzbare Grenzräume anpassen kann.<sup>4</sup>

Weshalb wurde der Mensch dann sesshaft? Durch den Ackerbau mussten sich die Menschen umstrukturieren und einen neuen, anderen Weg einschlagen, denn die temporären Niederlassungen konnten damit nicht mehr vereinbart werden. Die kleinen Siedlungen der nomadischen Gruppen wurden in Folge zu größeren städtischen Gemeinschaften. Das Wachstum der Bevölkerung stieg rasch an, gleichermaßen wie auch die Produktivität. Daraus entstand etwas, was die Sesshaftigkeit nachhaltig prägte: *Der Besitz*. Durch Besitz erhielten die Menschen Macht. Unter anderem aus diesem Grund erwies sich der neue sesshafte Lebensstil dem vergangen als überlegen.<sup>5</sup> Heute ist der Großteil der Menschheit sesshaft geworden. Durch die Sesshaftigkeit und den Besitz ist das Nomadentum weitestgehend ausgestorben.



<sup>4</sup> vgl. Wiemann 2007, S. 1

<sup>5</sup> vgl. Reichholf 2008, S. 9f

**Abb. 2**

Das Wesen des Nomadentums

### Eine Rückkehr?

Obwohl das Nomadentum heute nur mehr als selten vorkommend gilt, entsteht durch die globalisierte Welt aus den sesshaften Menschen womöglich ein neues Nomadentum. Nur temporär an einem Ort zu verweilen, wird heute wieder zur Realität von vielen, obgleich die Gründe ganz andere sind. Die neuen Begriffe der *modernen Nomaden*, der *digitalen Nomaden* oder der *Arbeitsnomaden* gelten gegenwärtig als ein Motor der globalen Wirtschaft. Flexibilität wird aber nicht nur in der modernen Arbeitswelt, sondern in jeglichen Bereichen des Lebens mehr und mehr gefordert. Viele Menschen stehen permanent vor neuen Herausforderungen an einem Ort für nur eine begrenzte Zeit Fuß zu fassen. Die heutigen Nomaden reduzieren ihre Mobilität aber nicht bloß räumlich, sondern auch auf das Arbeitsleben. Soziale Beziehungen, Werte und Orientierungen, Wohnsitze, Sprachen, Jobs und Kontakte können jederzeit vorübergehend verändert werden.<sup>6</sup> Welche Räume sind baulich dafür erforderlich?

*„Die Periode der Sesshaftigkeit, des dörfischen (auf griechisch: ‚politischen‘) Lebens, geht allem Anschein nach ihrem Ende entgegen. Die Umkehrung des Informationsflusses (wonach die Informationen nicht mehr veröffentlicht werden, sondern direkt in den Privatraum fließen) macht den Dorfplatz (die Politik) überflüssig. Und die Vernetzung der Kommunikationskanäle, die mit Post und Telefon eingesetzt hat und die mit reversiblen Computerterminalen ihre technische (telematische) Reife erreicht, gestattet allen Beteiligten, überall und jederzeit an allem teilzunehmen. Somit bezeichnet die Jahreszahl 2000 jenen Punkt auf dem Zeitmaßstab der Spezies Mensch, ab welchem voraussichtlich die zehntausend Jahre währende*

<sup>6</sup> vgl. Horx-Starthorn 2018, o.S.

*Seßhaftigkeit als abgesehen anzusehen ist und in eine neue Form des Daseins, in eine neue Form des Nomadentums umschlägt.<sup>7</sup>*

### Temporäre Räume

Die temporären Räume sind zu einem aktuellen Phänomen der Städte geworden. Was genau bedeutet aber *temporär*? Wo beginnt temporär, wo hört es auf? Hierbei muss zwischen drei Konzepten beschränkter Zeitlichkeit differenziert werden: das *Ephemere*, das *Provisorische* und das *Temporäre*.

*„Ephemer bezieht sich auf eine existenzielle Zeitlichkeit, die sich nicht ausweiten lässt. Im Gegensatz dazu steht das Provisorische, das als Kurzlebiges beginnt und dann oft für lange Zeiträume bestehen bleibt. Das Provisorische ist nur stellvertretend für das Dauerhafte gedacht, eine zwischenzeitliche Vorsorge, weil etwas benötigt wird, das in der Qualität jetzt noch nicht realisiert werden kann, möglicherweise aber zu einem späteren Zeitpunkt. Das Temporäre steht zwischen diesen beiden Positionen. Es ist einerseits kurzlebig wie das Ephemere, kann aber auch wesentlich länger bestehen, es ist nicht existenziell begrenzt. Somit gibt es gemeinsame Eigenschaften mit dem Provisorium, allerdings kann das Temporäre als eigene Qualität und nicht bloß als Ersatz begriffen werden. Diese besondere Qualität besteht etwa darin, dass in der zeitlichen Limitierung, manches möglich wird, was auf Dauer gesehen (noch) undenkbar scheint.“<sup>8</sup>*

Laut Jens Dangschat kann das Bedürfnis der Menschen nach Temporalität aus den unterschiedlichsten Motiven entstehen.

<sup>7</sup> Flusser zit. nach Hennig 2015, S. 155

<sup>8</sup> Temel zit. nach Hadyr/Temel 2006, S. 59

Geprägt durch die Kultur (Nomaden), veranlasst durch Zwang (Obdachlosigkeit, Flucht), bedingt durch die Fluktuation (altersbedingte Mobilität, wachsende Haushalte) oder dem modernen Lifestyle (Um-, Auf- oder Aussteiger) sowie auch im Kontext von Sicherungswünschen, wie die temporäre Nutzung des öffentlichen Raumes mit Schutz vor bestimmten Gütern.<sup>9</sup>

### Besitz und Besitzlosigkeit

#### Eigentum

Wie viel Besitz brauchen wir und weshalb wollen wir besitzen? Ist ein Sein ohne Haben heute noch möglich? Weshalb ist das Eigentum von so großer Bedeutung und kann Besitz wirklich ein Identitätsstifter sein? Wir wollen besitzen, um uns sicher zu fühlen. Man besitzt, um frei und unabhängig zu sein. Besitz bringt dem Menschen finanzielle Sicherheit und damit für viele ebenfalls Zufriedenheit und Wohlempfinden. Unsere Wirtschaft lebt vom Verbrauch und Konsum. Wenn der Mensch nicht kauft und nicht konsumiert, wird der Handel zerstört und die Börsen brechen zusammen, infolgedessen würde der Wohlstand verloren gehen und viele damit ihre Arbeitsplätze verlieren.<sup>10</sup>

Heute definieren sich die meisten über jene Dinge, die sie besitzen und jene Dinge definieren ebenso die Menschen beziehungsweise deren Wert. Somit ist das *Haben* wohl ein sehr wichtiger Aspekt der eigenen psychischen wie sozialen Identität. Man selbst und andere sehen einen, wozu man sich in Beziehung setzt, was einem gehört, was man trägt und was man erlebt. Dieses Phänomen hat sich in den letzten Jahrzehnten durch die sozialen Medien noch um ein Vielfaches verstärkt. Wer man ist und wie man sich selbst wahrnimmt, besteht

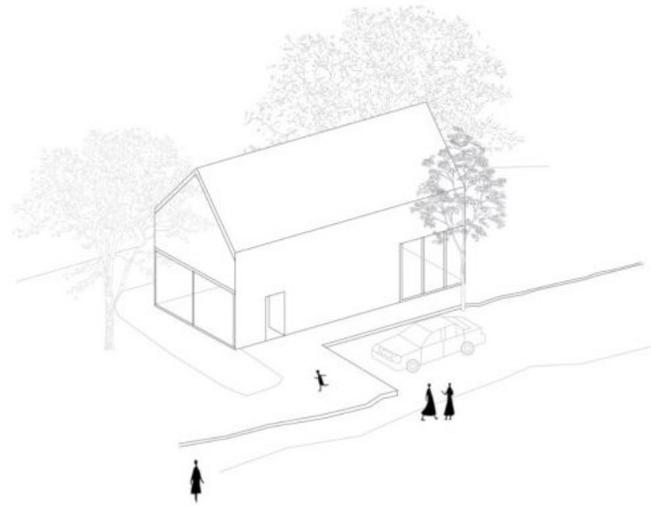
<sup>9</sup> vgl. Hadyr/Temel 2006, S. 9

<sup>10</sup> vgl. Demmelhuber 2014

nicht nur aus Erlebnissen und Begegnungen, sondern zusätzlich aus materiellen Dingen, mit denen man bestimmte Erinnerungen und Gefühle verbindet. Dies formt und definiert das Individuum. Besitz bildet für einen Großteil der Bevölkerung eine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Somit bildet Besitz anscheinend tatsächlich Identität. Mit der Aussage „ich bin“ ist das „ich habe“ heute unweigerlich verbunden.<sup>11</sup>

### Der Traum vom Einfamilienhaus

Das Einfamilienhaus ist für die meisten verbunden mit der Verwirklichung des Lebenstraumes, der eigenen Kindheit oder der Familiengründung. Es ist zu einem Archetypus geworden und neben den bewussten Motiven weist es überdies latente Motive auf, die das Einfamilienhaus für viele so bedeutend machen: Statuserwerb, Schaffung von maximaler Privatheit, sowie der Wunsch nach



**Abb. 3**  
Der Traum vom Einfamilienhaus

<sup>11</sup> ebd.

<sup>12</sup> vgl. Moser/Reicher 2002, S. 8f

<sup>13</sup> Laotse etwa 6.Jh. v. Chr.

Eigentum oder der Sehnsucht selbst etwas zu schaffen und oftmals darüber hinaus der Wunsch Grund und Boden zu besitzen. Das eigene Haus ist bei vielen noch immer mit den Begriffen der Heimat, Identität, Besitztum und Selbstverwirklichung verknüpft; mehr als es bei anderen Formen des Wohnens zutrifft. Die Statusrepräsentation bedeutet das Zeigen einer bestimmten gesellschaftlichen Position in der Öffentlichkeit eine Präsentation dessen, was man ist oder zu sein meint und oftmals gar eine Überhöhung von sich selbst. Die eigentliche Wirkung des Hauses als Statussymbol liegt jedoch nicht immer am Gebäude selbst, sondern im Grundstück verborgen, wobei es sich um ein unwiederbringliches, rares Gut handelt.<sup>12</sup>

### Die Tugend des Verzichts

„An Habe gewinnen heißt an Sein verlieren“<sup>13</sup>, lehrt Laotse. Friedrich Wilhelm Nietzsche sagt: „Der Besitz besitzt – Nur bis zu einem gewissen Grade macht der Besitz den Menschen unabhängiger, freier; eine Stufe weiter – und der Besitz wird zum Herrn, der Besitzer zum Sklaven.“<sup>14</sup>, während Goethe „es fällt ihm (dem Menschen) mehr auf, was ihm fehlt, als das, was er besitzt“<sup>15</sup> schreibt und noch vor kurzem sagt der deutsche Philosoph Manfred Hinrich „Besitz besetzt das Bewußtsein.“<sup>16</sup> Das Predigen der Besitzlosigkeit und die Ächtung des Habens kommt in allen Kulturen, Ländern und Zeiten vor. Auch aktuell lehnen immer mehr die Gier und den Massenkonsum, die der Kapitalismus mit sich bringt, ab. Die unendlich scheinende Profitmaximierung des heutigen Kapitalismus treibt die Welt wohl durch ihre Gewinn gier und durch den Raub an Ressourcen der Umwelt in den Abgrund. Um diese übersteigerte und oft absurde Art des Konsums stoppen zu können, muss die Menschheit diese Art des Konsums wohl bald als möglich verabschieden.<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Nietzsche 1878

<sup>15</sup> Goethe 1782, o.S.

<sup>16</sup> Manfred Hinrich o.J.

<sup>17</sup> vgl. Demmelhuber 2014

Das Eigentum scheint Grundlage aller gesellschaftlichen Verhältnisse geworden zu sein und wird dabei unverzichtbar. Aber ohne das Eigentum zu beurteilen zu wollen oder es gar in Frage zu stellen, scheint wohl offensichtlich, dass beim Konsumverhalten der Menschen dringend Veränderung vonnöten ist. Wie schon Ernst Festerl betont, „das auffälligste Zeichen unserer Wegwerfgesellschaft ist das Anhäufen von Dingen.“<sup>18</sup> Wenn jede Einzelne weiterhin alles für sich allein beanspruchen möchte, werden in kürzester Zeit alle Ressourcen verbraucht sein. Dasselbe Prinzip trifft auch auf die raren Güter Wohnraum sowie Grund und Boden zu.

### Teilen statt Besitzen

In vielen Belangen kommt momentan ein neues Verhältnis zu Besitz vermehrt zum Vorschein: „Teilen statt haben. Zusammen nutzen statt einsam horten.“<sup>19</sup> Hiermit ist Ressourcenteilung im Sinne einer gemeinschaftlichen Verwendung gemeint. Dabei geht es hauptsächlich um Waren, welche Privatpersonen besitzen, allerdings nicht dauerhaft nutzen und deshalb zur temporären Nutzung zur Verfügung gestellt werden können. Es geht aber nicht nur ausschließlich um den Verzicht, sondern um eine grundlegende Änderung in der Gesellschaft. Der Verzicht auf Eigentum soll demnach dem Erwerb von Nutzungsrechten zugutekommen, denn das Eigentum wird mittlerweile häufiger als unnötig, gar als Belastung oder als Einschränkung der Freiheit angesehen. Im Bereich des Wohnraums erfolgt seit einigen Jahren ebenfalls ein Wandel. Die kollektiven Konzepte beschränken den privaten, individuellen Wohnraum, dafür werden großzügige gemeinschaftliche Wohnbereiche zur Verfügung gestellt, die von den Bewohner\*innen geteilt und zusammen genutzt werden können.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Festerl 1995, o.S.

<sup>19</sup> vgl. Demmelhuber 2014

<sup>20</sup> vgl. Eichhorst/Spermann 2015, S. 3f

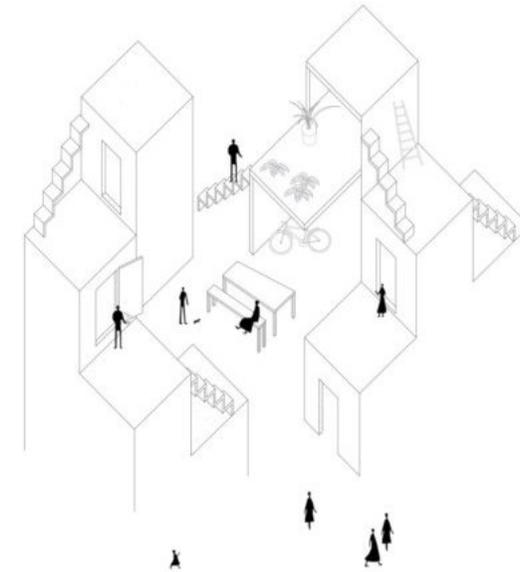


Abb. 4  
Nutzen statt Besitzen

Wenn die Welt *flüchtig* wird, wird der Mensch wieder zum Nomaden und der eigene Besitz dadurch nebensächlich? Könnte also die Zeit des Eigentums bald zu Ende sein? Können wir durch das Teilen den Konsum von Besitz und Verantwortung entkoppeln?

### Individualität und Kollektivität

#### Die Bedeutung des Individuums

Das Individuum ist zum *Maß aller Dinge*<sup>21</sup> geworden, denn der Kapitalismus fordert in erster Linie ein Gegeneinander anstatt eines Miteinanders. Der Wert des einzelnen Individuums und der Individualität wird hierbei verstärkt betont, die Gemeinschaft wiederum jenem stark untergeordnet. Sich selbst zu behaupten

<sup>21</sup> vgl. Berg 2017

und autonom zu agieren, unabhängig von anderen und frei von einer Gemeinschaft, ergibt das Zeitalter des Individuums und seiner Individualisierung. Trotzdem, oder sogar deswegen, werden die Anonymität, Vereinsamung und Isolation immer stärker, wodurch der Wunsch von vielen nach Gemeinschaft stets dringender wird.

#### Gemeinschaftliches Wohnen

Nachdem das gemeinschaftliche Wohnen lange Zeit das Thema der Utopien von Sozialisten und wohnreformerischen Bewegungen war, so scheint die immer größer werdende Einsamkeit in vielen urbanen Gebieten die Nachfrage nach mehr Gemeinschaft wieder zu stärken und die gemeinschaftlichen Wohnformen gewinnen wieder an Bedeutung. Heute kann die Wiederkehr der kollektiven Wohnprojekte und deren Konzepte als eine Gegenreaktion der immer größer werdenden Individualisierung und der einhergehenden Anonymität sowie Vereinsamung verstanden werden, zudem kann sie eine Alternative zu den traditionellen Angeboten am gegenwärtigen Wohnungsmarkt darstellen. Die heutigen gemeinschaftlichen Wohnprojekte reagieren unmittelbar auf den gesellschaftlichen Wandel und die hohe Nachfrage nach mehr differenzierten Wohnraum für neue Haushaltsformen und Familienstrukturen.<sup>22</sup>

Gemeinschaftliche Konzepte erhöhen jedoch gleichermaßen die Anforderungen an die Aufenthaltsqualität. Durch das Aneinanderrücken von Häusern und Wohnungen sowie Wohnräumen, wird die Verbindung der Nutzer\*innen beziehungsweise Bewohner\*innen untereinander verbessert und es können sich Synergien entwickeln. Diese räumliche Verdichtung soll Möglichkeiten für zufällige und gewollte Zusammentreffen bieten.

<sup>22</sup> vgl. Thrainer 2014, S. 48

## Stabilität und Mobilität

#### Globalisierung

Was genau unter Globalisierung zu verstehen ist, scheidet die Geister und die Meinungen gehen dabei weit auseinander. Einigkeit besteht jedoch darüber, dass es eine weltweite Verkettung von ökonomischen, sozialen, kulturellen und politischen Aktivitäten ist, deren Verknüpfungen an Zahl und Intensität kontinuierlich zunimmt und komplexer wird.<sup>23</sup> Nach Emmanuel Castell ist der Raum immer ein Ausdruck der Gesellschaft. Jede Veränderung einer Gesellschaft hat gleichermaßen einen Wandel der Raumstruktur zur Folge. Auch die Entwicklung des Verkehrssystems übt in diesem Kontext einen bedeutenden Einfluss auf die menschliche Gesellschaft aus. Die physische Mobilität entwickelte sich im 2. Jahrtausend zum Inbegriff des Freiheitsgefühls.<sup>24</sup> Distanzen können durch die globalisierte Welt und die daraus entstandenen Geschwindigkeiten des raschen technischen Fortschritts relativiert werden. Diese vorhandene Mobilität verursacht dabei ein *Schrumpfen der Welt*.<sup>25</sup> Das Verreisen hat für die Menschen einen ganz neuen Stellenwert erlangt. Eine Reise anzutreten ist heute so leicht wie nie zu vor: die Einfachheit, Grenzen zu überwinden, ist in der globalisierten Welt zu einem festen Bestandteil geworden. Grenzen zwischen verschiedenen Kulturen verschwinden überdies teilweise durch den Transport von Autos, Zügen und in erster Linie Flugzeugen. Die Strecke, die dabei überwunden werden muss, wird nicht mehr als eine Distanz wahrgenommen, sondern vielmehr marginalisiert, da die Reisenden keine Beziehung mehr zwischen ihrem gewohnten Umfeld und der zurückgelegten Strecke herstellen können.<sup>26</sup>

#### Flexibilität

„Nichts in der Geschichte des Lebens ist beständiger als der

<sup>23</sup> vgl. Ger 1999, S. 66

<sup>24</sup> vgl. Schörgi 2014, S. 19f

<sup>25</sup> a.a.O., S. 27

<sup>26</sup> vgl. Thrainer 2014, S. 36

Wandel<sup>27</sup>, ein Zitat von Charles Darwin, trifft wohl den Nagel auf den Kopf. Durch die zunehmende Globalisierung ist Flexibilität noch gefragter denn je; sie ist mittlerweile zum Standard geworden. Doch was gibt dem Menschen in diesen Zeiten noch Halt? Und wie flexibel kann der Mensch werden, ohne sich selbst zu verlieren?

Flexibilität gilt als Schlüsselqualifikation und gehört wohl schon zum Anforderungsprofil des Individuums. Die Fähigkeit der kurzfristigen Planung und Neuorientierung, beispielsweise die Bereitschaft, die Arbeitsstelle, die Arbeitsform und/oder den Wohnort zu wechseln, wird selbstverständlich abverlangt. Die Flexibilität wird von den Menschen als Subjektqualität gefordert, die im *flexiblen Menschen*<sup>28</sup> ihren Ausdruck findet. Der Mensch soll zeitlich wie örtlich disponibel und mobil sein. Wenn der Mensch flexibel wird, braucht er dann nicht genauso flexible Räume? Was sind flexible Räume und wie können wir diese flexiblen Räume schaffen? Werden Räume geschaffen, in denen die Architektur in den Hintergrund treten muss, um dadurch eine Bühne für die Flexibilisierung schaffen zu können, auf welcher das Individuum im Mittelpunkt steht? Oder geht das Individuum auf dieser Bühne verloren und wird heimatlos? Da die Veränderungen allgegenwärtig sind (und es auch bleiben werden), sehnt sich der Mensch nach Stabilität. Denn trotz dem ständigen Zwang zur Veränderung kann der Raum jene Ruhe bieten, die er benötigt.

*„Der moderne Mensch, den seine Berufstätigkeit immer stärker anstrengt und abhetzt, braucht eine Wohnung, die viel behaglicher und bequemer ist als die alten Zeiten, weil er sich in kurzer Zeit konzertiert erholen muß.“<sup>29</sup>*

27 Darwin  
 28 Sennett 1998  
 29 Rainer 1974, S. 64

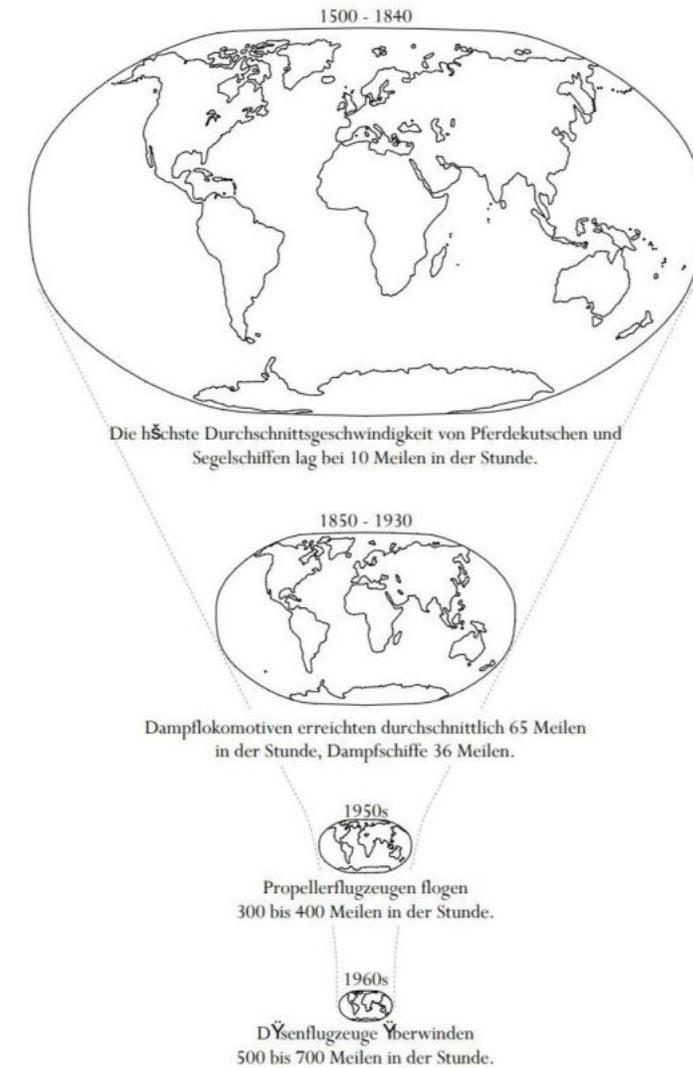


Abb. 5  
 Das Schrumpfen der Welt

# Temporalität





## I TEMPORALITÄT

### I.I S. 30-48

Heimatsuche

### I.II S. 50-64

Zuhause im  
Fremden

### I.III S. 66-88

Homo mobilis

*Exkurs: Das Bild der Fremde*

### I.IV S. 100-150

Räume des  
Temporären

## I.I

Heimatsuche

Etymologischer Blickwinkel  
Heimat als Ort  
Heimat als Gefühl  
Heimat: ein verzichtbarer Begriff?



Abb. 7  
Die ewige Suche nach der Heimat.

### Etymologischer Blickwinkel

Was bedeutet *Heimat* für den Menschen, kann sie überhaupt beschrieben werden? Wie können Menschen Heimat erfahren? Und braucht jeder Mensch eine Heimat oder fehlt sie uns erst dann, wenn wir sie schon verloren haben?

Heimat kann ein Ort, eine Straße, ein Haus oder eine Wohnung sein, aber ebenso ein Gefühl, eine Empfindung oder sogar nur eine Erinnerung. In der Geschichte der Menschheit hat sich der Wert und die Bedeutung des Begriffes der Heimat stark gewandelt - so muss man sich vielleicht fragen, ob die Heimat in der globalisierten Welt schon zu einem Mythos geworden ist, zu einem wertlosen Begriff, der in dieser Form nicht mehr existiert?<sup>31</sup>

### Der Begriff

Betrachtet man den Begriff zuerst rein etymologisch, so finden sich die Vorläufer im Althochdeutschen *heimuti* oder *heimoti* und im Mittelhochdeutschen *heimout(e)*, was so viel wie *Grundbesitz*, *Gut* oder *Anwesen* bedeutete. Der deutsche Begriff der Heimat ist erst seit dem 15. Jahrhundert bekannt, welcher von dem Nomen *Heim* abgeleitet wurde und vorerst für das Lager oder den Ort, wo man sich niederließ, stand.<sup>32</sup> Anfangs war es kaum möglich zwischen der Heimat und dem Heim zu unterscheiden. Laut Michael Neumeyer konnte erst später durch den Zusammenhang des Raumbezugs, welcher die Heimat als „den um das Heim liegende Bezirk“ definierte, und das Heim sich mehr zu dem Haus oder der Wohnung, also dem „innenliegenden Raum der Heimat“, entwickelte, zwischen den beiden Begriffen besser differenziert werden.<sup>33</sup> Besonders ist außerdem, dass der Begriff der *Heimat* in seiner klassischen Bedeutung, in keiner anderen Sprache in dieser Weise besteht –

<sup>31</sup> vgl. Leimgruber 2017

<sup>32</sup> vgl. Bastian 1995, S. 20f

<sup>33</sup> vgl. Joisten 2003, S. 19

demnach handelt es sich beim Begriff der Heimat um ein Idiom.<sup>34</sup> Er existiert in seiner Bedeutung und Form nur im Deutschen und ist schwer in andere Sprachen übersetzbar. Bei direkten Übersetzungen kann dabei nämlich auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes verloren gehen. Denn das Wort der *Heimat* ist im deutschen Sprachgebrauch immer auch mit den Begriffen *Zuhause*, *Heim*, *Vertrautheit*, *Schutz* und *Sesshaftigkeit* verbunden. Durch die große Bedeutsamkeit der Heimat wurde der Begriff in der Vergangenheit schwer belastet, nämlich einerseits von der deutschen Romantik und Dichtkunst verfälscht sowie andererseits vom deutschen Faschismus beschmutzt.<sup>35</sup>

Im Vergleich dazu gibt es im Englischen den Begriff *native place*, was jedoch fast ausschließlich auf Geografisches verweist. *Native place* bezieht sich nur auf das Land oder den Ort, an dem man geboren wurde, ohne jegliches Gefühl von Vertrautheit oder Verbundenheit. Am ehesten kommt dem deutschen Heimatbegriff das englische *homeland*, welches dennoch nicht dieselbe Bedeutung hat. Es ist mit viel weniger Sehnsucht, Schutz und Geborgenheit verbunden und hat nie dieselbe Bedeutsamkeit erlangt.<sup>36</sup>

Sehr nahe hingegen kommt der Heimat das kroatische Wort *dom*. Hier ist die Bedeutung des Wortes mit ähnlich großen Gefühlen verbunden und bezieht sich dabei meist auf die Begriffe *kod kuće* (Zuhause) und *kuća* (Haus).<sup>37</sup> Welch große Bedeutung der Begriff für das kroatische Volk hatte, zeigt sich auch im ehemaligen Kriegsruf „*Za Dom*“, also „*Für die Heimat*“. Wie im Deutschen wurde der Begriff im Zweiten Weltkrieg ebenfalls für faschistische Zwecke missbraucht. So lautete die Ustaša-Parole „*Za Dom – Spremni*“, was so viel bedeutet wie „*für die Heimat bereit*“.<sup>38</sup>

<sup>34</sup> vgl. Duden online o.J.a

<sup>35</sup> vgl. Türcke 2006, o.S.

<sup>36</sup> ebd.

<sup>37</sup> vgl. Pintarić 2005, S. 229

<sup>38</sup> vgl. Benčić 2017, o.S.

## Heimat als Ort

Stellt die Heimat nun einen Ort, einen Raum oder eine Region dar und muss sie überhaupt immer an einen Ort gebunden sein? Kann nicht jeder Ort zu unserer Heimat werden?

Denkt man an seine Heimat, so scheint sie zunächst etwas Physisches zu sein: ein Land, ein Ort, ein Raum. Viele verbinden sie in erster Linie mit ihrem Geburtsort. Ist Heimat also dort, wo wir geboren oder aufgewachsen sind? Die Menschen werden von ihrer Umwelt geprägt. Seien es die Familie, die Muttersprache, die Wohnung, aber ebenso Dinge, Rituale, Mentalitäten oder Einstellungen der Länder, welche den Menschen nachhaltig formen. Genau aus diesen Gründen verbinden viele ihre Heimat vor allem mit jenen Erfahrungen und Erlebnissen, die sie in ihrer Kindheit gemacht haben und fühlen oft eine tiefe Verbundenheit zu den Orten aus dieser Zeit.<sup>39</sup> Doch genau diese Heimat der Kindheit kann trügen, immerhin ist sie in erster Linie eine Erinnerung. Für Ernst Bloch ist Heimat nicht ausschließlich das, was in die Kindheit scheint, es sei genau das Gegenteil der Fall: Erst der Schein der Heimat erzeugt im Menschen das, was sie als Kindheit empfinden mögen. Deshalb dürfe man die Heimat nicht automatisch mit dem Ort der Kindheit gleichsetzen.<sup>40</sup>

Jedes Land, jeder Region, jeder Ort hat seine eigene Identität. In welcher Verbindung stehen die beiden Begriffe Identität und Heimat zueinander? Gibt es ohne Heimat also auch keine menschliche Identität mehr? Oder sind die beiden Begriffe zwar miteinander verwoben, aber bedeuten doch grundsätzlich unterschiedliche Dinge? Verwechseln wir vielleicht unsere Identität mit dem Begriff der Heimat? Sprache, Rituale, Bräuche, Architektur und die Umwelt zählen zur Identität eines Landes. Würde man all diese Begebenheiten

<sup>39</sup> vgl. Brost/Wefing 2016

<sup>40</sup> vgl. Metz/Seeßlen 2019



Abb. 8 und 9  
Wie kann Heimat aussehen?

und Besonderheiten aus einem Land entfernen, wäre das Land dermaßen entfremdet, dass es nicht mehr wiederzuerkennen sei, schließlich würde es seine Identität verlieren; der Mensch jedoch nicht seine Heimat, wenn diese als der Geburtsort verstanden wird. Wir vertauschen also häufig den Begriff des Geburtsortes mit der Heimat und ebenso stellen wir oft fälschlich die Identität eines Landes mit der Heimat gleich.

### Heimat als Gefühl

Wenn die Heimat nicht an einem einzelnen Ort hängt, handelt es sich bei dem Begriff vielleicht doch eher um ein Gefühl?

Vielfach hat der Begriff der Heimat mehr mit den Empfindungen, welche man für einen Ort entwickelt hat, als mit dem Ort selbst zu tun. Sie ist vor allem ein Gefühl von Geborgenheit, weil man in die Heimat vertrauen kann. Sie bedeutet sich zu Hause, sich wohl und sicher zu fühlen.<sup>41</sup> Jedoch kann sie mitunter auch Gewohnheit bedeuten. Wie wichtig der Begriff der Gewohnheit für die Heimat ist, wird später noch genauer anhand der Theorie von Vilém Flusser erläutert.<sup>42</sup> Heimat bewahrt die Erlebnisse der Vergangenheit, womit sie den Menschen vermeintlich vor der Gegenwart und der Zukunft schützt. Die Menschen verbinden Assoziationen und Erinnerungen oft mit dem Empfinden von Sicherheit, Verständnis, Zugehörigkeit oder Anerkennung. Auslöser dieser heimatlichen Gefühle können die Sprache, Melodien, Gerüche oder bekannte, geliebte Speisen sein. Gefühle sind stets subjektiv und damit wird gleichfalls die Antwort auf die Frage, was Heimat ist, wohl immer davon abhängig sein, wen man danach fragt.<sup>43</sup>

<sup>41</sup> vgl. Bastian 1995, S. 23

<sup>42</sup> vgl. Flusser 1992

<sup>43</sup> vgl. Bastian 1995, S. 23f

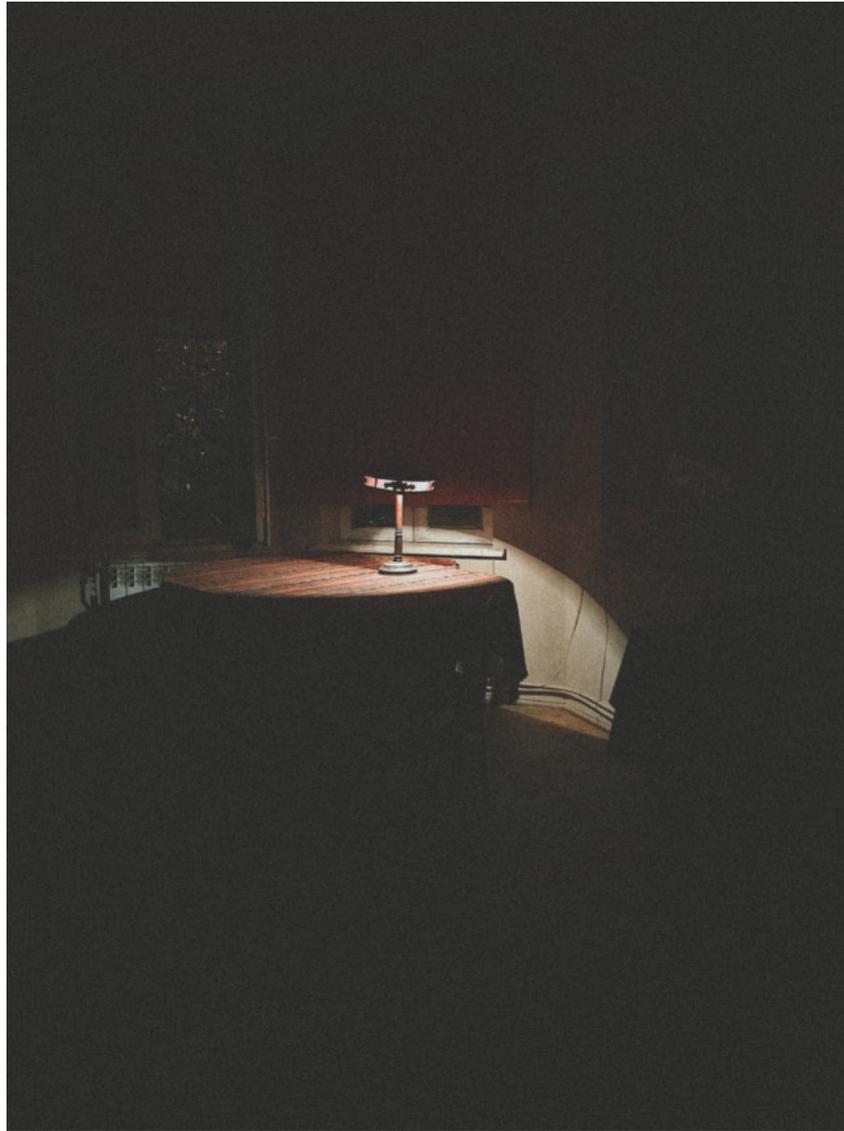


Abb. 10  
Das Gefühl von Heimat?

Das Problem am Begriff des Heimatgefühls ist indessen, dass diese Heimatgefühle schnell romantisiert und somit zu einer bloßen Vorstellung des *Begriffs* selbst werden können. Die Heimat entwickelt sich damit zu einem nostalgischen Gedankengut.<sup>44</sup>

Wie falsch es ist, ausschließlich den Geburtsort als die Heimat zu definieren, wird vor allem dann deutlich, wenn man über den Tellerrand hinausblickt. Heimat kann viele Gesichter haben. Nicht viele haben das Glück in einem sicheren Land, in einer intakten Familie oder in einem Einfamilienhaus mit Garten aufzuwachsen. Für unzählige Menschen bedeutet der Geburtsort – also die angebliche Heimat – Krieg, Gefahr, Angst und Schmerz. Sie müssen fliehen, um an einem anderen, sicheren Ort eine neue Heimat zu suchen.

Heimat kann also ein Gefühl sein, an dem wir uns sicher fühlen, ein Gefühl für die Menschen, für die man Verantwortung trägt, ein Gefühl sich zu Hause zu fühlen. Heimat kann ebenso an einen Ort gebunden sein, aber nicht nur an einen einzelnen. Heimat kann überall sein, sie kann immer wieder neu gemacht werden.<sup>45</sup>

#### Heimat: ein verzichtbarer Begriff?

Die heutige Zeit fordert vorwiegend durch die ständig wachsende Globalisierung in jeglichen Bereichen mehr Flexibilität. Der Mensch muss sich diesem Phänomen anpassen und lernen, flexibler zu leben. Wie viel Heimat hat der Mensch heute überhaupt noch? Muss man sich nicht nun schon die Frage stellen, ob die Menschen in einer globalisierten Welt noch eine Heimat brauchen? Und, wenn wir sie brauchen, kann dann Heimat nicht auch ein Prozess sein oder werden, etwas was sich stets neu bilden oder sich vom Menschen

<sup>44</sup> vgl. Türcke 2006, o.S.

<sup>45</sup> vgl. Flusser 1992, S. 263

neu angeeignet werden kann? Kann Heimat nicht überall sein? Und weshalb sollten wir nicht dazu in der Lage sein, sie neu zu gestalten?<sup>46</sup>

Unter zahlreichen Theorien und Denkweisen zum Thema Heimat zählen jene des Philosophen Vilem Flusser und des deutschen Schriftstellers Bernhard Schlink zu den bedeutendsten und vor allem auch zu jenen, welche meiner Meinung nach für die heutige Zeit die angemessensten Werte vermitteln.

#### Heimat eine Utopie?

Das Zitat von Ernst Bloch, Heimat sei „*das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war*“;<sup>47</sup> ist scheinbar unentbehrlich, wenn man über die Definitionen und Sichtweisen vom Begriff der Heimat liest. Oft wird das Zitat genau dafür verwendet, um die Schwierigkeit der Definition von Heimat zu unterstreichen. Selbst Bernhard Schlink bezieht sich mit dem Titel seines Essays „Heimat als Utopie“ auf Ernst Bloch.<sup>48</sup>

Für Schlink ist zunächst wichtig den scheinbaren Gegenbegriff der Heimat zu erklären: das *Exil*. Denn ursprünglich bedeutet das Exil eine räumliche Trennung von seiner Heimat, indem man von ihr durch Gewalt oder Not vertrieben wurde. Schlink definiert ihn jedoch überdies als einen metaphorischen Begriff. Das Exil sei eine Metapher für die Erfahrung der Entfremdung. Allerdings müsse das Exil seiner Meinung nach nicht ein räumliches Element tragen, da die Erfahrung des Exils auch ohne räumliche Veränderung gemacht werden könne. Er nennt hierbei zum Beispiel Angehörige von Minderheiten. Das Exil muss aber nicht ausschließlich negativ konnotiert sein, denn nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Amerika das Exil von vielen und wurde vor allem mit Offenheit und Universalität assoziiert. Die Heimat

<sup>46</sup> vgl. Schaarschmidt 2017

<sup>47</sup> Bloch 1985, S. 1628

<sup>48</sup> vgl. Schlink 2000

hingegen wurde zu einem eher negativ belasteten Begriff.<sup>49</sup> Für Schlink gibt es ein Recht auf Heimat. Richtig verstanden wäre dieses Recht, ein Recht auf einen Ort, an dem man wohnen und arbeiten kann, an welchem man Familie und Freund\*innen hat. Dieses Recht ist auch alles andere als eine Ideologie. Das Recht auf Heimat wäre das Menschenrecht schlechthin, es ginge gar noch jenen von Freiheit, Gleichheit und Glück voraus. Für ihn beginnt Heimat mit der Anerkennung und der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Gänzlich falsch wäre es jedoch, das Recht einzufordern oder den Wunsch zu haben, andere von diesem Ort auszuschließen.<sup>50</sup>

Genauso geht Ernst Bloch davon aus, dass nur eine Heimat ohne Besitz, Macht oder Grenzstein, und vor allem ohne ideologische Besetzung, eine glückliche Heimat sein könne. Diese Heimat, so Bloch, ist ein Zustand, der entweder von jedem Menschen oder aber von niemanden erreicht werden könne, „*denn jener Mensch, der anderen Menschen die Heimat raubt oder sie ihnen verweigert, hat seine eigene Heimat schon verloren, auch wenn er es selber nicht bemerken will.*“<sup>51</sup>

Eine Umfrage des deutschen Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* ergab, dass für 31 Prozent der Menschen die Heimat der Wohnort sei, für 27 Prozent der Geburtsort, für 25 Prozent die Familie, für 6 Prozent die Freunde und nur für 11 Prozent das Land selbst. Die Heimat wurde also in mehrere Orte unterteilt: als der Wohnort, der Geburtsort, der Ort, an dem die Familie lebt oder der Ort, wo die wichtigsten Freunde sind. Jeder hätte einen oder gar mehrere dieser Orte und würde man einen davon verlieren, so könne man sich wiederum einen neuen Ort suchen. Als wichtigstes Resultat sieht Schlink jedoch, dass es wohl weniger wichtig ist, wo der Ort, an dem

<sup>49</sup> a.a.O., S. 7f

<sup>50</sup> a.a.O., S. 40

<sup>51</sup> Metz/Seeßlen 2019



Abb. 11  
Heimweh, das eigentliche Heimatgefühl?

man wohnt, Familie oder Freund\*innen hat ist, als dass es ein Ort ist, wo wir einer Gemeinschaft angehören können, sei man mit ihr durch Freund\*innen, Verwandtschaft oder der Geburt verbunden. Die Erfahrungen, was die Heimat für den Menschen ist, werden aus der Distanz gewonnen.<sup>52</sup> Erst durch den Verlust oder Mangel kann man das Selbstverständliche erkennen: „Die Heimaterfahrungen, werden gemacht, wenn das, was Heimat jeweils ist, fehlt oder für etwas steht, das fehlt.“<sup>53</sup>

#### Ein Nichtort?

„So sehr Heimat auf Orte bezogen ist, Geburts- und Kindheitsorte, Orte des Glücks, Orte, an denen man lebt, wohnt, arbeitet, Familie und Freunde hat – letztlich hat sie weder einen Ort noch ist sie einer. Heimat ist Nichtort. Heimat ist Utopie“.<sup>54</sup>

Wenn nun jemand sagt, die Heimat wäre da, wo man seine Wurzeln habe und Wurzeln seien nichts Utopisches, sondern etwas Gewachsenes, so sagt Schlink, dass man Wurzeln schlagen würde und erst, wenn man sie schlägt, können sie wachsen. Allerdings ist nach Bernhard Schlink nicht nur für jene, die von ihrer Heimat räumlich getrennt worden sind, Heimat eine Utopie. Auch für die, die ihr ganzes Leben lang am selben Ort gelebt haben, ist jener Ort als Heimat für ihn eine Utopie. Dieser Ort trägt die Utopien des gesamten Lebens: Er birgt Erinnerungen, Träume, Sehnsüchte und Hoffnungen. Wichtig ist ebenso, dass das Verständnis der Heimat als Utopie nichts von der eigentlichen Qualität der Heimat nimmt. Demgegenüber wird sie denaturiert, wenn man versucht aus der Heimat von einem *Nichtort* zu einem Ort zu machen. Schließlich verspüre man die Heimat dann

<sup>52</sup> vgl. Schlink 2000, S. 23f

<sup>53</sup> a.a.O., S. 24

<sup>54</sup> Schlink 2000, S. 32

am intensivsten, wenn sie einem fehlt. Für Schlink selbst ist Heimweh das eigentliche Heimatgefühl. Erinnerungen machen einen Ort zur Heimat, vor allem die Erinnerungen an Vergangenes oder Verlorenes beziehungsweise die Sehnsucht, nachdem was man verloren hat.<sup>55</sup> „Heimat ist ein Ort nicht als der, der er ist, sondern als der, der er nicht ist.“<sup>56</sup>

#### Heimatgefühl durch Gewohnheit?

Für Vilem Flusser ist Heimat Gewohnheit – und diese Gewohnheit sei das schlimmste Übel. Er schreibt in seinem Buch *Bodenlos* über „Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit – Heimat und Geheimnis – Wohnung und Gewohnheit“. Er selbst wurde 1920 in Prag geboren, in deutscher Kultur erzogen und musste während des Zweiten Weltkriegs aufgrund seiner jüdischen Abstammung fliehen. Danach lebt er jahrelang in Brasilien, versuchte sich die dortige Kultur anzueignen und setzte sich Jahre später in Frankreich in einem provenzalischen Dorf nieder.<sup>57</sup> Er selbst sagte von sich „*Ich bin Heimatlos – weil zu viele Heimaten in mir lagern.*“<sup>58</sup> Flusser macht in seinem Buch darauf aufmerksam, dass die Beheimateten meist geheime Fasern an ihre Heimat binden und vor allem an jene Dinge und Menschen, die dort verweilen. Wäre man jedoch fähig, die Heimat analytischer zu betrachten, so würde man erkennen, dass diese geheimnisvolle Bindung in die Heimat den Blick getrübt hat, und dass das Trennen von der eigenen Heimat keinen Schmerz bereiten muss, sondern vielmehr auch ein freies Denken, Handeln und Urteilen ermöglichen würde. Weiters würde man erkennen, dass nicht nur man selbst geblendet wurde, sondern dass jede Heimat den Blick des Beheimateten trübt und folglich alle Heimaten gleich seien. Durch dieses geheimnisvolle Heimatgefühl wird der Mensch an einen Ort gefesselt

<sup>55</sup> a.a.O., S. 33f

<sup>56</sup> ebd.

<sup>57</sup> vgl. Möller 2008, S. 263

<sup>58</sup> Flusser 1992, S. 247

und stellt gleichzeitig das Problem der Freiheit dar.<sup>59</sup>

Es ist interessant, wie die erste Heimat für viele Menschen so emotional wahrgenommen wird, obwohl man bekanntlich in die erste Heimat schlichtweg hineingeboren wurde. Flusser argumentiert, dass man keine Wahl hatte und die Fesseln, die einen an die Menschen an jenem Ort binden, einem meist zu weiten Teilen auferlegt wurden. Suche man sich hingegen eine neue Heimat und bemüht sich um neue Beziehungen zu Menschen, so geschieht dies aus freiem Willen und eigener Entscheidung. Er vertritt den Standpunkt, dass jene Verbindungen, die man frei wählt, nicht weniger wichtig oder gefühlsbestimmt sein können, wie jene aus der ersten Heimat, in welche man hineingeworfen wurde. Sie können genauso stark sein, nur eben freier. Freiheit sei somit nicht das Zerschlagen der bestehenden Bindungen, sondern vor allem das Flechten neuer. Patriotismus ist für Flusser genau deshalb so verheerend, da er diese auferlegten menschlichen Bindungen verherrlicht und die neuen, frei gewählten vernachlässigt. Der Patriotismus stellt biologische Beziehungen somit über Freundschaft und Liebe.<sup>60</sup> Hat eine Heimat Codes, die man erlernen muss, um sich jene aneignen zu dürfen? Flusser ist der Meinung, dass es sich bei der Heimat nicht um bewusste Regeln handle, die man erlernen könnte, sondern vielmehr um einzelne, unterbewusste Gewohnheiten. Diese Gewohnheiten werden deutlich in seiner Theorie, in welcher er den Unterschied zwischen der Wohnung und der Heimat definiert:

„Man hält die Heimat für den relativ permanenten, die Wohnung für den auswechselbaren, übersiedelbaren Standort. Das Gegenteil ist richtig: Man kann die Heimat auswechseln oder keine haben, aber man muß immer, gleichgültig wo,

<sup>59</sup> a.a.O., S. 250f

<sup>60</sup> ebd.

*wohnen... Denn ohne Wohnung kommt man buchstäblich um... ohne Wohnung, ohne Schutz von Gewöhnlichem und Gewohntem ist alles, was ankommt, Geräusch, nichts ist Information, und in einer informationslosen Welt, im Chaos, kann man weder fühlen noch denken noch handeln.*<sup>61</sup>

### Heimatliebe

Flusser hebt hervor, dass man so strikt wie möglich zwischen der Heimat und der Wohnung unterscheiden müsse. Es dürfe nämlich nicht Primäres mit Sekundärem vermischt werden. Die Wohnung sei das Primäre, ein Netz von Gewohnheiten, das dazu diene, das Erlebte zu verarbeiten und den Menschen auf Neues vorzubereiten.<sup>62</sup>

Es gibt aber nicht nur eine äußere Dialektik zwischen der Wohnung, dem Gewohnten, und der Welt, dem Ungewohnten, sondern auch eine der Wohnung selbst innewohnende Dialektik. Da die Wohnung dem Ungewohnten offenstehe, indem sie es ermöglicht, Ungewohntes als Information wahrzunehmen, kann sie selbst nicht mehr wahrgenommen werden. Ansonsten würde man sie nur als dumpf empfinden. Flusser greift hierbei auf das Phänomen der Ästhetik zurück, um dies genauer zu erläutern. Denn in der Ästhetik werden jene dumpfen Empfindungen als „Hübschheit“ definiert. Die meisten empfinden ihre Wohnung aus dem einfachen Grund als hübsch, weil sie an jene gewohnt sind. Aber nimmt man etwas Neues, etwas Ungewohntes wahr, so empfindet man es zuerst oftmals als hässlich, da man befürchtet, es könnte das Gewohnte stören. Erst wenn man sich darauf einlässt und das Ungewohnte verarbeitet werden kann, dann könnten wir die Schönheit darin erkennen.<sup>63</sup> Mit der Zeit wird diese Schönheit allmählich durch die Gewohnheit zur Hübschheit. Dieses Phänomen erklärt für Flusser das Entstehen des Gefühls

61 Flusser 1992, S. 260

62 a.a.O., S. 261

63 a.a.O., S. 262

der Heimatliebe, denn der Beheimatete verwechsle die Heimat mit seiner Wohnung. Die Heimat ist daher nur deswegen so hübsch, weil wir sie bereits kennen und an sie gewöhnt sind, wodurch wir dabei Schönheit mit Hübschheit verwechseln. Gleichzeitig verstrickt sich die Beheimatete einerseits in ihre Heimat und ist andererseits nicht mehr offen für das Fremde, das Unbekannte, für ihn Hässliche. Genau aus diesem Grund ist für Flusser der Patriotismus ein „Symptom einer ästhetischen Krankheit“.<sup>64</sup>

*„Die irrtümlich als Schönheit empfundene Hübschheit einer jeden Heimat, diese Verwechslung zwischen Ungewöhnlichem und Gewohntem, zwischen Außerordentlichem und Ordinärem, ist in manchen Heimaten jedoch nicht nur eine ästhetische, sondern eine ethische Katastrophe. Wenn ich die Provence oder das Allgäu für schön halte, und dies nicht, weil ich diese Gebiete entdeckt habe, sondern weil ich an sie gewöhnt bin, dann bin ich Opfer eines ästhetischen, nicht aber notwendigerweise eines ethischen Irrtums. Halte ich jedoch Sao Paulo für schön, dann begehe ich eine Sünde. Denn die alle Phänomene verdeckende und abrundende Wattedecke der Gewohnheit läßt mich dann das dort herrschende Elend und Unrecht nicht mehr wahrnehmen, sondern nur noch dumpf empfinden. Es wird dann ein Teil der heimatlichen Hübschheit, die ich als Schönheit empfinde. Das ist das Katastrophale an der Gewohnheit.“*<sup>65</sup>

Für Vilem Flusser ist die Wohnung somit zwar auch die Grundlage eines jeden Bewusstseins, durch die man die Welt überhaupt erst wahrnehmen kann, jedoch ebenso die Betäubung, weil man sie selbst

64 ebd.

65 Flusser 1992, S. 262f

nicht mehr wahrnimmt, sondern sie nur mehr dumpf empfunden wird. Aus der Theorie Flussers geht also hervor, dass nicht Wohnung mit Heimat oder umgekehrt gleichgesetzt werden darf. Wohnen ist ein Grundbedürfnis eines jeden Menschen, es ist das Primäre. Die Heimat ist dies nicht; wir können sie stets neu bilden, jedoch wird sie immer nur ein Begriff für die Menschen bleiben, für welche wir Verantwortung tragen.<sup>66</sup>

Was kann man nun aus der Theorie des Medienphilosophen lernen? Es soll damit weder gesagt werden, es wäre nicht gut sich heimisch zu fühlen oder gar eine Heimat zu haben, noch soll die Vertreibung von Menschen aus ihren Ländern verharmlost werden. Es ist lediglich die Einfältigkeit des Begriffs, die in Frage gestellt wird; jene vermeintliche Tatsache, dass der Mensch nur eine Heimat haben könne sowie die Blendung der Menschen von ihrer eigenen Gewohnheit. Dies hätte nämlich sonst zur Folge, dass man nie wieder eine Heimat finden könnte, würden wir einmal unseren Geburtsort verlassen.

Selbst wenn man somit den Begriff der Heimat nur anders definiert, anstatt ihn vollkommen zu streichen, scheint mir die Frage nach dem Verzicht des Begriffs dennoch verständlich. Sozusagen bedeutet dies nicht, dass die Frage nach der Notwendigkeit des Begriffes eine falsche wäre, weil der Begriff der Heimat in den meisten Fällen gänzlich falsch verwendet wird, aber könnte es nicht insofern doch ratsam sein darauf zu verzichten? Ich frage mich, ist es nicht vielleicht sogar möglich, dass die Freiheit des Menschen seine Heimat inkludiert? Die Freiheit heimatlos zu sein, aber gleichzeitig auch überall zuhause sein zu können?

<sup>66</sup> aa.O., S. 263

## I.II

Zuhause im Fremden

Der Raum als Ort der Permanenz  
Heimatlosigkeit  
Orte der permanenten Vorläufigkeit

### Der Raum als Ort der Permanenz

Wie Vilém Flusser betont, ist das *Wohnen* – also der *Raum* – das Primäre.<sup>67</sup> Zuhause ist der Ort, an dem man sich zurückziehen kann und sich sicher fühlt. Wie schon erwähnt muss dieses Zuhause aber dabei nicht an einen bestimmten Ort gebunden sein, sondern entsteht vielmehr durch ein Gefühl, dass sich bei dem Menschen einstellt, sobald wir eine menschliche Bindung mit einem Raum, einer Wohnung oder einem Haus eingehen; ein Gefühl von Wohlbefinden und der Zugehörigkeit. Mit unserem Zuhause verbinden wir Intimität und Schutz, das Zuhause ist das Nest des Menschen.

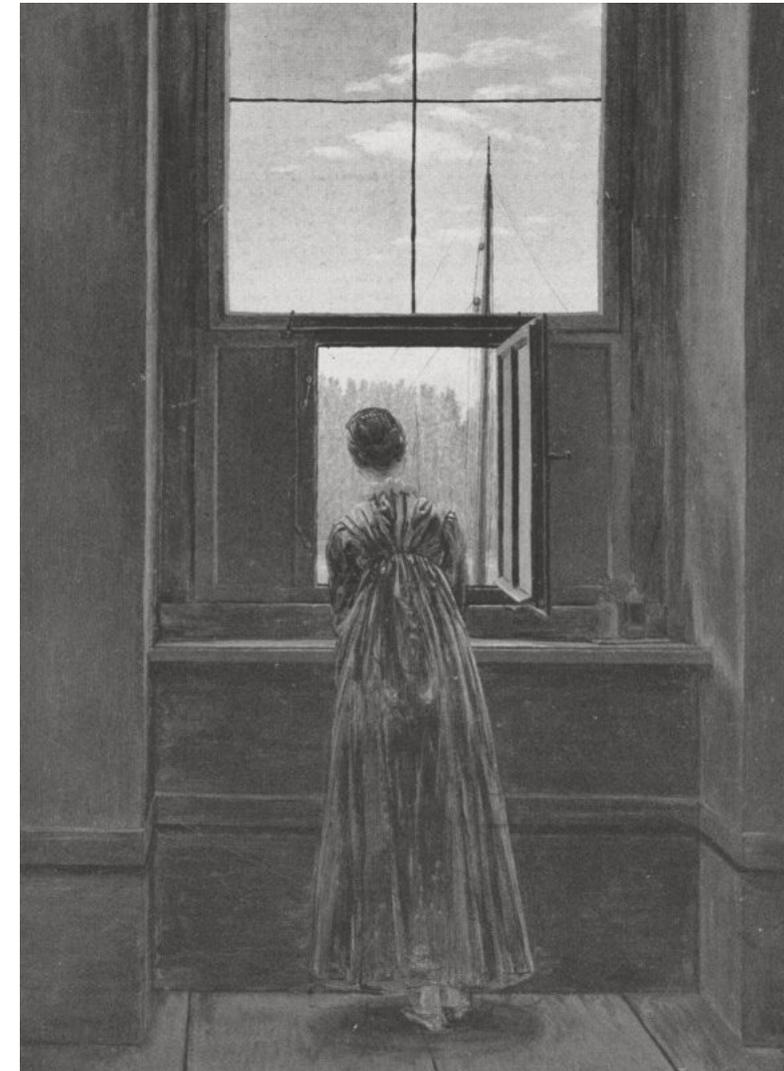
*„Zuhause ist der Ort, an den man sich zurückziehen kann, an dem man sich sicher fühlen kann und von dem aus man sich den Rest der Welt um sich herum organisieren kann... Der Begriff ‚zu Hause‘ oder das ‚Zuhause‘ ist mehr als eine reine Positionsbestimmung. Im wörtlichen Sinne bedeutet zu Hause zu sein, sich in einem Haus befinden – in einem Haus mit mindestens vier Wänden und einem Dach. Allerdings wird der Begriff oft abstrakter verwendet – nicht immer, wenn man von sich sagt, man sei zu Hause, befindet man sich tatsächlich in einem Haus. Vielmehr wird der Begriff metaphorisch gebraucht, als bildlicher Ausdruck für ein Phänomen. Zu Hause sein drückt eine Befindlichkeit aus, Menschen und ihre Identitäten werden ganz grundlegend von den Orten bestimmt, an denen sie sich aufhalten: Sie prägen unser Dasein.“<sup>68</sup>*

Jedoch sind das *Haus* und das *Zuhause* keine identischen Dinge, aber das Haus kann gewissermaßen den Raum für das Zuhause formen. In *Understanding Architecture* differenzieren McCarter

<sup>67</sup> vgl. Flusser 1992, S. 260

<sup>68</sup> Achammer-Kiss 2008, S. 20f

<sup>69</sup> McCarter/Pallasmaa 2012, S. 219



**Abb. 13**  
Frau am Fenster, Caspar David Friedrich, 1822

*„Besides sitting by the fire, the sense of home is at its strongest when seeing the light in the window of one’s home, or when looking out from the protection of the home.“<sup>69</sup>*

und Pallasmaa die beiden Begriffe: Das Haus wäre an sich etwas Materielles, räumliches und architektonisches, wobei das Zuhause ein einzigartiger Rahmen und ein Produkt des Handelns in der Wohnung wäre. Somit ist das Zuhause mit subjektiven Bedeutungen, Symbolen, Erinnerungen und Bildern aufgeladen. Es ist eine Reihe von persönlichen Ritualen, Gewohnheiten und Routinen des Alltags. Das Zuhause ist eine Erweiterung seiner Bewohner\*innen.<sup>70</sup>

### Begriff des Wohnens

#### Gewohnte Orte

Für Christian Norberg-Schulz hingegen hängt das Wohnen immer mit einem Ort zusammen, da es sich erst an ihm herausbilden kann. Er sieht sogar eine unmittelbare Beziehung zwischen der Identität des Menschen und dem Ort. Diese Identität hängt seiner Meinung nach direkt von der Zugehörigkeit zu Orten ab, welche er in Zusammenhang mit dem Begriff der Beständigkeit bringt. Dies setzt Norberg-Schulz mit der Etymologie des Wortes Wohnen in Verbindung, da sich jenes von *das Gewohnte* ableiten lässt, was etwas Bekanntes respektive etwas Übliches bezeichnet.<sup>71</sup> „*Gewohnheit kommt vom Wohnen, Wohnen vom Gewohnten*“,<sup>72</sup> schreibt Gert Selle. Also kann damit unter Wohnen ein „*Zuhause-Sein an einem bestimmten Ort verstanden werden*“ beziehungsweise „*eine gewisse Ständigkeit sowie Heimisch-Sein an einem bestimmten Ort und über eine bestimmte Zeitspanne hinweg*.“<sup>73</sup>

An der etymologischen Entwicklung des Begriffs *Wohnen* kann man eine zunehmende Bedeutung des gewohnten Ortes und entsprechender Assoziationen bemerken. Das Wohnen wird vor allem mit etwas *Umschließenden, Vertraut-sein, Geborgenheit,*

<sup>70</sup> vgl. McCarter/Pallasmaa 2012, S. 217

<sup>71</sup> vgl. Hennig 2015, S. 169

<sup>72</sup> Selle zit. nach Hennig 2015, S. 169

<sup>73</sup> Hennig 2015, S. 169

*Zugehörigkeit* sowie *Hingehören* in Verbindung gesetzt. Im Grimmschen Wörterbuch heißt das Wohnen ursprünglich „*gern haben, sich wünschen*“. Schon im Althochdeutschen lässt sich eine Differenzierung festmachen. Damals hatte Wohnen die Bedeutung von „*(ver)weilen, bleiben, sich befinden, sich aufhalten, ausharren und pflegen*“. Im Mittelhochdeutschen erhält das Wohnen seine bis heute wichtigste Bedeutung: „*Sitz, Wohnung haben*“.<sup>74</sup> „*Wir bauen, weil wir bleiben wollen. (...) Bleibend gewöhnen wir uns an den Ort, werden vertraut mit seinen Menschen, seiner Umgebung, und richten unser Leben darin ein*.“<sup>75</sup> Der gegenwärtige Begriff des Wohnens hätte allerdings mit dem ursprünglichen Bedeutungsgehalt des Wortes häufig nur noch wenig gemeinsam. Das Wohnen, welches früher für das menschliche Dasein schlechthin sowie ein begrenztes Bleibrecht auf der Erde stand, hat mittlerweile beinahe nichts mehr damit zu tun. Nun steht der Begriff in erster Linie mit Klein- und Kleinstwohnungen, Mietverträgen und Quadratmetermieten in Zusammenhang. Vor allem wird die ursprüngliche Sesshaftigkeit heute durch die Mobilität ersetzt. Wohnen sei nach Dieter Hoffmann-Axthelm in Folge nun vielmehr als eine Teilzeitangelegenheit zu betrachten.<sup>76</sup>

Auch Martin Heidegger schreibt über das Wohnen und Bauen und in welcher Beziehung die beiden Begriffe stehen:

„*Was heißt nun Bauen? Das althochdeutsche Wort für bauen, ‚buan‘ bedeutet wohnen. Dies besagt: bleiben, sich aufhalten. Die eigentliche Bedeutung des Zeitwortes bauen, nämlich wohnen, ist uns verloren gegangen (...) Wir stellen uns gewöhnlich, wenn vom Wohnen die Rede ist, ein Verhalten vor, das der Mensch neben vielen Verhaltensweisen auch vollzieht.*

<sup>74</sup> a.a.O., S. 170

<sup>75</sup> Hahn zit. nach Hennig 2015, S. 170

<sup>76</sup> vgl. Hennig 2015, S. 89

*Wir arbeiten hier und wohnen dort. Wir wohnen nicht bloß, das wäre beinahe Untätigkeit, wir stehen in einem Beruf, wir machen Geschäfte, wir reisen und wohnen unterwegs, bald hier, bald dort. Bauen heißt ursprünglich wohnen.“<sup>77</sup>*

Allgemein scheint eine genaue Definition der Begrifflichkeiten schwierig. Diese Definitionsproblematik ist in anderen Sprachen ebenso vorhanden, so wird beispielsweise im Englischen nicht zwischen *wohnen* und *leben* unterschieden.

*„Doch worin besteht das Wesen des Wohnens? Hören wir noch einmal auf den Zusage der Sprache: das altsächsische ‚wunon‘, das gotische ‚wunian‘ bedeuten ebenso wie das alte Wort bauen das Bleiben, das Sich-Aufhalten. Aber das gotische ‚wunian‘ sagt deutlicher, wie dieses Bleiben erfahren wird. Wunian heißt: zufrieden sein, zum Frieden gebracht, in ihm bleiben. Das Wort Friede meint das Freie, das Fye und fry bedeutet: bewahrt vor Schaden und Bedrohung...“<sup>78</sup>*

Die Wohnung, oder das Haus, sei der Ort des *Bleibens* und des *Sich-Aufhaltens*. In all der Mobilität und Temporalität braucht der Mensch einen Ort, wo er zur Ruhe kommen kann. Die Wohnung kann für die Menschen einen Ort der Sicherheit und Stabilität schaffen. Die Wohnung ist eine Konstante in unserem Leben, zu der wir immer wieder zurückkehren können: *Der Raum als Ort der Permanenz*.

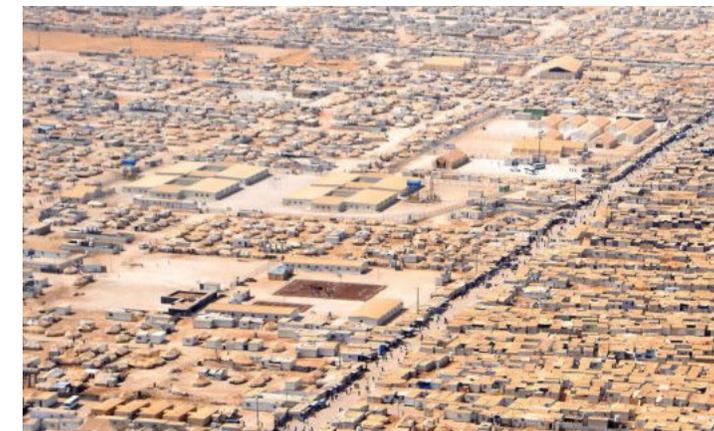
### Heimatlosigkeit

Heimatlos kann man freiwillig oder gezwungenermaßen werden. Wenn man von modernen Nomaden, respektive von jenen, die

<sup>77</sup> Heidegger 2014, S. 102

<sup>78</sup> ebd.

freiwillig eine neue Heimat suchen, spricht, kann heimatlos als positiv wahrgenommen werden. Sucht man aus eigenem Willen einen Wechsel in eine neue Stadt, ein neues Land oder eine neue Kultur, kann dieser Prozess gar als aufregend und spannend empfunden werden. Heimatlosigkeit muss also nicht ausschließlich negativ sein. An unterschiedlichen Orten zu leben, mehrere Sprachen zu lernen und neue Kulturen zu entdecken, kann gleichfalls ein Gefühl von Freiheit in uns auslösen.<sup>79</sup> Die Fremde kann faszinierend sein; aber nur dann, wenn man die Veränderung gewählt hat und sich darauf vorbereiten konnte. Denn werden wir freiwillig heimatlos, so verlieren wir trotzdem nicht das Primäre, die Wohnung. Man verlässt den Schutz an einem Ort und findet ihn wieder in einer Wohnung an einem anderen Ort. Was passiert aber nun, wenn wir kein Zuhause mehr haben, zu dem wir zurückkehren können? Wenn wir unsere Sicherheit, unseren Schutz, unser Nest verlieren? Wird der Menschen gezwungen, so verliert er nicht nur seine Heimat, sondern ebenso jenen Ort, an dem er Schutz und Sicherheit findet. Der Zwang löst



**Abb. 14**  
Flüchtlingscamp Za'atari, Jordanien, 2019

<sup>79</sup> vgl. Egger 2017

dabei exakt die gegenteiligen Gefühle in uns aus: Ruhelosigkeit, Einsamkeit und Hilflosigkeit. Damit kann die Anpassung an die Fremde zur Belastung werden.<sup>80</sup> Menschen werden vielfach dazu gezwungen ihre Heimat, jenen geographischen Ort, an dem sie sich zu Hause fühlen, zu verlassen. Migration entsteht meist erzwungen und aus der Not der Menschen. Gründe können Kriege, Unterdrückung, politische Verfolgung, Hunger, Naturkatastrophen oder wirtschaftliche Not sein. Verliert man seine Heimat und seinen Schutz, so irrt man scheinbar auf der Suche nach einem neuen Niederlassungsort durch die Welt. Doch wohin soll man gehen, wo darf man bleiben? Migration impliziert nicht nur die Veränderungen des Ortes, sondern ist für viele vor allem ein Wechsel von einer bekannten und vertrauten Kultur und Gesellschaft in eine fremde. In dieser Fremde wird die eigene Identität beziehungsweise die Identität des Landes oft in Frage gestellt. Dadurch fühlt sich der Mensch unsicher, isoliert und orientierungslos. Die Migrant\*innen erfahren dabei den Verlust von wichtigen und stabilen räumlichen, kulturellen und sozialen Zusammenhängen. Wer keine Heimat hat, der leidet. Denn die Bedeutsamkeit einer Heimat bleibt für jene, unabhängig, was sie für die Einzelne bedeutet, eher unbewusst oder gar belanglos. Bedeutsam wird sie erst für jenen, der sie verloren hat.<sup>81</sup> Erst dann, wenn wir selbst unsere Heimat verloren haben, wissen wir um ihre Bedeutung.

#### Orte der permanenten Vorläufigkeit

Wo kann man bleiben, wenn man heimatlos ist? Flüchtlingslager werden in erster Linie errichtet, um den Betroffenen Schutz zu bieten. Es handelt sich hierbei nicht um Lösungsansätze, die eine

<sup>80</sup> vgl. Hochweiß 2017

<sup>81</sup> vgl. Egger 2017



**Abb. 15**  
DADAAB, Kenya, 2011 – UNHCR

**Abb. 16**  
UNHCR Familienzelt für 5 Personen

langfristige und dauerhafte Aufwertung des Lebensraums bewirken sollen, sondern um Sofortmaßnahmen, welche bei Bedarf am betreffenden Ort temporär errichtet werden können.<sup>82</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Flüchtlingslager als Einrichtung für die Verwaltung von Flüchtlingen institutionalisiert. Heute gelten sie als weltweit vorherrschende Form, wie Flüchtlinge offiziell untergebracht, administriert und versorgt werden können.<sup>83</sup>

Gegenwärtig stehen Lager im Mittelpunkt immer wieder aufkommender Fragen nach Identität, Wohnsitz, Sicherheit und Mobilität. Wie keine anderen Räume stehen die Lagerräume für die Kämpfe, Notlagen und Möglichkeiten der globalen Existenz. Für viele Menschen sind jene Flüchtlingslager das erste geschützte *Zuhause* nach langer Zeit in Angst und Not. Trotz der schwierigen Bedingungen müssen die Lagertypologien versuchen, einerseits dem Bedürfnis der Menschen nach Gemeinschaft sowie andererseits nach privatem Rückzug für das Individuum gerecht zu werden.

Flüchtlingslager werden über die *Zeit* definiert. Zum größten Teil sind sie nur temporär und provisorisch, trotzdem zählen sie zu einer Ausnahme der temporären Architektur: Diese Lager existieren zwischen dem Temporären und dem Permanenten. Dennoch werden Lager grundsätzlich von Beginn an in jenem Sinne verstanden, dass sie nur für begrenzte, obgleich manchmal unbestimmte Dauer bestehen. Wenn sich die Strukturen jedoch verfestigen, treten die temporären, provisorischen Bauten in den Hintergrund und es entstehen Orte der *permanenten Vorläufigkeit*. Charlie Hailey untersucht in seinem Buch *Camps – A Guide to 21st-Century Space* diesen Austausch zwischen Zeitlichkeit und Dauerhaftigkeit.<sup>84</sup>

<sup>82</sup> vgl. Guß 2014, S. 12

<sup>83</sup> a.a.O., S. 27

<sup>84</sup> vgl. Hailey 2009, S. 4f

### Der Lagerbegriff

Die räumlichen Gestaltungsprinzipien der Lagertypologien ähneln sich, unabhängig von Zweck oder Nutzung, da der Begriff des Lagers für die verschiedensten provisorischen, siedlungsförmigen, gemeinschaftlichen Einrichtungen zur Beherberung von Menschen im Zustand der Mobilität verwendet werden kann. Betrachtet man die unterschiedlichen Lagerformen genauer, so zeigt sich schnell, dass es trotz ähnlichen Grundriss-Schemata eine große Diversität innerhalb des Lagerbegriffs gibt. Charlie Hailey unterscheidet in seinem Buch *Camps* 104 von ihm untersuchte Lagerbeispiele in drei Kategorien: *Autonomy*, *Control* und *Necessity* und legt der Kategorisierung der Lagerstrukturen den Grad der Freiwilligkeit der in den Lagern lebenden Bewohner\*innen zu Grunde.<sup>85</sup>

Die Kategorie *Autonomy* umfasst in erster Linie jene Lagerformen, welche durch eine autonome Regierung und Selbstorganisation definiert sind und in erster Linie aus freiem Willen aufgesucht werden. Diese Form des Lagers kann als Ort für kulturelle Praxis, den Selbstaussdruck oder die Flucht verstanden werden und dient oft zur Konfrontation, zur Weiterbildung, zum Rückzug sowie zum Feiern. Die Form *Control* befasst sich im Gegenteil dazu, mit strategischen Lagernutzungen, welche geschaffen werden, um auf Gefahren, Bedrohungen oder unmittelbaren Druck schnell reagieren zu können und werden durch ein System der Macht geregelt. Vielfach werden diese Art der Lager durch die vorherrschende Migrationspolitik generiert. Unter der Kategorie *Necessity* werden Lager der Notwendigkeit verstanden und können als räumliche Reaktion auf Krisen sowie Katastrophen definiert werden, welche ephemere Orte der Unterstützung mit eingeschränkter Mobilität

<sup>85</sup> vgl. Guß 2014, S. 50

<sup>86</sup> a.a.O., S. 52

entstehen lassen. Charlie Hailey beschreibt diese Art der Lager als eine Grauzone zwischen Autonomie und Kontrolle.<sup>86</sup>

*„Man muß den paradoxen Status des Lagers von seiner Eigenschaft als Ausnahmeraum herdenken: Es ist ein Stück Land, das außerhalb der normalen Rechtsordnung gesetzt wird, deswegen jedoch nicht einfach Außenraum ist. Was in ihm ausgeschlossen wird, ist nach der etymologischen Bedeutung von exceptio herausgenommen (ex-capere), eingeschlossen mittels seiner eigenen Ausschließung. Was auf diese Weise vor allem in die Ordnung hineingenommen wird, ist der Ausnahmezustand selbst... Denn insofern der Ausnahmezustand ‚gewollt‘ ist, begründet er ein neues juristisch-politisches Paradigma, in dem die Norm von der Ausnahme ununterscheidbar wird. Das Lager, heißt das, ist die Struktur, in welcher der Ausnahmezustand – die Möglichkeit der Entscheidung, auf die sich die souveräne Macht gegründet – normal realisiert wird.“<sup>87</sup>*

#### Nicht-Ort

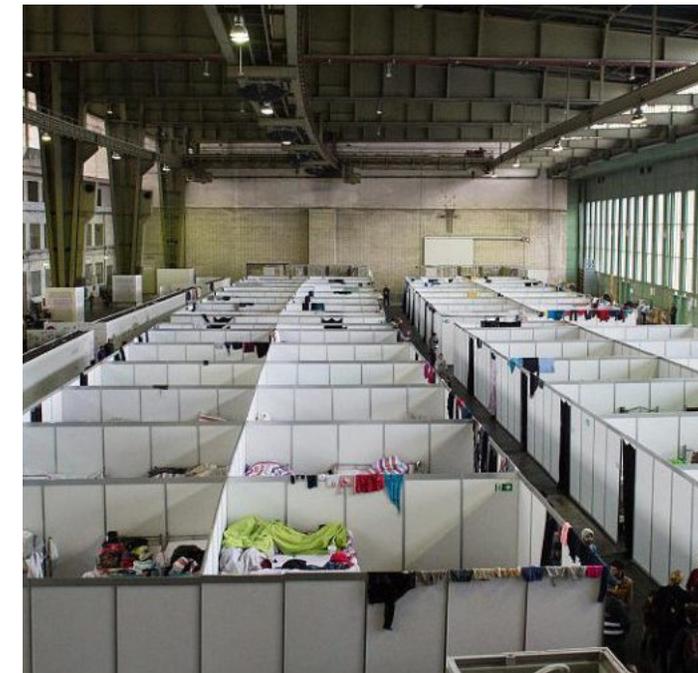
In der Literatur werden Flüchtlingslager oftmals mit der Definition des *Nicht-Ortes* in Verbindung gebracht. Dies ist besonders im Rahmen dieser Arbeit unter folgender Perspektive interessant, da zuvor der Begriff der Heimat oft als ein *Nicht-Ort* bezeichnet wurde. Ein anthropologischer Ort wird laut Marc Augé einerseits durch das Vorhandensein von sozialen Beziehungen und andererseits durch eine gemeinsame Geschichte definiert. Räume des Transits – unter anderem Flüchtlingslager – die vorübergehend genutzt werden beziehungsweise bestehen, können diese Motive nicht erfüllen. Ein *Nicht-Ort* kann im Gegensatz zu einem anthropologischen Ort kei-

<sup>87</sup> Agamben zit. nach Guß 2014, S. 52

<sup>88</sup> vgl. Guß 2014, S. 66

ne individuelle Identität der Einzelne herausbilden, da sie weder eine gemeinsame Vergangenheit haben, noch eine gemeinsame Zukunft schaffen, sondern Isolation und Gleichförmigkeit begünstigen.<sup>88</sup>

*„Trotz komplexer Ausformung stellen Flüchtlingslager Entwicklungen von ephemeren Strukturen dar, die durch den Stellenwert der gelebten Gegenwart ohne Bindung an Zeit und Ort erklärt werden. Durch die Wahrnehmung des real Gelebten, als Zeit des Wartens, einer Vergangenheit im Nirgendwo und einer ungewissen Zukunft, wird die Zeit im Lager von der Geschichte ausgeschlossen. Ein kollektives Gedächtnis kann nicht entwickelt werden, da das Verlassen des Orts eine immanente Erfahrung darstellt, die keine*



**Abb. 17**  
Flüchtlingslager Flughafen-Tempelhof, 2016 - Die Stadt in der Stadt.

*Denkmäler erschaffen kann. Der Raum stellt ein Symbol für das Verlorene und eine mobile Lebensweise für die Zukunft dar, an dem, nachdem die Zeit des Wartens endet, nichts zurückbleiben soll.*<sup>89</sup>

Die Architektur vieler Flüchtlingslager erinnern auf den ersten Blick in ihren Elementen an den Nomadismus. So werden häufig Zelte, Kunststofffolien und Decken für die temporären Lager verwendet. Jedoch kehrt sich das Konzept des Nomadismus in Flüchtlingslagern eigentlich genau zum Gegenteil. Diese *mobilen Räume*, welche aus temporären Elementen bestehen, dienen als Regulativ der Bewegungsflüsse von Personen; nämlich überall dort, wo Flüchtlinge in Massen auftreten. Damit ist nicht die einzelne Person, sondern die geschaffene Struktur mobil und versucht eine willkürliche Ausweitung der Flüchtlingsströme einzudämmen. Die Flüchtlinge haben sich also weder niedergelassen, noch sind sie auf der Durchreise – sind nicht sesshaft, aber auch nicht nomadisch. Diese geschaffene Realität wird von Zygmunt Bauman grundsätzlich als die „*flüchtige Moderne*“ bezeichnet – instabil und ungewiss. In Hinblick auf Mobilität können die Flüchtlingslager als ein *Nicht-Ort* definiert werden, da die Flüchtlinge trotz temporärer Festsetzung als permanent unterwegs gelten und erst dann *ankommen*, wenn entweder durch Repatriierung oder Naturalisierung das Dasein als Heimatloser beendet wird.<sup>90</sup>

*„Sie (die Flüchtlinge) befinden sich selbst dann auf einer nie endenden Reise, wenn sie ihren Aufenthaltsort eine Zeit lang nicht wechseln, da ihr Ziel (Ankunft oder Rückkehr) stets unklar bleibt und sie nie einen Ort erreichen, an dem sie sich*

89 ebd.

90 vgl. Guß 2014, S. 68

*‚endgültig‘ niederlassen können. (...) Die Flüchtlinge (...) sind ‚fleischgewordenes‘ Außenseitertum, absolute Außenseiter, die an jedem Ort der Welt fehl am Platze sind, außer an jenen, die selbst ‚fehl am Platz sind‘ – den Nichtorten, die in den Landkarten gewöhnlicher Reisender gar nicht verzeichnet sind. Wer einmal draußen ist, bleibt dort auf unbestimmte Zeit; es bedarf lediglich eines Sicherheitszauns und einiger Wachtürme, damit seine Ortlosigkeit ewig dauert.*<sup>91</sup>

Nach Zygmunt Bauman besagt das Ort-Raumkonzept, dass Orte und Räume nicht völlig getrennt voneinander existieren können, dasselbe gelte auch für das Orte- und Nicht-Orte-Prinzip.

*„Orte und Nicht-Orte sind fliehende Pole; der Ort verschwindet niemals vollständig, und der Nicht-Ort stellt sich niemals vollständig her... So können wir die Realitäten des Transits den Realitäten der festen Wohnung entgegensetzen.“*<sup>92</sup>

91 Baumann zit. nach Guß 2014, S. 67

92 Augé zit. nach Guß 2014, S. 68

## I.III

Homo mobilis

Moderne und Mobilität  
Ein zeitlose Phänomen?

„Wer ständig reist, ist stets irgendwo anders – das gilt für ihn selbst – und damit stets abwesend – das gilt für die anderen, die Freunde; denn für sich selbst ist man zwar ‚irgendwo anders‘, und damit auch irgendwo nicht, aber man ist auch ständig und immer irgendwo, nämlich bei sich selbst.“<sup>93</sup>

<sup>93</sup> Nooteboom 2002, S. 9

## Reisen

### Moderne und Mobilität

Um das volle Ausmaß der in den vergangenen Jahren entstandenen Mobilität fassen zu können, kann das Phänomen des Reisens zum besseren Verständnis herangezogen werden. Die Mobilität zeigt sich nämlich einerseits in der extremen Geschwindigkeitssteigerung wie auch in der Anzahl der Personen, die heute in das Konzept der Mobilität eingebunden sind. John Urry vermittelt dies durch das Beispiel der Reise von der Ostküste zur Westküste der USA. Benötigte man im 18. Jahrhundert noch über zwei Jahre zu Fuß, so konnte dieselbe Strecke im 19. Jahrhundert mit der Postkutsche in nur vier Monaten zurückgelegt werden. Anfang des 20. Jahrhunderts dauerte die Reise mit der Eisenbahn lediglich vier Tage und am Ende des 20. Jahrhunderts ist diese Reisezeit auf nur 4 Stunden mit dem Flugzeug geschrumpft. Interessant ist allerdings, dass die entstandene Geschwindigkeit der neuen Transportmittel nicht zur Senkung des Zeitaufwands genutzt wird.<sup>94</sup>

„Vielmehr wird die gesteigerte Geschwindigkeit für das Zurücklegen immer größerer Distanzen verwendet.“<sup>95</sup>

Ein gutes Beispiel sind ebenfalls die über 600 Millionen internationalen Reisenden pro Jahr und jene 300.000 Flugpassagiere, die sich zu jeder Zeit im Luftraum der USA befinden. Für den heutigen

<sup>94</sup> vgl. Hennig 2015, S. 195f

<sup>95</sup> Fuhrer/Kaiser zit. nach Hennig 2015, S. 195

Reiseverkehr entstehen jährlich eine halbe Million neue Hotelzimmer. „Internationaler Reiseverkehr macht heute mehr als ein Zwölftel des Welthandels aus und dokumentiert damit die größte Bewegung der Menschen über nationale Grenzen hinweg, die jemals in der Geschichte stattfand.“<sup>96</sup> Die Anzahl der *mobilen* Menschen ist aber bei weitem nicht ausschließlich auf den Tourismus zurückzuführen.

### Ein zeitloses Phänomen?

Seit jeher reist der Mensch um die Welt. Die Sehnsucht nach der Ferne scheint demzufolge solange zu existieren, wie die Menschheit selbst. Doch noch nie zuvor reisten wir auch nur annähernd so viel wie heute. Durch die Möglichkeiten der postmodernen Mobilität ist kaum noch ein Fleck der Erde unsichtbar geblieben. Der gegenwärtige Tourismus wurde zu einem Weltphänomen mit einer kaum fassbaren Gesamtstruktur. Das folgende Kapitel versucht einen Überblick über die Anfänge und die Entstehung des Tourismus bis hin zur Entwicklung des heutigen Massentourismus zu geben. Welche Prozesse, Trends und Typen zeigt der moderne Tourismus und auf welche historischen Entwicklungen ist er zurückzuführen?

<sup>96</sup> Hennig 2015, S. 195

Im Grunde kann er zwar als ein Phänomen der Moderne verstanden werden, jedoch finden sich die Ursprünge des Reisens viel früher in der Geschichte wieder, nämlich in historisch ähnlichen Reiseformen. Gewiss waren die Reisenden damals keineswegs Tourist\*innen im heutigen Sinne, denn die Hauptmotive ihrer Reisen waren überwiegend Handel, Entdeckung und Eroberung, sowie Armut, Flucht und Vertreibung. Nicht jedes Reisen war folglich ein touristisches Reisen; Mobilität kennt unterschiedliche Arten und Formen. So war das Ideal in früheren Zeiten vielmehr die tiefgehende Veränderung des Reisenden selbst. Die Reisen waren mühselig und beschwerlich, sie kosteten Zeit und Kraft. Beinahe nichts mehr haben sie mit dem heutigen modernen Tourismus gemein. Denn, was der zeitgemäße Tourismus als individuelle Reise verkaufen möchte, ist oftmals geradezu die Vermeidung des *wahren Reisens*. Anstelle sich der *Fremde* auszusetzen, wird bezahlt, um vor ihr zu fliehen. Der ursprüngliche Sinn des Reisens verändert sich damit von Grund auf und droht verloren zu gehen. Anhand des Phänomens des Reisens lässt sich das Ausmaß der heute wahrgewordenen Mobilität erkennen und daran ablesen, wie oft und wie einfach der Mensch von einem Ort zum nächsten zieht.

„Der Ursprung des Daseins ist Bewegung. Folglich kann es darin keine Bewegungslosigkeit geben, dann wäre das Dasein bewegungslos, so würde es zu seinem Ursprung zurückkehren, und der ist das Nichts. Deshalb nimmt das Reisen nie ein Ende, nicht in den höheren und auch nicht in der niederen Welt.“<sup>97</sup>

### Die Anfänge des Reisens

Ohne einen Blick in die Entstehung des Reisens zu werfen, ist es kaum möglich die Motive und Entwicklungen im heutigen Massentourismus nachzuvollziehen. Das Reisen in seiner heutigen Form ist zwar ein relativ junges Phänomen, jedoch geht es weit zurück in die Geschichte. Natürlich könnte man mit der Vertreibung aus dem Paradies als erste erzwungene Reise beginnen. Doch lässt man diese Geschichte und jene Zeit, in der die Menschen noch als Nomaden lebten und sie auf der Suche nach Nahrung und Wasser zur Reise gezwungen waren, außer Acht, so findet sich der Ursprung der Geschichte des Reisens wohl im ägyptischen Pharaonenreich wieder. Aus vielen Inschriften der Ägypter wird deutlich, dass schon zu jener Zeit die wohlhabenderen Bevölkerungsgruppen die ersten Erholungsreisen und Bildungsfahrten antraten. Wie auch in anderen Hochkulturen begaben sich die Bewohner\*innen des Pharaonenreiches – in erster Linie aus religiösen Gründen – auf die Reise zu den Tempeln ihrer Gottheiten. Überdies besuchten sie selbst die schon damals berühmtesten Zeugnisse der altägyptischen Kultur, wie zum Beispiel die Sphinx und die großen Pyramiden von Gizeh.<sup>98</sup>

Auch die Griechen folgten dem Vorbild der Ägypter in ähnlichen Traditionen und reisten beispielsweise zur Weissagungsstätte nach Delphi, um das Orakel zu befragen. Außerdem besuchten viele

<sup>97</sup> Ibn Arabi zit. nach Nooteboom 2002, S. 7

<sup>98</sup> vgl. Cyr 2010

Griechen alle vier Jahre Olympia auf der Halbinsel Peloponnes, aufgrund ihrer Stellung als Austragungsort der Olympischen Spiele der Antike. Weiters reiste man in der Antike oft auch zu Heilquellen oder Bildungsmotiven.<sup>99</sup>

Mit Herodot, einem antiken griechischen Geschichtsschreiber (von ca. 486 v.Chr. bis ca. 430 v.Chr.), taucht erstmalig ein neuer Typus des Reisens auf: die Forschungsreise. Seine einzigen überlieferten Werke sind die in neun Bücher aufgeteilten *Historien*, welche den Aufstieg des Perserreiches im späten 6. Jahrhundert v.Chr. und die Darstellung der Perserkriege im frühen 5. Jahrhundert v.Chr. aufzeigen. In den Büchern berief er sich oftmals auf seine eigenen Erfahrungen, welche er während seiner zahlreichen Reisen gesammelt hatte. Bis heute gilt Herodot als „Vater der Geschichtsschreibung“, da er als Erster seine Erlebnisse und Eindrücke der Fremde, in Form von Reiseberichten, dokumentierte.<sup>100</sup>

Durch den infrastrukturellen Ausbau von Straßennetzen in der römischen Antike gewann das Reisen an neuer Bedeutung. Neben dem Typus der *Erholungsreise* entwickelte sich in dieser Zeit auch schon eine Frühform der *Sommerfrische*, da die reichen Römer während der heißen Sommermonate Thermalbäder aufsuchten. Andere wiederum fuhren im Sommer zur Erholung und Genesung zu den Seebädern, welche im Süden Italiens lagen, oder reisten gar an die Strände Griechenlands und Ägyptens. Außerdem besaßen viele der römischen Oberschicht eine „Villa urbana“ oder „Villa maritima“, in der sie ihre Freizeit gerne außerhalb der Stadt, am Land oder am Meer, verbrachten. Diese luxuriösen Anwesen befanden sich rund um Rom und vor allem am nördlichen Teil der Adria.<sup>101</sup> Obwohl das römische Reich gute Straßennetze hatte, mussten die Römer für

<sup>99</sup> ebd.

<sup>100</sup> vgl. Rübener 2005

<sup>101</sup> vgl. Cyr 2010

**Vergleich der Reisedauer und Entfernungen**

im Römischen Reich (zu Fuß und mit dem Schiff) und in der Gegenwart (mit dem Flugzeug) ausgehend von Rom

Verbindungen	Röm. Reich	heute	Verbindungen	Röm. Reich	heute
Rom - Mailand:	20 Tage	1 Stunde	Rom - Barcelona:	8 Tage	2 Stunden
Rom - Trier:	39 Tage	2 Stunden	Rom - Palma:	6 Tage	2 Stunden
Rom - London:	68 Tage	2 1/2 Stunden	Rom - Karthago:	4 Tage	1 Stunde
Rom - Paris:	49 Tage	2 Stunden	Rom - Istanbul:	20 Tage	3 Stunden
Rom - Lyon:	39 Tage	1 1/2 Stunden	Rom - Alexandria:	14 Tage	5 Stunden

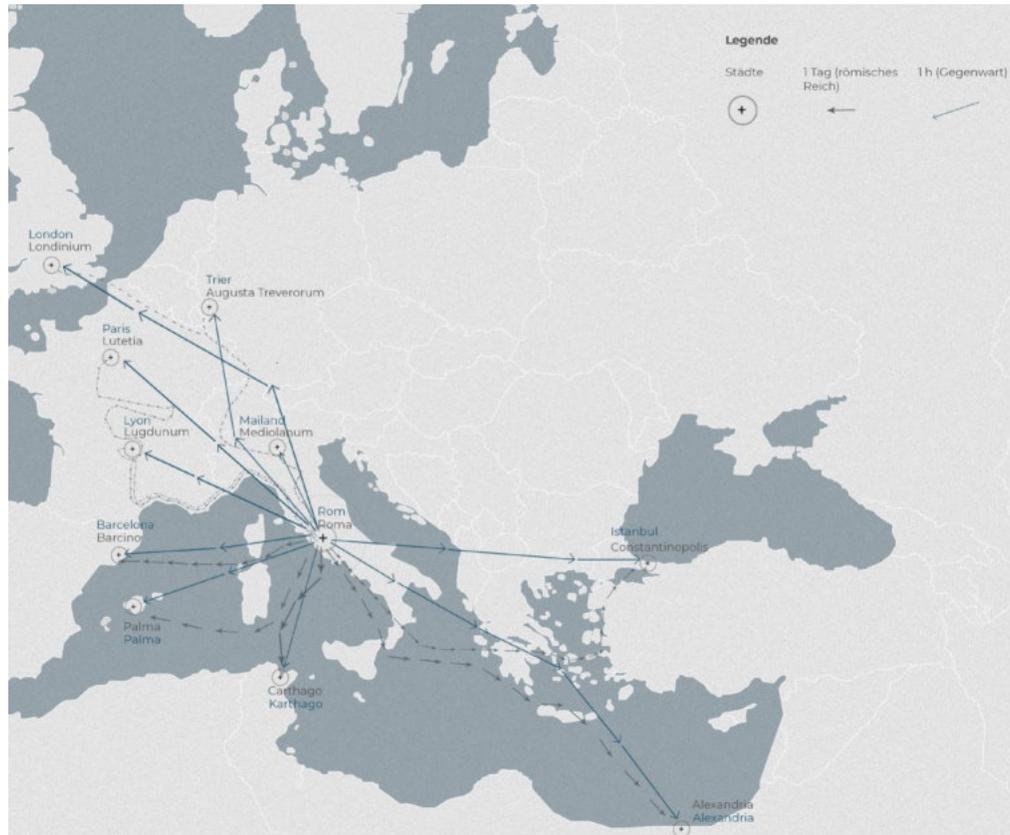


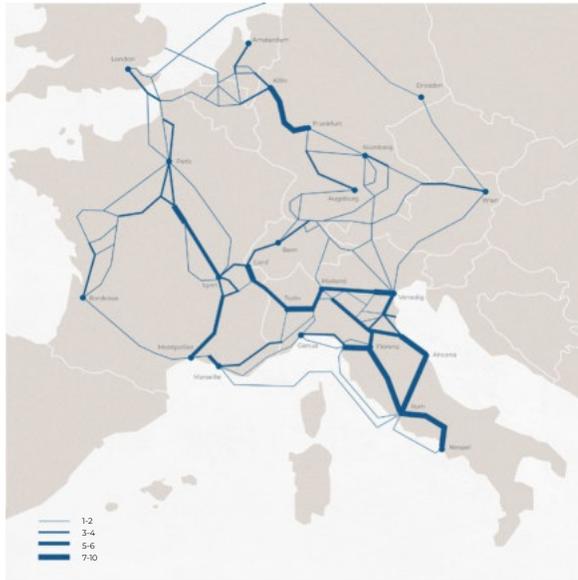
Abb. 18 Reiserouten und Reiseentfernungen

Handelsreisen teilweise unheimlich weite Strecken zurücklegen. Die Reisen erfolgten vor allem zu Fuß, zu Pferd oder mit dem Schiff. Die Reisegeschwindigkeit war dementsprechend langsam und betrug anfangs nur zwischen 5 und 7 Kilometer in der Stunde, wodurch nur 25 bis 60 km an einem Tag zurückgelegt werden konnten. Nach dem Untergang des römischen Reiches verfielen unzählige Straßen und das Reisen wurde für die Menschen wieder gefährlicher, mühevoller und anstrengender. Reiste man im Mittelalter, geschah dies meist aus beruflichen oder religiösen Motiven. Die Strecken, die man auf sich nehmen musste, waren neuerlich lang und beschwerlich. Diese Mobilität des Mittelalters rief andere Arten von Reisetypen hervor: es waren größtenteils Kaufleute, Soldaten, Pilger und Gesellen, die sich nun auf Wanderschaft begaben; man reiste wieder überwiegend zu Fuß. Außerdem entstand im 11. Jahrhundert eine neue Reisegruppe: die Fahrenden, wozu Vagabunden, Minnesänger und Troubadoure zählten. Weiters gab es viele Pilgerreisen, Wallfahrten und Kreuzzüge aus religiösen Gründen.<sup>102</sup>

Auch viele Studierende zählten zu den Reisenden des Mittelalters, denn aufgrund der Entwicklung der Rechtswissenschaften und der Scholastik, welche wissenschaftliche Denkweisen und Methoden darstellt, begann man ins Ausland zu reisen, um namhafte Lehrende zu besuchen und deren Wissen zu studieren. Dadurch wurde das Reisen zu den besten Bildungseinrichtungen der damaligen Zeit zum allgemeinen Brauch der Studenten. Das Reisen begann sich somit zu verändern; es wurde zu einem individuellen, einzigartigen Lebensprinzip. Zum ersten Mal in der Geschichte wurde die Reise zur Beschäftigung mit der eigenen Identität und zur Selbstverwirklichung.<sup>103</sup>

<sup>102</sup> vgl. Freyer 2005, S. 12

<sup>103</sup> vgl. Opatowski 2002, S. 29



**Abb. 19**  
Routen der Grand Tour zwischen 1661 und 1700



**Abb. 20**  
Routen der Grand Tour zwischen 1814 und 1820

**Die Vorläufer des modernen Tourismus: Die Grand Tour**

Der Begriff des *Touristen* taucht erstmals um 1800 in England auf. Die jungen Adligen, welche sich zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert auf eine Kavaliertour begaben, zählen damit als die ersten Tourist\*innen in der Geschichte des Reisens. Ein pflichtmäßiger Bestandteil der Erziehung war der Antritt einer Bildungsreise durch Europa. Sie wird als die erste nicht zweckgebundene Reise betrachtet, da ihre Motive primär in Bildung, aber auch im Vergnügen lagen; die sogenannte Grand Tour. Sie begründet damit den modernen Tourismus. Die Reise der jungen Adligen dauerte zwischen ein bis drei Jahren und führte beispielsweise ausgehend von England über Frankreich bis nach Italien. Obwohl die Grand Tour keine exakt festgelegte Route aufwies, gab es Städte oder bestimmte Orte, die besonders gerne und oft besucht wurden. Darunter befanden sich vor allem die antiken Stätten Italiens. Ebenso galt anderen Städten großes Interesse, unter anderem Paris, London oder Wien. Die Reiseziele der Grand Tour wurden in erster Linie von politischen und gesellschaftlichen Motiven geprägt, wobei Kunst, Architektur und Vergnügen nicht außer Acht gelassen wurden. Oftmals wird die Grand Tour als „*Werkstatt der Politesse*“ oder auch als „*Schule der Geduld*“ bezeichnet.<sup>104</sup>

**Die Anfangs- und Entwicklungsphase des neuzeitlichen Tourismus**

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erzielte die Erschließung des mitteleuropäischen Verkehrs- und Transportwesens revolutionäre Fortschritte. Spricht man von der Geschichte des Tourismus, so ist die Erfindung der Eisenbahn ein einschneidender Punkt in ihrer Entwicklung. Durch den sehr raschen und weit verbreiteten Ausbau der Eisenbahnnetze in Europa erhöhten sich nicht nur die Transportmöglichkeiten enorm, sondern die Reisekosten sanken

<sup>104</sup> a.a.O., S. 31

wiederum stark. Zwar wurde die Eisenbahn nicht zur Förderung des Tourismus erfunden, dennoch machte sich dieser deren Vorzüge zu Nutze. Somit gilt die Erfindung der Eisenbahn als einer der Geburtshelfer des frühmodernen Massentourismus.<sup>105</sup> Durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes entwickelte sich aus einem ehemaligen Luxustransportmittel weniger gehobener Reisenden, der Massenreiseverkehr. „Die Eisenbahn wurde der technische Schrittmacher des modernen Tourismus. Sie leitete die Popularisierung des Reiseverkehrs ein.“<sup>106</sup> In der Zeit der Industrialisierung wurde vor allem durch einen höheren Wohlstand im Volk einer viel breiteren Masse ermöglicht zu reisen, da den Arbeitern erstmalig Urlaub gewährt wurde. Damit wurde das Reisen zu einer Art Volksbewegung und aufgrund der sich schnell entwickelnden Industrialisierung und Verstädterung, zum Zeichen für das dringend benötigte Erholungsbedürfnis der Menschen.<sup>107</sup>

Thomas Cook (1808-1892) gilt als Wegbereiter des kommerzialisierten Massentourismus, da er am 5. Juli 1841 die erste *Pauschalreise* für 571 Personen mit dem Zug von Leicester nach Loughborough organisierte. Die Reise wurde damals jedoch nicht für kommerzielle Zwecke organisiert, sondern galt als eine sozial-gemeinnützige Veranstaltung der Abstinenzbewegung. Im Reisepreis von einem Schilling pro Person war die Hin- und Rückfahrt sowie ein Rosinenbrötchen und eine Tasse Tee inbegriffen.<sup>108</sup> Diese Reise gilt als eine Vorläuferin der später von Cook selbst organisierten Pauschalreisen und markierte damit den Beginn des Massentourismus. Cooks Reisen waren zusätzlich besonders auf die Bedürfnisse des Kleinbürgertums zugeschnitten, welches durch die Industrialisierung an mehr Wohlstand gelangt war. Cook löste damit die Grand Tour ab und ersetzte die aristokra-

<sup>105</sup> vgl. Gyr 2010

<sup>106</sup> Opaschowski 2002, S. 47

<sup>107</sup> ebd.

<sup>108</sup> vgl. Freyer 2005, S. 14

tische Reiseepoche mit einer demokratischen, nämlich dem Tourismus. Durch die organisierte Planung war das Reisen bequemer und dank des Mengenrabatts folglich auch günstiger.<sup>109</sup>

### Tourismusexpansion und Globalisierung

Als letzte Phase der Tourismusentwicklung gilt der Zeitraum nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart und kann laut Walter Freyer als die Hochphase des modernen Tourismus bezeichnet werden. Die westlichen Industrienationen waren in der Nachkriegszeit von einem wirtschaftlichen Aufschwung geprägt, welcher sich nicht ausschließlich in ökonomischen Segmenten zeigte, indem Produktion und Einkommen in den Ländern rasant anstiegen, sondern ebenso den Tourismus wieder neu aufleben ließ. In dieser Zeit erfuhr die Gesellschaft selbst einen sozialen Wandel, wodurch das Gut *Tourismus* von immer mehr Menschen in Anspruch genommen werden konnte. Mit dem wirtschaftlichen Wachstum stieg das Volkseinkommen, durch welches einer breiteren Masse der Bevölkerung das Reisen finanziell ermöglicht wurde.<sup>110</sup> Damit verlor der Tourismus nicht nur seinen Charakter als Luxusgut, dies war gleichfalls die Geburtsstunde des Massentourismus. Damit der Massentourismus überhaupt die gegenwärtigen Ausmaße annehmen konnte, erforderte es weitere wichtige Veränderungen in der Gesellschaft. Zur erhöhten Reisemöglichkeit benötigten die Menschen entsprechend mehr Zeit. Mittels einer verbesserten Urlaubsregelung wurde dies für einen Großteil der Bevölkerung erstmals ermöglicht. Aufgrund der größeren Freizeit veränderte sich überdies die Reishäufigkeit der Menschen. Anstatt wie zuvor nur einmal im Jahr zu verreisen, plante man bald einen zweiten oder dritten Urlaub, was in weiterer Folge zu einem verstärkten Kurzzeittourismus führte.<sup>111</sup> Der Tourismus

<sup>109</sup> vgl. Opaschowski 2002, S. 47f

<sup>110</sup> vgl. Freyer 2005, S. 17

<sup>111</sup> vgl. Opaschowski 2002, S. 52f

steht – wie schon zuvor in der Geschichte des Reisens – noch immer in engem Zusammenhang mit technischen Entwicklungen; in erster Linie mit dem Verkehrswesen. Durch die Verknüpfungen von Straßen-, Schiff-, Flug- und Bahnnetzen ist es mittlerweile möglich, fast jegliche Orte und Räume mithilfe des Fremdenverkehrs erschließen zu können. Neben den technischen Erneuerungen ist der heutige Tourismus ebenfalls von den Entwicklungen im Bereich des Kommunikationswesens abhängig. Für die Tourismusbranche bedeuten verbesserte Kommunikationstechniken außerdem einfachere, günstigere und sichere Reservierungen. Dies führt letztlich weltweit zu kostengünstigeren wie umfassenderen Reisemöglichkeiten.<sup>112</sup>

#### Massenbewegungen

Das Reisen ist schon seit vielen Jahren zu einem festen Bestandteil unseres Lebens und für viele schon zu einem *Hobby* geworden. Viele Veränderungen über die Zeit haben dazu geführt, dass der Tourismus in nur wenigen Jahrzehnten zu einer globalen Massenerscheinung werden konnte, wie unter anderem die verbesserten Einkommensverhältnisse der Bevölkerung, die verkürzte Arbeitszeit und die geregelten Urlaubstage, sowie die rasante Entwicklung des modernen Verkehrswesens und die Einbeziehung aller Einkommensschichten in den Fremdenverkehr.<sup>113</sup> Das starke Bevölkerungswachstum in den letzten Jahren und die weiter zunehmende Urbanisierung unserer Städte führt vermehrt dazu, dass viele Menschen aus ihrem Alltag fliehen wollen. Das Leben in den Zentren wird geprägt von Stress, Ruhelosigkeit und ständiger Anspannung. Außerdem kann der Kontakt zu den anderen Menschen in der Großstadt zunehmend verloren gehen, viele

<sup>112</sup> vgl. Freyer 2005, S. 38

<sup>113</sup> vgl. a.a.O., S. 17

leiden unter der Einsamkeit zwischen Tausenden. Umso weniger verwunderlich ist also, dass die Sehnsucht nach Erholung, Natur und Ruhe, aber auch neuen Kontakten immer weiter wächst und diese auf unzähligen Reisen zu stillen versucht wird. Obwohl die Motive des Reisens scheinbar ähnlich geblieben sind, hat es sich doch maßgeblich verändert. Schon lange entspricht die heutige Form des Reisens keinem menschlichen Grundbedürfnis mehr. Stattdessen wird es mehr zu einer Selbstverständlichkeit zu verreisen, gar schon zu einem *Muss*. Das Reisen trägt zwar zu einer Verbesserung der Lebensqualität bei, allerdings ist der Mensch dabei immer auf der Suche nach einem Ort, an dem es wärmer, besser oder einfach „schöner“ ist. Das Entfliehen des Alltags ist das primäre Motiv. Wohin man reist, ist beinahe zweitrangig geworden – raus aus der Wirklichkeit, raus aus der Realität. Das Reisen scheint heute nahezu grenzenlos geworden zu sein. Ob räumlich, zeitlich oder kulturell, die Grenzen zwischen Heimat und Fremde verschwimmen.

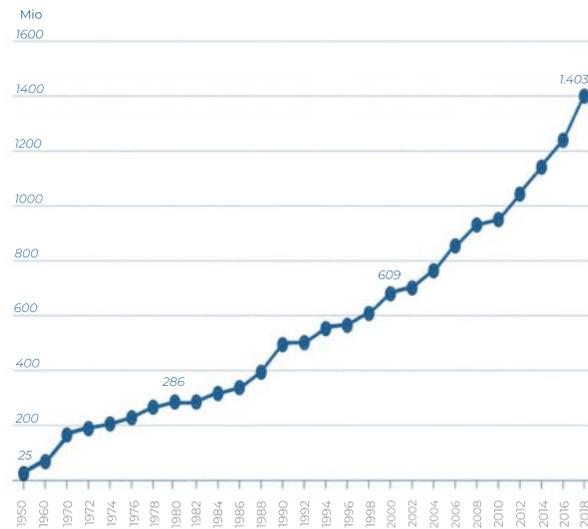


Abb. 21  
Der Tourismus als Massenbewegung

### Tourismusaufkommen und -wachstum

Um sich der Ausmaße des heutigen Massentourismus besser bewusst zu werden, können die wichtigsten Daten und Statistiken der Tourismuskennzahlen der letzten Jahre betrachtet werden. Wie entwickelte sich der globale Tourismus in den letzten Jahren? Welche sind die meistbesuchten Orte der Welt und Europas? Und wie schnell ist die Anzahl der Reisenden gestiegen?

Durch den größer werdenden globalen Wohlstand, die wachsende Mittelschicht in den Schwellenländern, die verbesserte Verfügbarkeit von Reisetrafficmitteln und vor allem auch eine größere Auswahl von Unterkünften, wird das Wachstum des Tourismus seit Jahren immer mehr begünstigt. Betrachtet man das weltweite Tourismusaufkommen, so ist in den letzten Jahrzehnten ein starkes und vor allem kontinuierliches Wachstum festzustellen. 1950 waren es



**Abb. 22**  
Weltweites Tourismusaufkommen, nach Anzahl der Reiseankünfte in den Jahren 1950-2018 (in Millionen)

nur rund 25 Millionen Reiseankünfte weltweit, im Jahr 2018 sind diese schon auf mehr als 1,4 Milliarden angestiegen.<sup>114</sup> Diese Differenz zeigt einen fünfzigfachen Anstieg der Reiseankünfte in knapp 70 Jahren, wobei die Anzahl der Weltbevölkerung sich im selben Zeitraum nur beinahe verdreifacht hat: Von 2,53 Milliarden im Jahr 1950 auf 7,59 Milliarden im Jahr 2018.<sup>115</sup>

### Tourismusintensität

Wie die *Abbildung 24* zeigt, befindet sich Frankreich 2018 an der Spitze der weltweit beliebtesten Reiseziele, mit rund 93,6 Millionen Besuchern. Auffällig war in den Statistiken beispielsweise der rasante Aufstieg des Schwellenlandes China mit knapp 62,1 Millionen internationalen Reiseankünften, womit es sich sogar noch vor Italien befindet. Wie sehr nun die Tourist\*innen in den einzelnen Ländern ins Gewicht fallen, lässt sich von der *Tourismusintensität* ablesen. Die Definition der Tourismusintensität eines Landes, Ortes oder Region ist der Quotient aus der Anzahl der touristischen Übernachtungen und der Einwohner\*innenzahl des Landes, Ortes oder Region. Das Verhältnis von Einwohner\*innen zu Tourist\*innen ist deshalb so wichtig zu betrachten, da die Bedeutung des Tourismus in einem Reise-land einerseits von der Größe des Landes, aber andererseits ebenso von seiner Bevölkerungszahl und Bevölkerungsdichte abhängt. Die Tourismusintensität ist hierbei eine Kennzahl für den Stress, dem die Bewohner\*innen der Städte damit ausgesetzt werden.<sup>116</sup> Die unberücksichtigten Tagestourist\*innen, die in manchen Gegenden ein Vielfaches der Übernachtungstourist\*innen ausmachen, stellen ein Problem der Berechnung der Tourismusintensität dar. So ist Venedig nicht einmal in der Liste der Städte mit dem höchsten *Overtourism* enthalten, wobei alle Werte über 200 als ein Zeichen einer touristi-

<sup>114</sup> vgl. Statista 2019b, S. 7

<sup>115</sup> vgl. Statista 2019c

<sup>116</sup> vgl. Statista 2019b, S. 14f

schen Monokultur gelten. Diese zeigen Verkehrsüberlastung, überhöhtes Preisniveau, überfüllte Städte und Strände sowie vor allem auch Konflikte zwischen den Bewohner\*innen und den Besucher\*innen.<sup>117</sup> Laut der WTO (Welttourismusorganisation) wird der *Overtourismus* als „die Auswirkungen des Tourismus auf ein Reiseziel oder Teile davon, die die wahrgenommene Lebensqualität der Bürger und/oder die Qualität der Besuchererfahrungen übermäßig negativ beeinflussen“ definiert.<sup>118</sup>

Wie in der *Abbildung 24* gut zu erkennen ist, unterscheiden sich die meisten der beliebtesten Reiseziele stark von jenen, die von *Overtourismus* betroffen sind. So hat zum Beispiel China, obwohl es auf Platz 4. der meistbesuchten Länder weltweit liegt, durch die hohe Bevölkerungsanzahl und der Größe des Landes eine sehr niedrige Tourismusintensität.<sup>119</sup> Interessant ist auch, dass 9 der 10 Länder, die von starkem *Overtourismus* betroffen sind, in Europa liegen. Singapur stellt die einzige Ausnahme dar. Im Gegensatz dazu liegen jene Länder, die eine sehr geringe Tourismusintensität aufweisen, fast ausschließlich in Afrika und Asien.

#### Beliebteste Reiseziele und meistbesuchte Orte

Die fünf beliebtesten Reiseländer der Welt sind Frankreich, Spanien, die USA, China und Italien. Die Länder, die jedoch unter der höchsten Tourismusintensität leiden, sind Kroatien, Island, Ungarn, Dänemark und Frankreich. Daran erkennt man nur eine Überschneidung zwischen den beiden Statistiken. Wie zuvor erwähnt liegen jene Länder, welche eine sehr geringe Tourismusintensität aufweisen, in Asien und Afrika. Dazu zählen Tansania, Papua-Neuguinea, Kenia, Indonesien und an fünfter Stelle Ägypten.<sup>120</sup>

<sup>117</sup> vgl. *Tirol Tourism Research*, o.J.

<sup>118</sup> *World Tourism Organization (UNWTO) 2018*, S. 4

<sup>119</sup> vgl. *Statista 2019b*, S. 16

<sup>120</sup> a.a.O., S. 15f

Abb. 23  
die meistbesuchten Städte Europas, nach  
Anzahl der Tourist\*innenübernachtungen  
2018



Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.

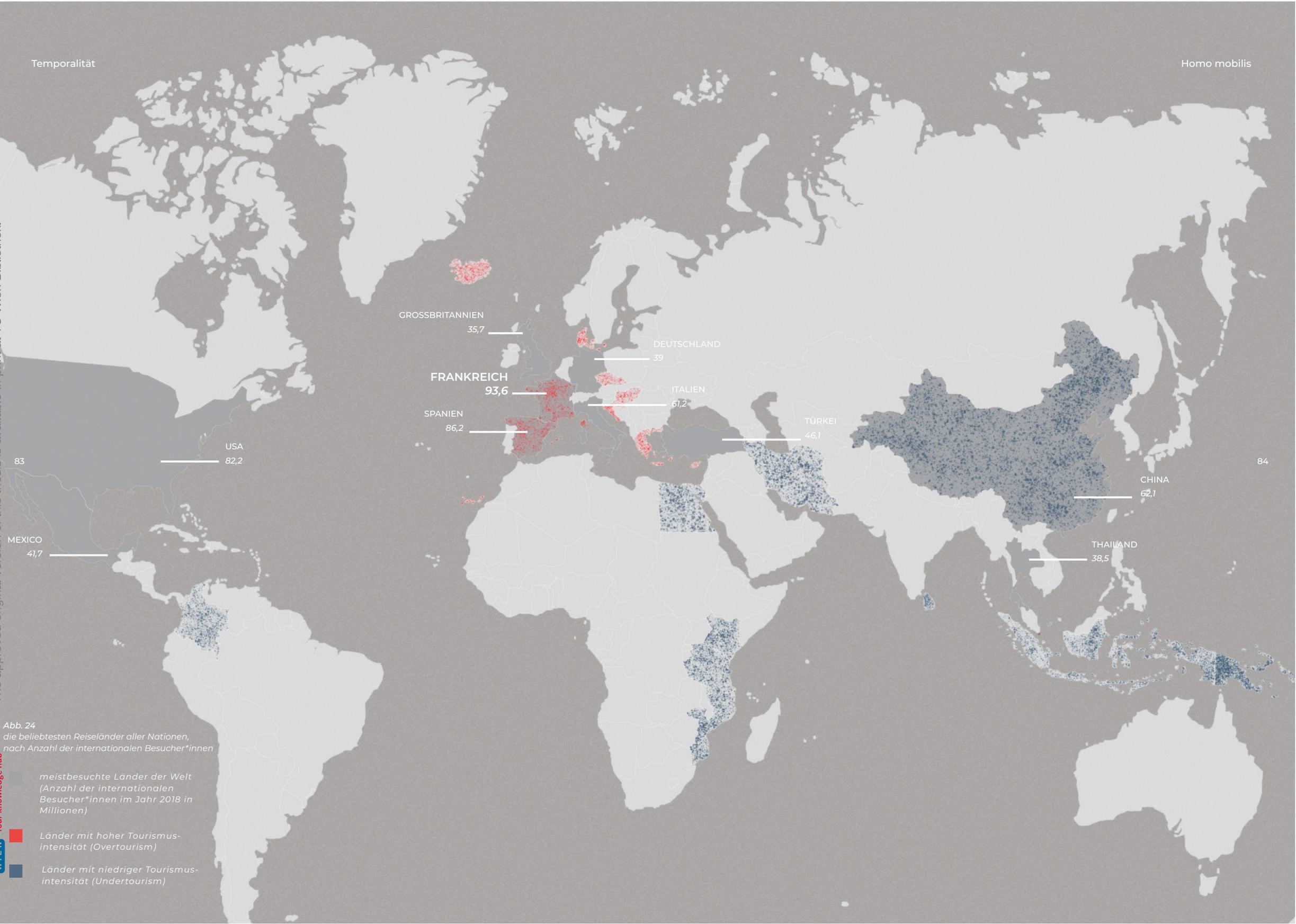


Abb. 24  
die beliebtesten Reiseländer aller Nationen,  
nach Anzahl der internationalen Besucher\*innen

meistbesuchte Länder der Welt  
(Anzahl der internationalen  
Besucher\*innen im Jahr 2018 in  
Millionen)

Länder mit hoher Tourismus-  
intensität (Overtourism)

Länder mit niedriger Tourismus-  
intensität (Undertourism)

Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar  
The approved original version of this thesis is available in-print at TU Wien Bibliothek.

85

86

NEW YORK CITY  
13,5

LONDON  
20,7

PARIS  
16,9

ROM  
9,7

ISTANBUL  
12,1

ANTALYA  
10,7

DUBAI  
16,7

MEKKA  
9,5

DEHLI  
12,5

MUMBAI  
10,7

SHENZHEN  
12,4

GUANGZHOU  
9,4

MACAU  
18,9

**HONGKONG**  
**29,8**

TAIPEH  
9,8

TOKIO  
9,9

BANGKOK  
23,7

PHUKET  
12,0

KUALA LUMPUR  
13,4

SINGAPUR  
18,6

### Beliebteste Reiseziele und meistbesuchte Orte

Obwohl sich viele der meistbesuchten Länder in Europa befinden (*Abbildung 24*), kommen im Jahre 2018 vier der fünf meistbesuchten Städte der Welt aus Asien (wie die *Abbildung 25* zeigt). Hongkong lag hierbei auf Platz Eins, Bangkok, Macau und Singapur dahinter. London nimmt dabei als einziges europäisches Land den Platz drei der weltweit beliebtesten Städte ein. Wie bei der vorherigen Statistik der meistbesuchten Länder gilt ebenso bei den Städten die Faustregel, je kleiner die Stadt und weniger Einwohner\*innen, desto höher die Tourismusintensität. Beispielsweise macht sich bei der Nummer Eins der beliebtesten Städte Hongkong durch die extrem hohe Bevölkerungszahl die hohe Tourist\*innenanzahl im Vergleich mit der kleinen Stadt Macao weniger stark bemerkbar. Dort treffen 18,9 Millionen Gästeankünfte auf 632.000 Tausend Einwohner\*innen. Dies führt zu einer Tourismusintensität von beinahe 3000 Prozent. Die einzig vergleichbare Stadt ist die thailändische Stadt Phuket, die mit etwa 2840 Prozent eine ähnlich schwerwiegende Tourismusintensität aufweist.<sup>121</sup>

Die drittmeistbesuchte Stadt der Welt liegt im europäischen Ranking auf Platz Eins. London ist mit 71,6 Millionen Übernachtungen die mit Abstand meistbesuchte europäische Stadt, obwohl die Übernachtungszahlen sogar seit 2016 rückläufig sind. An zweiter und dritter Stelle befinden sich Paris und Berlin, gefolgt von Rom und Istanbul.<sup>122</sup>

### Reisegeschwindigkeit

Heute reisen die Menschen mit dem Flugzeug um die ganze Welt. Innerhalb weniger Stunden erreicht man so gut wie alle Orte.

<sup>121</sup> a.a.O., S. 17f

<sup>122</sup> a.a.O., S. 19f

Bedingt durch den raschen technischen Fortschritt, in erster Linie im Bereich der Mobilität, ist die Welt schon beinahe zu einem globalen Dorf geworden. Die Globalisierung veränderte das Reisen nachhaltig. Durch die heutigen Reisegeschwindigkeiten können viel weitere Distanzen, viel schneller und vor allem auch viel einfacher überwunden werden. Im Zeitalter der Postkutsche betrug anfangs die Durchschnittsgeschwindigkeit nur 2,2 Stundenkilometer. 1814 fuhr die Kutsche an die 4,3 Stundenkilometer, womit eine Entfernung von 219 km in 34 Stunden bewältigt werden konnte.<sup>123</sup> Heute legt ein handelsüblicher PKW diese Distanz in ungefähr 2 bis 3 Stunden zurück.

Als Columbus 1492 Amerika – die neue Welt – (wieder-)entdeckte, segelte er über 70 Tage lang mit dem Schiff von Europa nach Amerika. Im Jahre 1800 dauerte die gleiche Reise von Europa nach Amerika mit dem Schiff noch immer über 40 Tage. Die Reisen über See waren extrem beschwerlich und gleichermaßen gefährlich. Innerhalb der letzten 200 Jahre ist der Atlantik weder geschrumpft noch hat sich das Wasser verringert, die Dauer der Reise jedoch erheblich verkürzt. Die Reisezeit von Europa nach Amerika hat sich von 40 Tage mit dem Schiff auf einen einzelnen Tag beziehungsweise teilweise auf nur wenige Stunden mit dem Flugzeug reduziert.<sup>124</sup>

Durch die Entwicklung und Veränderung der Transportmittel und folglich kurze Reisezeit wirkt es gar so, als wären die beiden Kontinente einander näher gerückt. Was bei Columbus Entdeckungsreise über 70 Tage dauerte, können wir heute mit dem Flugzeug in nur 6 Stunden überwinden. Dabei ist die eigentliche *Reise* heute zum Zielort nicht mehr existent. Die *Reise* beginnt also erst bei Ankunft am Ziel.

<sup>123</sup> vgl. Vasold 2005, S. 54

<sup>124</sup> vgl. Florence 1943, S. 5

## Exkurs

Das Bild der Fremde



### Das Bild der Fremde

Die Erwartung des Reisenden von einer Stadt hat sich im letzten Jahrhundert stark gewandelt. Früher galt beim Reisen die Stadt noch als das Fremde, das Unbekannte. Heute besuchen Tourist\*innen kaum noch einen Ort, ohne ihn nicht schon zuvor auf einem Bild gesehen zu haben oder eine ausgiebige Rückschau gelesen zu haben. In der postmodernen Welt erwerben die Menschen laut Karlheinz Wöhler Produkte nicht mehr aufgrund deren materiellen Wertes, sondern in erster Linie dessen Symbolgehalt. Bilder geben der Ware erst ihre Bedeutung, denn der Mensch lenkt den Blick allein auf deren Symbole. Somit entscheidet das *Image* eines Produktes, ob es gekauft wird oder nicht. Die Fähigkeit Bilder beziehungsweise Images zu generieren oder sie zu manipulieren und zu modifizieren, gilt als ein beliebtes Element des postmodernen Wirtschaftens, was zur Folge hat, dass der Konsum ästhetisiert wird.<sup>125</sup>

Die Verschönerung oder Ästhetisierung des Konsums ist nach Karlheinz Wöhler die Voraussetzung für die Massenproduktion; ob bei Konsumgütern oder beim Tourismus. Ein nicht wegzudenkender Begriff der heutigen Zeit in diesem Zusammenhang ist das Marketing. Es transformiert Güter nur mehr zum Symbol der Repräsentationen von Emotionen und Empfindungen der Konsument\*innen. Somit unterstützt das Marketing nicht primär den Absatz von Produkten oder Dienstleistungen, sondern vor allem den Verkauf von Erwartungen und Wünschen. Die Massenmedien produzieren daraus Images und versuchen die Güter auf eine Art und Weise zu positionieren, damit sie zu den Wunschbildern der Menschen passen. Wöhler betont, dass genau dieses Phänomen heute auch im Tourismus vorkommt. Der Massentourismus transformiert *Räume* in Images, um den Wünschen oder den Traumbildern der Reisenden zu entsprechen.<sup>126</sup>

<sup>125</sup> vgl. Wöhler 1998, S. 97

<sup>126</sup> a.a.O., S. 98

Wöhler vertritt den Standpunkt, dass im Marketing das *reale* Gut immer imaginiert wird. Dabei gibt es Auskunft, was passieren würde, wenn man beispielsweise einen fremden Raum aufsucht. Er definiert das *Reisen* wiederum als einen temporären Aufenthalt in einem fremden Raum. Da für ihn dieser Raum allerdings vor und folglich nach der Reise abwesend ist, wird für ihn das Reisen stets imaginiert. Hierbei wird das Immaterielle durch die Imagination beim versuchten Herstellen einer Realität materialisiert. Imaginierte Eigenschaften eines Guts seien jedoch immer damit verbunden, dass man Erfahrungen sammeln müsse; sie stellen also Erfahrungsleistungen dar. Aufgrund des chronologisch meist vorhergestellten Erwerbs von Gütern ist die zentrale Kaufentscheidung dem Image des Guts zuzuschreiben. Wöhler zufolge ist der Tourismus nichts anderes als ein *Raumkonsum*. Was den Tourismus von heute vom Reisen von früher unterscheidet, sei, dass dem heutigen *fremden* Raum Raumimages auferlegt wurden und diese verkauft werden.<sup>127</sup>

### Der fremde Raum

Der Ursprung des Reisens ist wie zuvor erwähnt auch für Karlheinz Wöhler der *ferne, fremde Raum*. Dieser Raum war früher nicht wahrnehmbar, solange man ihn nicht selbst durchquerte. Somit war das Reisen ein Erfahrungs- und Vertrauensgut. Man erkannte die Authentizität und *Wahrheit* der Orte, wenn man sich selbst in diesem fremden Raum befand. Laut Wöhler ist für den Menschen der fremde Raum vor dem Reiseantritt materiell nicht vorhanden. Folglich sei eine Reise ein Aufenthalt in „Uneigentlichkeit“: sie sei also inhaltsunabhängig und frei charakterisierbar. Dies änderte sich schlagartig in der Moderne, indem der fremde Raum entleert wurde. Durch unzählige Reiseberichte wird einem das Unvertraute

<sup>127</sup> a.a.O., S. 103

vertraut gemacht und der Mensch fing an, sich fixe Bilder, die mit bestimmten Räumen assoziiert wurden, einzuprägen. Durch die Beeinflussung der Medien sind wir heute stark von unterbewussten Erinnerungen in unseren Reiseentscheidungen moduliert. Insofern betont der Autor, dass man nun den fremden Raum mit bestimmten Merkmalen assoziiere, ohne ihn selbst erfahren zu haben. Diese Merkmale definieren damit das Image des Ortes. Die Wünsche der Menschen orientieren sich wiederum an diesem Image, welches jedoch nicht auf der Realität, sondern ausschließlich auf subjektiven Erlebnissen beruht. Der Reiseraum wird damit nicht mehr um seiner selbst definiert, sondern ausschließlich über sein ihm zugeschriebenes Image.<sup>128</sup>

Heute sei das vorrangige Ziel des touristischen Raumes sich entsprechend der Imagefaktoren zu positionieren. Für Wöhler sind daher diese touristischen Räume entleerte Räume, die durch Symbole der Postmoderne wieder gefüllt werden. Der Ort an sich gilt nur noch in seiner Symbolik, beispielsweise als *Städtereiseziel*, *Wellness-Oase* oder *Urlaubsland*. Wöhler beschreibt aufgrund der starken Homogenisierung der touristischen Räume ein Schaffen von Raumkonzepten, die ein Wahrnehmungsraster darstellen, in welchen der Raum als etwas *Bestimmtes* erscheint. Ein klassisches Beispiel für ein solches Raumkonzept ist Venedig: Das Bild der Romantik und des Karnevals, vielleicht die schönste Stadt der Welt? Den Orten wird ihre touristisch verwertbare Identität dadurch kurzerhand auferlegt. Folglich sind für Köhler Raumkonzepte nicht nur Wahrnehmungsraster, sondern ebenso Orientierungsraster. Durch die Historisierung, Romantisierung oder Eventisierung der Orte erleben die heutigen Tourist\*innen nur mehr eine Inszenierung eines Raumkonzeptes.

<sup>128</sup> a.a.O., S. 104f

Erst das Image macht den fremden Raum interessant und attraktiv, denn aufgrund des Images kann sich die Tourist\*in sicher sein, dass sie das Erwünschte auch im fremden Raum antreffen wird. Für Karlheinz Wöhler ist die Entleerung des Raumes die Voraussetzung für den Massentourismus, da der konkrete Raum nicht mehr selbstbezogen funktionieren kann, sondern nur mehr in Relation zu dem ihm zugeschriebenen Image wahrgenommen wird. Die Wahrnehmung und das Denken der Tourist\*innen wird durch das Betrachten der Images des fremden Raumes demnach nachträglich geprägt.<sup>129</sup> Der britische Soziologe John Urry beschäftigt sich ebenfalls mit dieser Theorie. Für ihn ist Tourismus ein Konsum von Zeichen und Bildern. Den postmodernen Tourismus erklärt er als „*die Grammatik einer visuellen Gestaltung fremder Räume*“. Es werden massenmediale Raumbilder erzeugt, welche die Wahrnehmung und das Verständnis für die Fremde der Tourist\*innen nachhaltig prägen. Er zeigt, dass die heutigen Tourist\*innen nur mehr das erleben wollen, was sie bereits im Fernsehen oder Internet schon als eine *reale* Erfahrung gesehen haben. Damit macht die massenmediale Bildvermittlung das eigentliche immaterielle Gut des *Raumaufenthaltes* materialistisch und erlebbar.<sup>130</sup>

#### Der Tod der Authentizität

Der Begriff der Authentizität ist wohl einer der wichtigsten Begriffe in der Tourismusforschung, aber gleichermaßen beim Reisen selbst. Doch wie kam es dazu, dass die Authentizität, die Wahrhaftigkeit, zu einem so umstrittenen Thema werden konnte? Was hat sich an der Wahrnehmung der Menschen so drastisch geändert, dass man sich nicht mehr sicher sein kann, ob etwas *authentisch* ist oder eben nicht?

<sup>129</sup> a.a.O., S. 107

<sup>130</sup> vgl. Zinganel 2005, S. 39

Eine mögliche Antwort könnte unter Umständen sein, dass der moderne Mensch gelernt hat, sich *außerhalb* der Welt zu positionieren, um diese von außen zu betrachten und analysieren zu können. Dadurch wurde es zum Wesenszug des Menschen kritisch zu denken. Nichts kann somit unreflektiert als *wahr* oder *echt* angenommen werden.<sup>131</sup> In welchem Kontext steht nun die Authentizität zum Tourismus?

Da sich nur wenige Soziologen mit der Tourismuswissenschaft beschäftigt haben, obwohl es viele Berührungspunkte und Bezüge gibt, blieb sie vergleichsweise theoriearm. Um die momentane Situation und die größer werdenden Schwierigkeiten des Massentourismus besser zu verstehen, können jedoch soziologische Theorien herangezogen werden. Es soll im Folgenden auf unterschiedliche soziologische Theorien, die auf den Tourismus anwendbar sind, und auf die Wandlung des Begriffs der *Authentizität* im Zuge der Tourismusforschung eingegangen werden.

#### Daniel J. Boorstin

Die Kritik des amerikanischen Historikers und Schriftstellers Daniel J. Boorstin an der Authentizität des heutigen Tourismus hängt sehr stark mit seinem Vorwurf gegenüber der spätkapitalistischen Massenkultur zusammen. Die Unterscheidung zwischen einem *Tourist* und einem *Traveller* (also einem *Reisenden*) ist an seiner Theorie von besonderem Interesse. Demnach strebt ein *Tourist* laut Boorstin lediglich nach oberflächlichen, für ihn arrangierten Erlebnissen. Schließlich wäre dieser nur auf der Suche nach Vergnügen und Unterhaltung. Im Gegensatz dazu ist der *Traveller* durchaus auf der Suche nach authentischen Erfahrungen. Für

<sup>131</sup> vgl. Häußler 1997, S. 103

Boorstin ist der *Tourist* daher passiv und der *Traveller* aktiv in seinem Reiseverhalten. Die Authentizität des Reisens gehe insofern verloren, weil die Risikobereitschaft der Tourist\*innen zunehmend schwindet und eine Gleichgültigkeit gegenüber der Authentizität ihrer Erfahrungen und Erlebnisse eingetreten ist. Beim *wahren* Reisen, so Boorstin, macht der Mensch unabdingbar Fehler: er verläuft sich, weiß nicht, wo er sich befindet oder stößt auf ungeahnte Probleme. Die Tourist\*in bewegt sich in der heutigen Zeit hingegen lieber ohne jegliches Risiko in für sie künstlich angelegte Urlaubswelten. So wird der Tourismus dabei eine oberflächliche Erweiterung der entfremdeten modernen Welt. Der Massentourismus geht dabei für Boorstin, aufgrund des Vorenthaltens authentischer Erfahrungen des Reisenden durch die Kommerzialisierung, Hand in Hand mit der Massenproduktion des Reisens.<sup>132</sup>

#### Dean MacCannell

Im Gegensatz zu Boorstin steht die These des Landschaftsarchitekten Dean MacCannell. In seinen Augen seien alle Tourist\*innen moderne Pilger\*innen und nach wie vor noch auf der Suche nach authentischen Erfahrungen. Es sei nicht die Absicht der Reisenden keine authentischen Erfahrungen zu machen, sondern sie werden selbst von touristischen Inszenierungen der Authentizität betrogen.<sup>133</sup> MacCannell entwickelte für seine Theorie ein Modell, welches ein mehrschichtiges Kontinuum von Vorderbühnen und Hinterbühnen zeigt, in der sich die Tourist\*innen ebenso wie die Bereisten bewegen. Dabei bezieht er sich auf die Theorie des Anthropologen Erving Goffman. Die 1. Stufe stellt für ihn eine „*offene Fassade*“ dar, die 2. Stufe definiert er als die Vorderseite, die jedoch schon präpariert wurde. Die 3. Stufe ist die „*perfekt simulierte Vorderseite*“. Die 4.

<sup>132</sup> a.a.O., S. 100f

<sup>133</sup> a.a.O., S. 101

Stufe bezeichnet er als die „Rückseite mit beschränktem Zugang“, die 5.Stufe als eine „gesäuberte Rückseite“ und erst die 6.Stufe ist die Rückseite selbst. Für MacCannell handelt es sich bei den Bühnen um unterschiedliche Inszenierungsstufen der Authentizität: Von der den Reisenden zugewandten, inszenierten Kulisse bis zum wahren authentischen Lebensraum der Einheimischen. Für ihn ist es nicht fatal, dass diese Bühnen existieren; es wäre einzig und allein wichtig zu wissen, auf welcher Stufe man sich gerade befindet. MacCannell setzt den Wunsch nach authentischen Erfahrungen und dem Wahren mit dem Verständnis gleich, dass es diese auch tatsächlich geben muss. Er beschäftigt sich lediglich mit der Frage, wie Reisende zwischen der aufgesetzten Fassade und dem, was den Ort wirklich ausmacht, unterscheiden können.<sup>134</sup>

Sowohl Boorstin als auch MacCannell erklären, dass es etwas wie authentische Erfahrungen geben muss. Jedoch sind diese für Boorstin ausschließlich dem *Traveller* vorbehalten, da nur jener fähig ist, diese Erfahrungen zu machen. Für MacCannell sind alle *Touristen* auf der Suche nach authentischen Erfahrungen. Da man aber heute beispielsweise vermehrt *originale* Gebäude an deren *originalen* Orten wiederaufzubauen versucht wird laut MacCannell bei diesem Wiederherstellen der sichtbaren Ordnung die Authentizität inszeniert und verwehrt damit der Tourist\*in die *Wahrhaftigkeit* der Orte. Trotz der Wiederherstellung der sichtbaren Ordnung wird der symbolische Wert durch die Objektivierung zerstört und echte Erfahrungen somit unmöglich. Aufgrund dessen sei die Suche nach Authentizität wohl aussichtslos geworden, da sich die Tourist\*in nur mehr in für sie erstellten Szenarien bewegen kann.<sup>135</sup>

<sup>134</sup> ebd.

<sup>135</sup> vgl. Häußler 1997, S. 102f

### Erving Goffman

Wie bereits erwähnt beschäftigt sich der kanadische Soziologe Erving Goffman in seiner Theorie ebenso mit einer Analogie von Reisenden und Bereisten zu einem Theaterstück. Er definierte einerseits den Begriff der *Vorderbühne* und andererseits jenen der *Hinterbühne*. Damit wollte auf jene Interaktion hinweisen, die ein Wechselspiel zwischen öffentlichen und verborgenen Handlungen darstellt. Die Einheimischen *spielen* dabei auf der Vorderbühne den freundlichen Gastgeber\*innen für die Tourist\*innen und versuchen dem Publikum *authentische* Eindrücke zu vermitteln. Jedoch müssen sie ihr wahres Leben hinter der Bühne verstecken, was den Reisenden verborgen bleibt. Die Theorie Goffmans ist in den meisten Urlaubsorten Realität geworden: Die *Urlaubswelt* versucht sich bestmöglich in Szene zu setzen. Es werden große Mühen unternommen, die den Tourist\*innen gezeigte *Vorderbühne* für sie, so gut es geht, zu beschönigen und die *Hinterbühne* hinter den Vorhängen zu verstecken. Jedoch ist es für Goffman durchaus der Reiz für den Reisenden sich genau über diese Grenzen des Vorhangs hinwegzusetzen, um authentische Erfahrungen machen zu können.<sup>136</sup>

<sup>136</sup> vgl. a.a.O., S. 68f

## I.IV

Räume des Temporären

Konzepte der Zeitweiligkeit  
Digitale Nomaden  
Wohnen auf Zeit

### Konzepte der Zeitweiligkeit

Das Phänomen des *Temporären Wohnens* ist zwar historisch betrachtet nichts Neues, hat jedoch gegenwärtig eine ganz neue Dimension erreicht, sich immer weiter ausdifferenziert und sich in allen gesellschaftlichen Schichten verankert. Wie der Name bereits verrät, hat diese Art des Wohnens immer eine bestimmte zeitliche Befristung und geht für gewöhnlich aus einem gewissen Anlass hervor. Dieser Anlass ist in den meisten Fällen nur ein vorübergehender Wechsel aus der eigentlichen Wohnsituation aus einer Notwendigkeit, deren Beweggründe und Motive unterschiedlichster Art sein können. Gesellschaftliche Entwicklungen wie das *Wohnen auf Zeit* und die damit einhergehende Multilokalität der Menschen stellen viele Städte und Regionen vor große Herausforderungen. Gesucht werden deshalb vor allem neue, innovative Lösungen, welche sich von dem langzeitigen Vorplanen und Entwerfen verabschieden und stattdessen unterschiedliche Zukünfte antizipieren können, sodass man später für *Unerwartetes* oder *Unvorhergesehenes* passende Antworten liefern kann. Um mögliche Antworten zu finden, wie jene Räume aussehen können, muss man zuvor über folgende Fragen nachdenken: Welche Umstände und Beweggründe sorgen überhaupt dafür, dass Menschen heute

„Wir müssen alle Ressourcen dieser Welt in einen flüssigen, fließenden, mobilen Zustand transferieren, so dass nichts existiert, was wir loswerden wollen.“<sup>137</sup>

<sup>137</sup> Fuller zit. nach Haydn/Temel 2006, S. 78

sooft gezwungen sind umzuziehen? Was bedeutet Wohnen grundsätzlich für den Menschen und was heißt es für die Einzelne, immer nur kurzzeitig an einem Ort zu verweilen? Wie werden sich Wohnräume durch Multilokalität und Mobilität verändern, wenn eine nur temporäre Anwesenheit dabei zur Norm wird? Welche Auswirkungen und welche Folgen hat das Wohnen auf Zeit für das Individuum und welche für die Gesellschaft?

### Temporäre Architektur

Was genau sind temporäre Räume oder temporäre Nutzungen? Wie lässt sich temporär definieren? Und wo hört temporär auf und wo fängt permanent an? Die heutige Beschleunigung der Gesellschaft fordert von den Menschen eine hohe Bereitschaft zur Flexibilität, Innovation und Mobilität. Dabei rückt das Temporäre in Form der temporären Nutzung, des temporären Raums oder der temporären Architektur, als Provisorium oder Zwischennutzung, oftmals in den Vordergrund. Das *Vorübergehende* ist zum Ausdruck des gegenwärtigen urbanen Lebens geworden und gilt als das Konzept zukünftiger, flexibler Wohnsysteme. *Temporär* kann im Kontext der Architektur allerdings sehr unterschiedlich definiert und verschieden

kategorisiert werden. Deshalb soll zunächst eine Definition des *Temporären* gefunden werden, um zu erläutern, was jenes im Kontext dieser Arbeit repräsentieren soll.

### Das Temporäre

Laut Duden wird die Bedeutung des Wortes *temporär* als „zeitweilig auftretend“ oder „vorübergehend“ definiert.<sup>138</sup> Im architektonischen Kontext bezeichnet das *Temporäre* meist eine eigene Typologie, welche als das Gegenstück zur permanenten beziehungsweise dauerhaften Architektur verstanden werden kann. Darunter werden vor allem jene Architekturkonzepte verstanden, welche nur eine beschränkte Lebensdauer sowie Nutzungsdauer haben oder beispielsweise nur eine Übergangslösung zum Stillen eines akuten Bedarfs darstellen. Dabei ist die Architektur an sich temporär, folglich ist das Gebäude nicht auf Dauer. Ein Bauwerk wird dementsprechend an einem bestimmten Ort errichtet und nach Ablauf eines gewissen Zeitabschnitts wird dieses wieder abgebaut. Viele dieser temporären Bauten sind zusätzlich transportfähig und können an einem neuen, anderen Ort wieder errichtet werden; diese Form der Architektur stellt allerdings eine eigene

<sup>138</sup> vgl. Duden online, o.J.b

Kategorie dar und kann als *mobile Architektur* bezeichnet werden. Auf mobile Wohnformen wird im nächsten Abschnitt kurz eingegangen.<sup>139</sup>

Das Adjektiv *temporär* wird also oft mit Begriffen verbunden, welche eigentlich für etwas Dauerhaftes stehen würden (beispielsweise Bauwerke), dies jedoch nicht tun: temporäre Bauten bestehen in der Regel nur für eine kurze Zeitspanne.<sup>140</sup> Neben temporärer Architektur – also temporären Gebäuden – gibt es temporäre Nutzungen, welche für diese Arbeit im Vordergrund stehen. Dabei ist die Architektur beziehungsweise der Raum zwar permanent, er kann jedoch immer nur vorübergehend genutzt werden. Diese zeitweiligen Nutzungen machen sich das Konzept der Temporalität zu Nutze und genießen dadurch eigene, spezifische Qualitäten, welche sich deutlich von der dauerhaften Nutzung abgrenzen. Dies hat zur Folge, dass temporäre Nutzungen nicht zwangsläufig nur ein Übergang für etwas Dauerhaftes sind oder weniger Ressourcen oder Qualitäten als permanente Nutzungen aufweisen müssen.<sup>141</sup>

Die Temporalität verfügt über Qualitäten für bestimmte Nutzer\*innen oder Nutzungen, welche die dauerhaften Nutzungen nicht bieten könnten. Aus diesem Grund sollte laut Robert Temel das

Produktionsmittel Grund von den „*Fesseln des ausschließlich Dauerhaften*“ befreit werden. Der temporäre Raum muss also keineswegs immer nur ein Ort des *Reduzierten* oder des *Übergangs* sein, sondern kann ebenso ein Ort sein, an dem der Mensch Kontrolle übernehmen kann, wenn auch manchmal nur für bestimmte Zeit.<sup>142</sup>

Typisch für die klassische temporäre Architektur sind beispielsweise Ausstellungspavillons, welche seit 1851 in London, nach der ersten Weltausstellung, häufig zu repräsentativen Zwecken gebaut werden. Im Zuge der Ausstellung sollen die Pavillons die kulturelle Identität und den technischen Fortschritt der Länder in nur wenigen Monaten vermitteln.<sup>143</sup> Außerhalb der Weltausstellungen werden Pavillons als temporäre Prototypen gebaut und können ein Zuhause für Modekollektionen, Installationen oder historische Gedenken bieten.<sup>144</sup> Obendrein fallen Flüchtlingslager (und andere Arten von Lager) im Grunde in die Kategorie des Temporären. Sie haben jedoch durch ihre Funktion sowie Nutzung eine Sonderstellung und stellen somit eine Ausnahme dar, auf welche zuvor bereits detaillierter eingegangen wurde.

#### Das Ephemere

Ebenso ist der Begriff des *Ephemeren* in der

temporären Architektur immer wieder von Bedeutung. Als *ephemer* wird etwas bezeichnet, das nur für sehr kurze Zeit besteht beziehungsweise rasch vorübergeht. Etymologisch stammt das Wort aus dem Griechischen von *ephēmeros*, was so viel wie „für einen Tag“ oder *hēméra* „Tag“ bedeutet.<sup>145</sup> Ephemere Architektur wird meist nur für die Dauer einer Veranstaltung errichtet, um beispielsweise die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen oder das Image eines Unternehmens zu repräsentieren.<sup>146</sup>

#### Das Provisorium

Eine weitere Form des Temporären stellt das *Provisorium* dar. Als *provisorisch* kann etwas verstanden werden, das nur als ein einstweiliger Notbehelf oder zur Überbrückung eines noch nicht endgültigen Zustands dienen soll. Somit wird als provisorische Architektur etwas Vorläufiges beziehungsweise etwas Behelfsmäßiges bezeichnet.<sup>147</sup> Temporäre Gebäude sind in den meisten Fällen, genauso wie ephemere Rauminszenierungen, anlassgebundene Architektur und beziehen sich dabei auf eine bestimmte Zeitspanne. Im Gegensatz dazu sind provisorische Gebäude im Regelfall nur als Zeitüberbrückung gedacht. Für die Errichtung eines Provisoriums ist meist ein

bestimmtes Ereignis ausschlaggebend und muss überwiegend in kurzer Zeit und mit geringem Budget errichtet werden. Ein Provisorium stellt also eine vorübergehende Zwischenlösung zu einem später angestrebten Folgezustand dar, der in den meisten Fällen permanent ist. Es bildet demnach ein Bindeglied zwischen dem *Davor* und dem *Danach*.<sup>148</sup>

„Charakteristisch für alle Provisorien ist (...) die Annahme eines zeitlich späteren Folgezustands, der das Provisorische von seinen Aufgaben suspendiert. Das provisorische Artefakt kann also als Bindeglied zwischen Gegenwärtigem und Utopischen verstanden werden – man könnte es auch als transitorisches Artefakt bezeichnen. Einerseits ist es gegenwärtig von Nutzen, sonst würde es nicht benötigt, andererseits entspricht es nicht dem zukünftig Gewünschten.“<sup>149</sup>

Im Vergleich zur temporären oder mobilen Architektur müssen Provisorien auch keine „perfekte“ Lösung sein; sie sollen aber eine Zwischenlösung auf dem Weg dorthin anbieten. In prozessorientierten Planungsverläufen er-

<sup>139</sup> Strasser 2012

<sup>140</sup> vgl. Haydn/Temel 2006, S. 59

<sup>141</sup> a.a.O., S. 17

<sup>142</sup> a.a.O., S. 60

<sup>143</sup> vgl. Strasser 2012

<sup>144</sup> vgl. Schittich 2010, S. 25

<sup>145</sup> vgl. Duden online, o.J.c

<sup>146</sup> vgl. Strasser 2012

<sup>147</sup> vgl. Duden online, o.J.d

<sup>148</sup> vgl. Strasser 2012

<sup>149</sup> Chi 2002, o.S.

weisen sich provisorische Räume als besonders brauchbar. „Das Provisorium ist nicht als Antwort, nur als Frage denkbar.“<sup>150</sup>

Das Temporäre selbst kann also in verschiedene Konzepte der *Zeitweiligkeit* unterschieden werden. Zuerst dient als Beispiel das *Ephemere*, dessen Begriff beispielsweise in der Biologie ein Lebewesen bezeichnet, das nur einen Tag überleben kann. Somit bezeichnet ephemere eine *existentielle Zeitlichkeit*. Das Ephemere ist kurzlebig und seine Existenz kann zugleich nicht ausgeweitet werden. Im Vergleich zum *Ephemeren* bleibt das *Provisorische*, welches zwar vorübergehend beginnt, aber oft für einen viel längeren Zeitraum besteht.

„Das Provisorische bezeichnet eine Einrichtung, die nur stellvertretend für das ‚Richtige‘, Langlebige gedacht wird, eine zwischenzeitliche Vorsorge, weil etwas benötigt wird, was in der eigentlich angestrebten Qualität jetzt noch nicht realisiert werden kann, möglicherweise aber zu einem späteren Zeitpunkt.“<sup>151</sup>

Die Zeitweiligkeit des *Temporären* steht dabei

zwischen diesen beiden Konzepten. Es ist zwar so rasch vorübergehend wie das Ephemere, kann aber im Vergleich zu diesem oft durchaus länger bestehen bleiben als zuerst angenommen. Demnach existieren gemeinsame Eigenschaften des Temporären mit dem Provisorium. Jedoch unterscheidet es sich deutlich von diesem, indem das Temporäre über eigenen Qualitäten verfügt und keinesfalls nur als ein Ersatz für das *Dauerhafte* zu verstehen ist.<sup>152</sup>

#### Mobile Architektur

Eine weitere Kategorie oder Definition der temporären Architektur ist jene der *mobilen Architektur*. Mobile Architektur bedeutet in erster Linie die territoriale Mobilität von Gebäuden und deren Ortwechsel durch Transport. Ein großer Anteil von temporären Gebäuden ist meist flexibel und mobil. Mobile Architektur definiert sich also in erster Linie über die Beweglichkeit und die Ungebundenheit an einen festen Standort. In diesem Fall wird das Gebäude nicht nur für einen gewissen Zeitraum an einem Ort errichtet, sondern kann abgebaut und an einem anderen Platz wiederaufgebaut werden.<sup>153</sup>

Ogleich Architektur gegenwärtig fast ausschließlich mit den Begriffen der Sesshaftigkeit

und Permanenz verbunden wird, ist die Geschichte der mobilen Bauten um ein Vielfaches älter als jene der permanenten Architektur. Wirft man einen Blick in die Vergangenheit, so entstanden die ersten *permanenten* Siedlungen erst vor ungefähr 10.000 Jahren.<sup>154</sup> Vor dieser Zeit lebten die Menschen und seine Vorfahr\*innen vorwiegend in mobilen Behausungen. Zum größten Teil sind die Menschen zwar sesshaft geworden, doch auch heute gibt es noch Nomaden, welche sich mehr oder weniger auf ständiger Wanderschaft befinden. Dieser unaufhörliche Ortswechsel erforderte dabei schon immer einfach transportable sowie schnell und simpel auf- und abzubauen Behausungen. Aus diesem Grund war für Formen der *mobilen Architektur* die **Leichtigkeit, Standardisierung und Vorfertigkeit** von Bauteilen von großer Bedeutung.<sup>155</sup> Die Beispiele, die für mobile Architekturen genannt werden können, sind so vielfältig und unterschiedlich wie deren Nutzer\*innen und Nutzungen. Die wohl älteste und zudem verbreitetste Form der mobilen Architektur ist das Zelt, welches die Behausung traditioneller Nomaden darstellte und bisweilen zu den mobilen Unterkünften moderner Reisender heute gezählt wird.<sup>156</sup>

Eine der ersten Erfindungen in der mobilen Architektur ist jene des Wohnwagens beziehungsweise des Wohnmobils. Heutige Tendenzen der mobilen Architektur gehen ebenfalls auf das *fahrende Zuhause* zurück, das als ein bewegliches Zuhause – sozusagen das eigene, vertraute Hotelzimmer – gilt, unabhängig des aktuellen Aufenthaltsortes. Als ein weiteres Konzept der mobilen Architektur kann das Prinzip des Wohncontainers genannt werden. Der Container zeichnet sich allem voran durch die einfache Transportierbarkeit und das beliebige Aufstellen und Stapeln aufgrund seiner genormten Größe aus. Meist wird der Container zur Ermöglichung der Verfügbarkeit von schnellem, günstigem Wohnraum verwendet. Aus der Idee des Containers entstanden viele weitere Konzepte mobiler Kleinräume. Die meisten dieser Minimalräume zeichnen sich durch eine würfelförmige Form und eine ausgeprägte Flexibilität aus. Oft können sie durch das Aus- und Einklappen bestimmter Elemente an die jeweiligen Tagessituationen angepasst werden, da alle Funktionen auf engstem Raum untergebracht werden. Diese Art der Architektur fordert einen hohen Grad an Anpassungsfähigkeit.<sup>157</sup>

<sup>150</sup> Havemann/Schild 2016

<sup>151</sup> Temel zit. nach Haydn/Temel 2006, S. 59

<sup>152</sup> ebd.

<sup>153</sup> vgl. Schittich 2010, S. 39

<sup>154</sup> vgl. Reichholf 2008

<sup>155</sup> vgl. Haussteiner 2012, S. 114

<sup>156</sup> a.a.O., S. 112

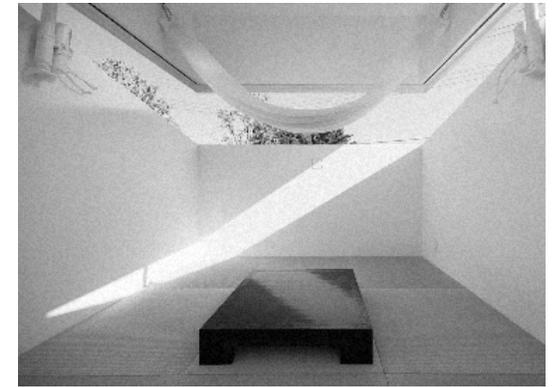
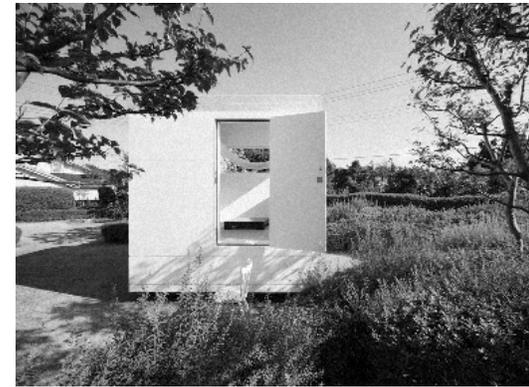
<sup>157</sup> a.a.O., S. 86f



**Abb. 27**  
*IF\_DO, Dulwich Pavilion in London, 2017*



**Abb. 28**  
*Spillmann Echsle Architekten, Freitag Flagship Store in Zürich, 2006*



**Abb. 29**  
*Jo Nagasaka und Schemata Architects, PACO House, 2009*



Abb. 30  
Überall zuhause

„Irgendwann einmal, als ich noch nicht wissen konnte, was ich jetzt weiß, habe ich mich für die Bewegung entschieden und später, als ich mehr wusste, habe ich begriffen, dass ich in dieser Bewegung die Ruhe finden konnte, die man für Schreiben braucht, dass Bewegung und Ruhe einander in einer Einheit der Gegensätze im Gleichgewicht halten.“<sup>158</sup>

<sup>158</sup> Nooteboom 2002, S. 11

## Digitale Nomaden

„*Survival of the fittest*“<sup>159</sup> – der einzige Weg, um auf Dauer zu überleben und sich durchsetzen zu können, sei es sich bestmöglich an Veränderungen anzupassen. Um dieses Ziel erreichen zu können, müssen flexible Strukturen geschaffen werden und Infrastrukturen richtig genutzt werden, um den Menschen auch temporär Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Der Begriff der Mobilität ist für diese Arbeit von großer Bedeutung: Ob in Form von Beweglichkeit, beispielsweise in Bezug auf den Beruf oder die soziale Stellung sowie auf den Wohnsitz, oder Flexibilität und Anpassungsfähigkeit der Architektur.

Im Kontext dieser Arbeit soll nicht die Architektur selbst als temporär verstanden werden, sondern die Aufenthaltszeit sowie die Nutzung jener Räume ist *vorrübergehend, temporär*. Weiters ist nicht die Architektur beweglich beziehungsweise mobil, sondern der Mensch. Die aus der Globalisierung entstandene und geforderte Mobilität hat den Menschen (wieder) zu einem mobilen Wesen gemacht, welcher auf temporäre Räume angewiesen ist und es in den kommenden Jahren immer mehr sein wird.<sup>160</sup>

In weiterer Folge geht es also nicht um provisorische, bewegliche oder transportierbare Architektur, welche nur für einen bestimmten Zeitraum an einem bestimmten Ort besteht, sondern um eine *permanente* Architektur, welche Raum für eine bestimmte Zeit bieten kann, aber auch die Möglichkeit schafft, auf Unvorhersehbares zu reagieren. Der Raum ist also dauerhaft und bleibt bestehen. Dementsprechend ist die Architektur nicht selbst temporär, muss aber geeignet für temporäre Nutzungen sowie Veränderungen der Bewohner\*innen und ihrer Bedürfnisse sein. Die Arbeit konzentriert sich also in erster Linie auf eine flexible, anpassungsfähige Architektur und temporäre Nutzungen von Räumen.

<sup>159</sup> Spencer 1864

<sup>160</sup> vgl. Robertson-von Trotha 2005, S. 9f

### Überall und nirgendwo

Der Mensch will heute überall zuhause sein und nirgendwo. Durch die Globalisierung und den demografischen Wandel ist nicht nur das Reisen zu einem Massenphänomen geworden, zugleich werden die Möglichkeiten der Berufs- wie Ausbildungswahl und deren Orte immer vielfältiger. Räumliche Mobilität sowie eine multilokale Lebensführung werden heutzutage vermehrt zu etwas Alltäglichem. Die rapide zunehmende Mobilität und vor allem die Mobilität des Menschen selbst, in beinahe allen Altersgruppen hat unter anderem dazu geführt, dass der zeitgenössische Mensch sich oftmals nicht mehr für nur einen einzelnen Wohnort entscheiden will. Ein fester Wohnort und damit Besitz wie auch Sesshaftigkeit werden mehr zu einer Belastung als zu einem Luxusgut. Die Nachfrage nach temporären, kurzfristig mietbaren Wohnformen steigt zudem fortlaufend an. Dies erfordert neue Konzepte und Ideen in der Architektur und Gestaltung. Da viele ihren Wohnort heute aus unterschiedlichsten Gründen viel öfter und schneller wechseln, benötigen folglich immer mehr Menschen Wohnraum für nur kurze Zeit, wobei die Menschen trotzdem das Gefühl des *eigenen Zuhauses* nicht verlieren möchten.<sup>161</sup> Die Aufgabe der Architektur muss der Entwurf von Räumen sein, die auf die unterschiedlichsten Nutzer\*innen und deren Bedürfnisse abgestimmt werden können. Umso wichtiger könnte es auch sein, Möglichkeiten zu schaffen, dass der Raum auf Veränderungen der Bewohner\*innen elastisch reagieren kann.

Was Otto Friedrich Bollnow also 1963 noch betonte, scheint sich nicht mehr für alle Menschen zu bewahrheiten: „*Wohnen aber heißt, an einem bestimmten Ort zu Hause zu sein, in ihm verwurzelt zu sein und an ihn hingehören*“.<sup>162</sup> Das Gegenteil ist heutzutage oft der Fall. Die aktuellen Verhältnisse sind von einer so enormen Dispersion

<sup>161</sup> vgl. Horx-Starthern 2018, o.S.

<sup>162</sup> Bollnow zit. nach Hennig 2015, S. 165

unterschiedlicher Bezugsgrößen geprägt, die sich nicht wie noch vor einigen Jahren an einem einzelnen Ort versammeln lassen. Ralf Hennig schreibt dazu:

„*In der sich die Definition eines Zuhauses in zunehmendem Maße auflöst, die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit, Büro und zu Hause immer schwerer zu setzen sind, in der Arbeitsplätze und Wohnort immer häufiger wechseln und eine Welt, in der alles mit allem und jederzeit verbunden ist, mit Mobiltelefon, PDA und Internet und wir uns in zunehmenden Maße im öffentlichen Räumen aufhalten.*“<sup>163</sup>

Schon der Futurologe Alvin Toffler schrieb bereits im Jahre 1970 in seinem Buch *Zukunftsschock* über die maßgebliche Veränderung der Welt durch die Mobilität, welche noch weiter voranschreiten werde. Er beschreibt in einem Kapitel seines Buches die neue Bevölkerungsgruppe der *modernen Nomaden* und Verlagerung der Bindung an ortsbezogene Strukturen zu anderen Strukturen, die flexibel, ortlos und mobil sind.<sup>164</sup>

### Die Akteure

Die durch die wachsende Mobilität entstandene Gruppe moderner Nomaden nennt man auch globale oder digitale Nomaden. Wie Ralf Hennig in seinem Buch *Wohn-Welten* schreibt, ist die Verwendung des Begriffs des Nomadischen für die heutigen Entwicklungen der Mobilität aber nur bedingt adäquat. Immerhin verfügt das traditionelle Nomadentum über viele Muster, eine Verordnung in Raum und Zeit, die sich natürlich deutlich von den heutigen *modernen Nomaden* unterscheiden. Zygmunt Baumann verweist deshalb auf die Begriffe des *Landstreichers* oder des *Touristen*, welche sich nach seiner

<sup>163</sup> Hennig 2015, S. 165

<sup>164</sup> vgl. Horx-Starthern 2018, o.S.

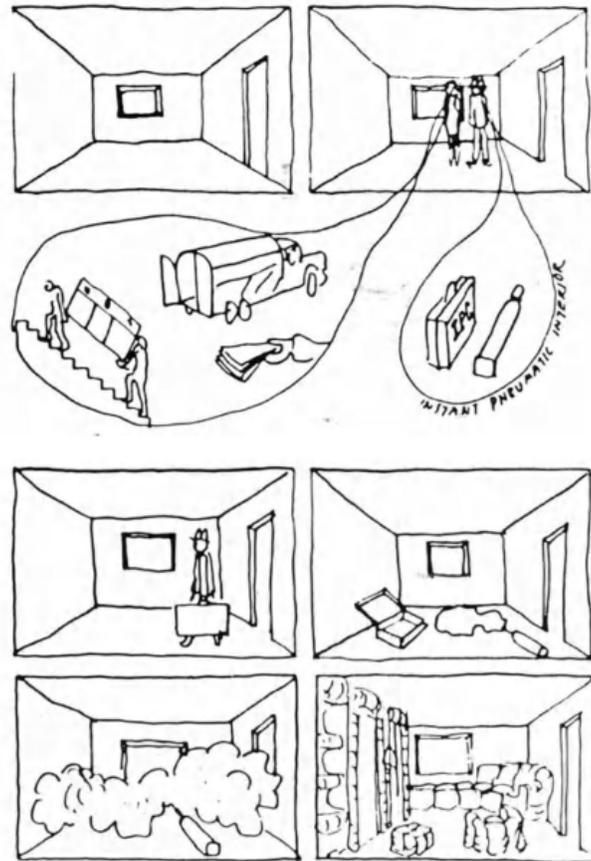


Abb. 31  
Hans Hollein, Aufblasbare Wohnungseinrichtung, 1965

Meinung als Metapher für das moderne Zeitalter besser eignen würden. Beide stehen für ein neues Mobilitätsmuster und haben nichts mit den traditionellen Wanderbewegungen der Nomaden zu tun. *Der Landstreicher* wäre ein *Pilger* ohne Ziel, ein Nomade ohne Reiseroute und ebenso habe der *Tourist* nichts gemein mit den traditionellen Nomaden.<sup>165</sup>

Die heutigen Nomaden werden getrieben von Freizeit und Reisen, Arbeit und Ausbildung, sowie der Nutzung von Freiheit und Ungebundenheit. Die Globalisierung der Unternehmen führt zu einer verstärkten Fluktuation von Arbeitskräften, zu Veränderungen in der Büroorganisation und damit zu einer deutlichen Schwächung der Notwendigkeit von Präsenz vor Ort am Arbeitsplatz. Dies wird durch mobile beziehungsweise alternierende Telearbeit und durch Veränderungen in der Arbeitsstruktur selbst ermöglicht. Damit entsteht neben den Reisenden – den Freizeitnomaden – eine neue wichtige Gruppe: die *Jobnomaden*. Jobs werden heute oft projektorientiert vergeben und dies führt dadurch zu temporären Arbeitsverhältnissen, welche mehr Mobilität von Arbeitskräften erfordern. Die Reflektion derartiger Wandel im Arbeitssektor inspirieren die Veränderung der Gestaltung von Bürouräumen ebenso wie das Erarbeiten von neuen Konzepten, welche sich an die neuen Verhältnisse des Wohnens anpassen. Flexibilität, Mobilität und temporäre Aspekte fungieren dabei als wesentliche gestaltete Parameter.<sup>166</sup> Noch nie zuvor wurde in der Arbeitswelt so viel Flexibilität von den Beschäftigten abverlangt wie heutzutage. Die Berufswahl ist schon seit vielen Jahren nicht mehr primär vom eigentlichen Wohnort abhängig. Ob lediglich für ein Wochenende, für ein paar wenige Wochen oder gar Monate wie Jahre, die *Geschäftsreisenden*,

<sup>165</sup> vgl. Hennig 2015, S. 176f

<sup>166</sup> a.a.O., S. 155f

welche aufgrund ihrer Berufswahl in eine andere Stadt oder ein anderes Land ziehen müssen, steigen stetig an. Diese wie erwähnt neu entstandene Gruppe der Jobnomaden muss sich stetig auf neue Arbeitsformen, Aufgabenstellungen und Wohnorte einstellen. Hagen Zeisberg stellt mit seinem Projekt *Digitale Nomaden* die Frage: „Sind Sie Siedler oder Nomade? (...) Man ist berufsbedingt Nomade und muss im wahrsten Sinne des Wortes sehen, wo man bleibt.“<sup>167</sup>

Zeisberg spricht von einer Fluktuation des Begriffs Heimat bis zu einer durch Flexibilität begründeten Heimatlosigkeit. Dieses Verlorengehen des identitätsstiftenden Elements – wie dem festen Wohnort, Heimat und gewohnten sozialen Bezügen – führt zu einem konzeptionellen Ansetzen an diesem Punkt. Die Antwort auf die Frage, welchen Raum der digitale Nomade braucht, sucht Zeisberg vorrangig in einer Wiederherstellung eben jener tradierten Kenngrößen, dies jedoch unter Berücksichtigung der neuen Rahmenbedingungen. Ganz im Gegensatz zur dynamischen Ortlosigkeit der mobilen Architektur definiert Zeisberg, ohne sich von den Begriffen der Mobilität und Flexibilität beirren zu lassen, als erstes einen Ort. Die Architektur sei für ihn statisch, einzig ihre Nutzer seien mobil. In Bezug zur Architektur wird Mobilität bei ihm erst dann thematisiert, „wenn sie eine erhöhte Fluktuation innerhalb der Bewohnerschaft verursacht und so dem Thema der Individualisierung durch eine zunehmende Anonymität innerhalb der Bewohnerschaft Vorschub leistet.“<sup>168</sup> Den hierdurch entstehenden Mangel sozialer Bezüge begegnet Zeisberg mit einer Neuordnung der Verhältnisse individueller Privatheit und Gemeinschaftlichkeit bei gleichzeitiger Radikalisierung des klassischen Wohnprogramms: private Rückzugsbereiche werden auf den kleinstmöglichen Nenner der Zelle gebracht. Diese wiederum steht einer Vielzahl gemeinschaftlich genutzter Räume gegenüber.

<sup>167</sup> Zeisberg zit. nach Hennig 2015, S. 159

<sup>168</sup> Hennig 2015, S. 160

<sup>169</sup> ebd.

Fehlende soziale Verflechtungen sollen somit ausgeglichen werden beziehungsweise können neu entstehen.<sup>169</sup>

Die Annahmen und Beobachtungen in den letzten Jahren, dass immer mehr Menschen wieder zu *Nomaden* werden, wenig ortsgebunden sind und sie sich von Ort zu Ort treiben lassen, ist auch an den Zahlen der Statistiken ablesbar. Gegenwärtig entwickeln temporäre oder kurzfristige Anstellungen weltweit stärker als permanente Anstellungen. In Deutschland war beispielsweise schon im Jahr 2015 jede zweite Anstellung nur temporär. In den Jahren von 1991 bis 2016 sind die temporären Anstellungen von 13% auf 21% angestiegen. 2016 hat im Vergleich zum Vorjahr nicht nur der Anteil der Befristungen bei allen Neueinstellungen von Jüngeren, sondern ebenso bei Arbeitnehmer\*innen mittleren und höheren Alters zugenommen. Am deutlichsten war der Anstieg bei den Beschäftigten zwischen 30 und 39 Jahren zu verzeichnen. Wo 2015 nur 38% von ihnen befristet eingestellt waren, waren es 2016 schon beinahe 50%. Bei den über 50-Jährigen hat sich der Anteil von 39 auf 41 % erhöht.<sup>170</sup>

Laut einer Umfrage von *Der Spiegel* sei jede zweite junge Deutsche bereit ihren Wohnort, zumindest innerhalb Europas, ohne Weiteres zu wechseln. Zudem nimmt die Anzahl der Selbständigen und Freiberufler\*innen konstant zu. Die frühere klare Trennlinie zwischen Arbeit und Freizeit, Heim und Büro sowie privat und beruflich verschwimmt dabei weiterhin. Diese jahrhundertelange Unterscheidung gilt für die *modernen Nomaden*, welche gerne im Ausland arbeiten und eine hohe Mobilität genießen, nicht mehr. Obendrein sind Menschen in ihren Ausbildungsjahren, unter anderem Studierende, oft abhängig von bezahlbaren, schnellen Lösungen in Form von temporärem Wohnraum. Als eine eigene Gruppe der modernen Nomaden hat die Generation zwischen 1980 und 2000

<sup>170</sup> vgl. Zeit 2017

sogar einen eigenen Namen erhalten: *Generation M, Millenials*. Diese Generation hat eine hohe Anzahl an gut ausgebildeten, hochvernetzten, mehrsprachigen und global orientierten Menschen hervorgebracht. Sie bemühen sich mehr um Erfahrung als um Besitz. Das Sammeln von Momenten ist dabei wichtiger als das Sammeln von Dingen. Für sie ist das Reisen und das Erleben von Abenteuern ein größerer Indikator für Leistung, als beispielsweise der Kauf eines Hauses. Diese Generation fordert neue Lebenskonzepte, denn ihre Prioritäten liegen nicht in der Sicherheit von Wohnung und Arbeitsplatz.<sup>171</sup>

#### Multilokalität

Die Ausmaße der Mobilität äußern sich also nicht mehr nur in Form einer üblichen Urlaubsreise, sondern ist durch die Mobilität im Bereich der Arbeit schon tief in der Gesellschaft verankert. Wie zuvor erwähnt ist dies auf die Entwicklungen und Veränderungen im Arbeitsmarkt und die von den Menschen abverlangte Flexibilität zurückzuführen. Unterschiedliche Berufsgruppen wie Montagearbeiter\*innen, Fernpendler\*innen oder die klassische Wochenendpendler\*innen legen aufgrund ihrer Arbeit weite Strecken zwischen ihrem Wohnort und ihrem Arbeitsplatz zurück. In weiterer Folge führt dies auch dazu, dass sie sich teilweise lange Zeiten fern ihres Wohnortes aufhalten. Dies hat ein neues Phänomen zur Folge: *die Multilokalität*.<sup>172</sup> Multilokalität bezeichnet im Grunde „ein temporär abwechselndes Wohnen und Leben an zwei oder mehreren Orten“.<sup>173</sup> Schon seit einiger Zeit stellt dieses Phänomen keine Ausnahme mehr da und lässt sich auch nicht auf eine bestimmte Gruppe oder spezielles Alter begrenzen. Obwohl multilokales Wohnen in erster Linie meist auf die junge, berufsorientierte Bevölkerungsgruppe reduziert wird, zeigen

<sup>171</sup> vgl. Molter/Hauser 2019, S. 21f

<sup>172</sup> vgl. Hennig 2015, S. 196

<sup>173</sup> Petzold zit. nach Hennig 2015, S. 196f

Statistiken, dass die Altersgruppe mit den meisten Nebenwohnsitzen durchschnittlich 45 Jahre alt ist. Die Multilokalität kommt in der Breite der Gesellschaft vor. Oft wird sie als zwanghaft oder von außen vorgegeben empfunden, was in weiterer Folge zu einer negativen Einstellung zu dieser Lebensweise führt und weitere Konflikte nach sich zieht. Am Beispiel des Architekten Frank F. Drewes zeigt sich eine vielfach bewusste Entscheidung zugunsten dieser Lebensweise, weil gerne ein von permanenten Ortsveränderungen geprägtes Leben geführt wird. Multilokalität muss also kein von „außen vorgegebenes Element“ sein; oft ist es eine Frage der Möglichkeit, eine Frage der Infrastruktur.<sup>174</sup>

Ralf Hennig schreibt über Drewes, welchen man seiner Meinung nach als einen typischen neuen, globalen Nomaden bezeichnen könnte:

„Obwohl er ständig unterwegs ist, sich meist an keinem der genannten Orte mehr als drei Tage aufhält, fühlt er sich an jedem der Orte zu Hause, kommt er doch immer heim... Erneut wird deutlich, dass auf die Frage nach hochmobilen Lebensweisen keineswegs verallgemeinert werden und also auch nicht von der hochmobilen Gesellschaft gesprochen werden kann. Ein alles pauschalisierendes Ja als Antwort auf die Frage nach dem globalen Nomaden ist also falsch, genauso jedoch auch wie ein kategorisches Nein.“<sup>175</sup>

Drewes, der sich zwar als moderner Nomade begreift, möchte trotzdem Elemente des Sesshaften in seinem Leben nicht missen, seine Wohnung besitzen, mit seinen individuellen Möbeln und seine Privatheit bewahren.

„Auf diese Weise kommt er immer heim, trotzdem er

<sup>174</sup> vgl. Hennig 2015, S. 197f

<sup>175</sup> a.a.O., S. 203f

*mehrmals in der Woche wegfährt und sich praktisch immer an einem anderen Ort aufhält... Wer es sich leisten kann, schafft sich seine Heimat auch in der Fremde (...). Denn sobald mehrere Orte den Lebensstil wesentlich definieren, fällt der Ortsbezug im klassischen Sinne eine Ausrichtung auf eben nur einem Ort zunehmend schwerer... Damit zeichnet sich ein mobilitätsbedingter Paradigmenwechsel ab, der einen Wandel vom starren Bezug zu einem oder nur wenigen Orten zu zahlreichen Handlungsschwerpunkten dokumentiert, also weg führt vom einzelnen Ort und der mit ihm traditionell assoziierten ‚Verwurzelung‘.<sup>177</sup>*

Temporäre Wohnräume werden also nicht mehr ausschließlich für Reisende und Tourist\*innen benötigt, obwohl Hotels eine wichtige Kategorie dieser Wohnräume darstellen. Das Temporäre Wohnen ist vielschichtiger als nur in Form eines Hotels und dient dabei einer viel größeren Gruppe an Menschen. Der Markt der temporären Wohnformen ist heute hochkomplex geworden und befindet sich in einem starken Wachstum und Wandel. Die Gründe, weshalb Menschen temporären Wohnraum benötigen, sind genauso vielfältig wie ihre Ausprägungsformen. Ob als Reisender im Hotel, für Ausbildung oder Studium in Studentenwohnheimen, als Mikroapartments oder Service-Apartments für einen zeitweiligen Arbeitsort oder als Auffanglager für Flüchtlinge ohne Wohnort sowie neue Arten und Konzepte des temporären Wohnens der letzten Jahre: Das *Wohnen auf Zeit* hat im Grunde weniger mit der Mobilität der Architektur an sich zu tun, als vielmehr mit der Mobilität des Menschen selbst. Wie schon in den vorherigen Kapiteln erwähnt wurde, ist der Mensch heute ständig unterwegs, ob auf Reisen oder infolge eines Umzugs in eine andere Stadt für einen neuen Job.

<sup>177</sup> Hennig 2015, S. 208f

Der Mensch verweilt nicht mehr so lange wie früher an ein und demselben Ort. Für die meisten löst sich das das Zuhause beziehungsweise die Heimat immer mehr von einem physischen Ort ab; Zuhause kann überall sein, wo man sich wohl fühlen kann. Genau aus diesem Grunde fällt es vielen auch leicht ihren eigentlichen Wohnort immer wieder aufs Neue zu verlassen.<sup>178</sup> Obgleich die Mobilisierung nicht alle betrifft, sondern dabei sogar teilweise eine Teilung der Bevölkerung – in sesshafte und hochmobile Gruppen – entstehen lässt, müssen für die neuen *Akteure* Räume geschaffen werden. So kann in Städten eine Parallelität von eher fixen Raumnutzungen auf der Basis von stabilen Eigentumsverhältnissen und flexiblen, temporären Nutzungsverhältnissen entstehen. Zwar sind die aufgezeigten Beweggründe, weshalb die Menschen auf temporären Wohnraum angewiesen sind, sehr verschieden und die Bevölkerungsgruppen darin unterscheiden sich stark voneinander, doch haben sie eine zentrale Gemeinsamkeit: sie benötigen Wohnraum für eine bestimmte Zeit, dessen Ende meist schon absehbar ist. Aus diesem Grund stellen sich die Anforderungen an einen solchen Wohnraum meist anders als an eine klassische Wohnung dar.<sup>179</sup>

Es stellt sich die Frage, welche speziellen Eigenschaften die temporären Wohnräume haben beziehungsweise aufweisen müssen? Ein geringerer Platzbedarf oder eine schon zum Teil vorhandene Möblierung? Um zu verstehen, welche Besonderheiten beziehungsweise Anforderungen temporäre Wohnformen aufweisen müssen, erscheint es naheliegend zunächst bei typologischen Formen anzusetzen, die von jeher ein temporäres Wohnen thematisieren. Das Hotel ist insofern das naheliegendste Beispiel und es zeigt sich, dass ein Blick auf aktuelle Entwicklungen in diesem Sektor mit sehr ähnlichen Fragen konfrontiert wird. Denn der klassische Urlaubsreisende ist nur noch einer von zahlreichen Hotelgästen, die jeweils mit eigenen Raumanforderungen anreisen.<sup>180</sup>

<sup>178</sup> vgl. Horx-Starthern 2018, o.S.

<sup>179</sup> ebd.

<sup>180</sup> vgl. Hennig 2015, S. 160f

## Internationale Migration

2017 lebten weltweit über 258 Millionen Menschen in Ländern, in welchen sie nicht geboren wurden. Davon kamen mehr als die Hälfte der Menschen aus nur zehn Auswanderungsländern. Die USA liegt mit 49,8 Millionen Migrant\*innen auf Platz 1 der Einwanderungsländer, somit immigriert fast jede fünfte Migrant\*in weltweit in die Vereinigten Staaten. Deutschland stellt dabei das drittgrößte Einwanderungsland der Welt dar und umfasst 4,7% aller Migrant\*innen. Mit 16,6 Millionen Emigrant\*innen ist Indien das Auswanderungsland Nummer 1, gefolgt von Mexiko, Russland und China. In der Abbildung 126 ist zu erkennen, dass England und Russland einerseits zu den Top-Einwanderungsländern und andererseits auch zu den Top-Auswanderungsländern zählen.<sup>181</sup>

<sup>181</sup> vgl. Bundeszentrale für politische Bildung/bpb

Die internationale Migration lässt sich in unterschiedlichen Kategorien differenzieren, entsteht aus mannigfaltigen Ursachen und betrifft verschiedene Menschengruppen.

### 1. Nach politischen Grenzen:

*Intern:* Migration, innerhalb eines Landes, einschließlich des Überschreitens politischer Grenzen, von ländlich zu städtisch oder von städtisch zu vorstädtisch

*International:* Migration über Landesgrenzen hinweg

### 2. Nach Bewegungsmustern:

*Schrittweise Migration:* Im Laufe der Jahre von einer kleinen Siedlung zu einer größeren Siedlung in der städtischen Hierarchie.

*Zirkuläre Migration:* Zyklische Migration zwischen Herkunfts- und Zielsiedlungen; umfasst saisonale Migration (bedingt durch saisonale Spitzen der Arbeitskräftenachfrage) und Rückkehrmigration (einmalige Auswanderung und Rückkehr nach einem längeren Aufenthalt außerhalb des Ziellandes).

*Kettenmigration:* Tritt auf, nachdem eine kleine Anzahl von Gruppen an einen Aufnahmestandort gezogen sind und später andere aus der Gemeinschaft folgen.

### 3. Nach Entscheidung :

*Freiwillige Migration:* Auf der Grundlage des freien Willens und der Initiative der Person selbst, beinhaltet oft ein Abwägen von Optionen und Wahlmöglichkeiten.

*Unwillkürliche Migration:* nicht direkt erzwungen, sondern durch ungünstige Situationen verursacht

Erzwungene Migration: Unwillkürliche Migration aufgrund von ökologischen oder politischen Faktoren.<sup>182</sup>

### Moderne Nomaden

Die Arbeitswelt wandelt sich heute zu einem Dorf. Flexibilität und Mobilität wird von den Arbeitern erwartet und gefordert. Betrachtet man Statistiken, so sind mittlerweile international 68% aller Fachkräfte gewillt für die Arbeit in ein anderes Land, teilweise sogar auf einen anderen Kontinent zu ziehen. Dabei stellen die englischsprachigen Länder wie die USA, Großbritannien und Australien die beliebtesten Länder dar. Im Anschluss folgt Deutschland als das bedeutendste nicht-englischsprachige Land weltweit, wenn es um das Arbeiten im Ausland geht. Auf Platz 1 der Topstädte für Auslandsjobs steht London, gefolgt von New York.<sup>183</sup>

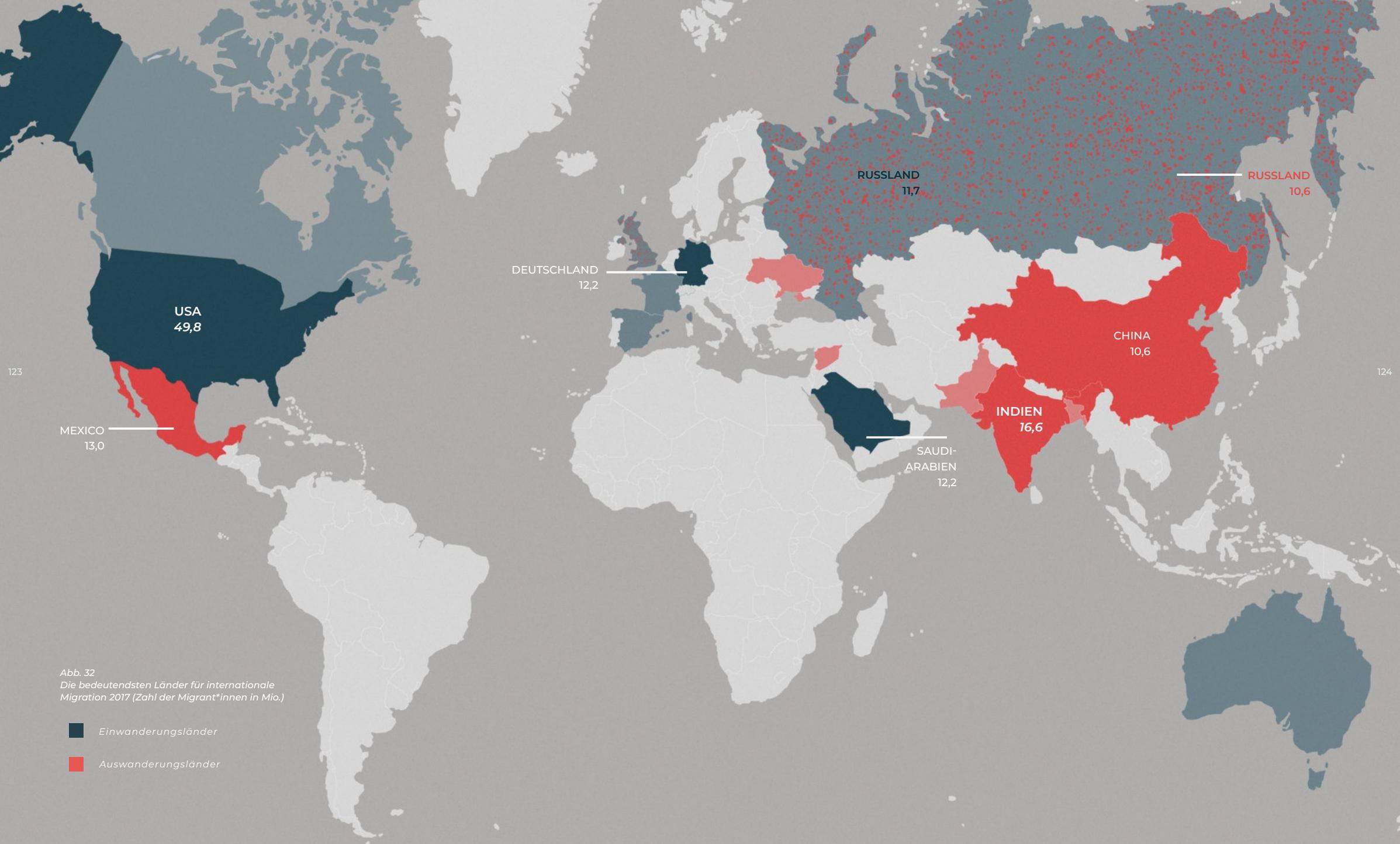
<sup>182</sup> vgl. World Economic Forum 2017

<sup>183</sup> vgl. BCG und StepStone, Studie „Decoding Global Talent“ 2014

„Der quasi grenzenlose globale Arbeitsmarkt eröffnet ungeahnte Möglichkeiten – für die Jobsuchenden, für die Staaten und für multinationale Konzerne, die schon jetzt Schwierigkeiten haben, auf nationaler Ebene geeignete Fachkräfte zu finden.“<sup>184</sup> Schon zwei von drei Arbeiter\*innen sind laut Studien bereit, für eine Anstellung einen Job im Ausland anzunehmen. Frankreich komplettiert mit beinahe 94% die fünf Top-Staaten, in denen die Menschen eine sehr hohe Bereitschaft, in einem anderen Land zu arbeiten, zeigen. Auch in der Schweiz erwägen über 77% der Menschen den Wechsel ins Ausland. Die Bereitschaft im Ausland zu arbeiten ist je nach Land natürlich unterschiedlich hoch. Grundlegend lässt sich jedoch erkennen, dass jene vor allem in den wirtschaftlich weniger entwickelten Ländern merklich höher liegt. Die Beweggründe, welche die Menschen dazu veranlassen, ins Ausland zu gehen, unterscheiden sich in erster Linie nach der wirtschaftlichen Lage des Heimatlandes. In den Industrieländern geht es meist um eine individuelle und berufliche Weiterentwicklung des Menschen. Die Arbeiter\*innen aus den weniger entwickelten Ländern verlassen das Land vor allem für bessere Karriereoptionen und höhere Lebensstandards.<sup>185</sup>

<sup>184</sup> Strack, Rainer 2014

<sup>185</sup> vgl. BCG und StepStone, Studie „Decoding Global Talent“ 2014



123

124

Abb. 32  
Die bedeutendsten Länder für internationale Migration 2017 (Zahl der Migrant\*innen in Mio.)

- Einwanderungsländer
- Auswanderungsländer



Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.

Abb. 33  
Die am stärksten von Migration betroffenen Städte weltweit.

Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek

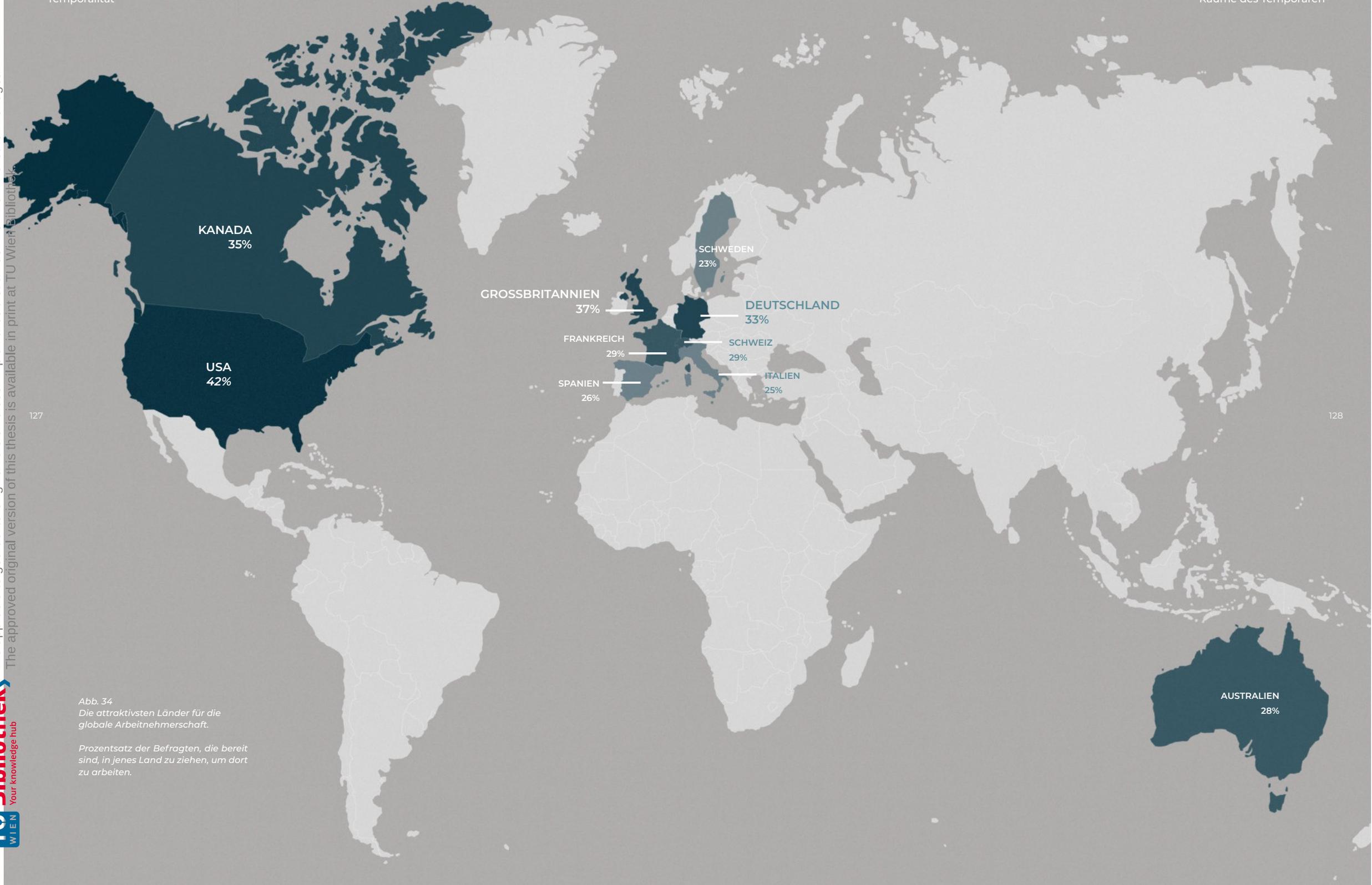


Abb. 34  
Die attraktivsten Länder für die globale Arbeitnehmerschaft.

Prozentsatz der Befragten, die bereit sind, in jenes Land zu ziehen, um dort zu arbeiten.

### Wohnen auf Zeit

Die erste Assoziation von temporären Wohnformen wird in erster Linie mit Hotels in Verbindung gebracht. Hotels gibt es überall auf der Welt und man trifft stets auf Gleichgesinnte, da die Bewohner\*innen wie man selbst auf Reisen sind. Üblicherweise bietet das Hotel eine Unterkunft für die Dauer der Reise und die traditionelle Wohnung oder das Wohnhaus eine Unterkunft für die Zeit zwischen den Reisen. Der Unterschied des Hauses oder der Wohnung im Vergleich zum Hotel ist, dass jenes singuläre, ortsgebundene Einheiten bildet und über ein weit übersichtlicheres Raumprogramm verfügt sowie weniger Menschen beherbergt als ein Hotel. Wie bereits erwähnt ist die Mobilität jedoch heute in der Breite der Gesellschaft und folglich beim Wohnen angekommen. Interessant sind daher vor allem jene Ideen, die sich genau im *Dazwischen* befinden; Konzepte, welche zwischen dem Hotel- und dem Wohnungsbau changieren.<sup>186</sup>

Beispiele dafür sind Wohnhotels, Service-Apartments, Boardinghäuser sowie Wohnheime, welche in der Regel möblierte Kleinwohnungen darstellen und außerdem meist über bestimmte Services verfügen. Diese Wohnformen sind keine neue Erfindung. Neu ist jedoch die gesteigerte Nachfrage. Dabei greifen sie auf die Typologien des Hotelbaus zurück und versuchen diese als temporäre Wohnform mit den Qualitäten des individuellen Wohnens zu verknüpfen.<sup>187</sup>

Diese Randbereiche des Hotel- und Wohnungsbaus stellen Projekte dar, welche konzeptionell in die Richtung des jeweils anderen weisen und damit versuchen, neue architektonische Antworten zu finden oder bereits eine Lösung darstellen. Im Folgenden sollen also jene Konzepte untersucht werden, die sich genau in diesem Überschneidungsbereich zwischen Hotel- und Wohnungsbau

<sup>186</sup> vgl. Hennig 2015, S. 237f

<sup>187</sup> a.a.O., S. 324

befinden. Fügt man dem temporären Wohnen teilweise eine dauerhafte Nutzung hinzu, entstehen neue, hybride Wohnformen, die sich die Vorteile des Konzepts eines Hotels aneignen und gleichzeitig mit den Vorzügen des privaten Wohnens ergänzen.<sup>188</sup>

### Wohnhotel – Ready to live in

Schon vor einiger Zeit wurde deutlich, dass der mobile Großstadtmensch neue Formen des Wohnens benötigt. Das *Isokon* Gebäude – in Hampstead, England – ist ein sogenanntes Servicehaus und dient als eines der Beispiele, welches jenen alternativen Ansprüchen der Bewohner\*innen gerecht werden konnte. Auf welche Art und Weise die Mobilität in funktionalen Zusammenhängen des Wohnens eingreift, zeigt sich dann deutlich, wenn jene Wohnungen im Konzept eines Hotels interpretiert werden. Somit gilt es schon damals als revolutionäres, soziales Experiment und als Versuch für eine neue, andere Art des Wohnens, welche heute wieder als moderne Idee des kollektiven Wohnens verfolgt wird.<sup>189</sup>

Die Zielgruppe der Wohnhotels und Servicehäuser waren dabei die mobilen, berufstätigen und flexiblen Großstadtmenschen. Ihre alternativen Konzepte versuchten eine vorübergehende, temporäre Hülle für den globalen Nomaden zu bilden. Diese Hülle stellte im Entwurf des *Isokon* die Wohnzelle dar, welche durch zahlreiche Gemeinschaftsräume und vielfältige Serviceeinrichtungen ergänzt werden konnte. Der Entwurf des Wohnhotels unterschied sich durch den Gedanken der Gemeinschaft merklich von anderen Gebäuden jener Zeit. Die Bewohner\*innen teilten sich große Küchen, Waschküchen, Speisesäle und Restaurants sowie, im Falle des *Isokons*, die Isobar. Kleine private Wohnungen standen dabei

<sup>188</sup> vgl. Hennig 2015, S. 220

<sup>189</sup> ebd.

großen zentralen Gemeinschaftsräumen gegenüber, welche für die Versorgung der Bewohner\*innen verantwortlich waren. Durch die zusätzlichen Gemeinschaftsräume und -flächen wie dem Tennisplatz, den Terrassen oder der Isobar konnten die knappen, individuellen Räume aufgewogen werden. Die geteilten Räume sollten zum Ort kultureller Begegnungen der Bewohner werden und einen Ausgleich zu den isolierten Wohnzellen bieten.<sup>190</sup>

In Gebäuden wie dem *Isokon-Building* wurden nicht nur Räume geteilt, sondern vor allem *Services*. Zur Lebenserleichterung der arbeitenden Bewohner\*innen wurden zahlreiche, zeitsparende Dienstleistungen, wie beispielsweise Wäsche waschen, Fenster putzen, Schuhe putzen oder warme Mahlzeiten angeboten. Also ein Wohnen wie in einem Hotel für moderne Nomaden, bevor diese wieder weiterzogen. Inspiriert von der Idee des Einküchenhauses konnte man Mahlzeiten von der zentralen Küche bestellen, welche von Angestellten oder über einen Servicelift in die privaten Zimmer gebracht wurden. Zum Unterschied zu den klassischen Einküchenhäusern wurden jedoch auch alle individuellen Wohneinheiten zusätzlich mit einer kleinen Küchenzeile ausgestattet.

Ziel des Konzeptes war die Reduzierung der Hausarbeit und dafür eine Verlängerung der Freizeit, um eine individualistische Lebensweise der Bewohner\*innen zu gewährleisten. Später gab es neben der grundsätzlichen Ausstattung der Zimmer noch eine weitere Möglichkeit der Anmietung von Wohninterieur, wie beispielsweise der hauseigenen *Isokon Electric Fire*, also elektrischen Heizkörpern mit einem integrierten Radio. Die Wohnzellen wurden mit einer komfortablen Ausstattung, sozusagen als ein individuelles Fertigprodukt, an die modernen Nomaden vermietet: Wohnungen, die „*ready to live in*“

<sup>190</sup> vgl. Hennig 2015, S. 221f

sind. Man würde in diese Apartments wie in einen Mantel schlüpfen, konzipiert und entworfen für diejenigen Personen, die lediglich mit ihren persönlichen Gegenständen nur für eine begrenzte Zeit in die möblierten Kleinstwohnungen ziehen und sie später wieder mit dem Koffer verlassen.<sup>191</sup>

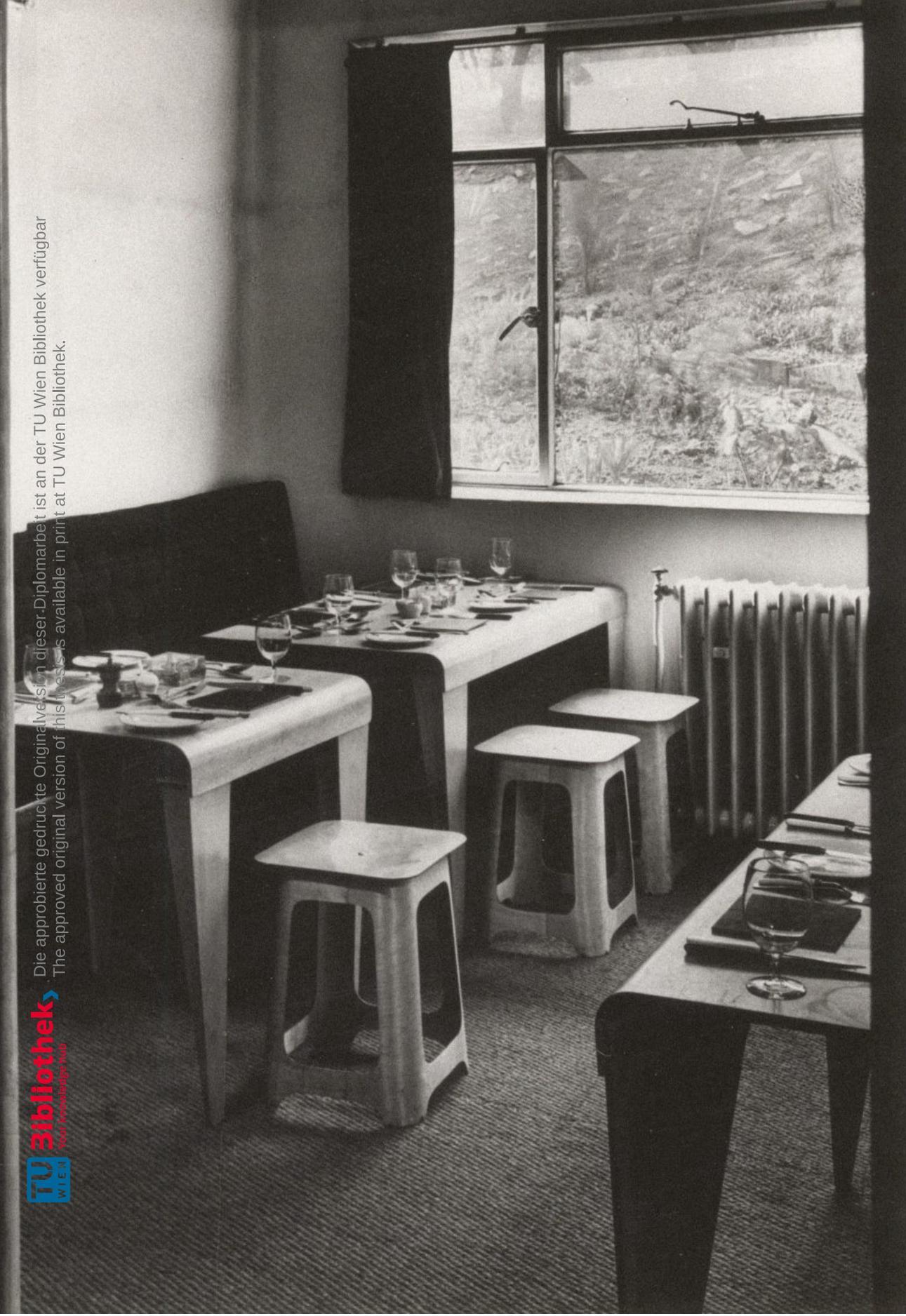
Malcom Higgs sagte: „*Ich konnte alle meine persönlichen Habseligkeiten in den Kofferraum eines Autos geben, als ich auszog. Ich hatte gar keine schweren Dinge wie einen Fernseher.*“<sup>192</sup>



**Abb. 35**  
Wells Coates: *Isokon in London, 1934*

<sup>191</sup> a.a.O., 222

<sup>192</sup> Higgs zit. nach Hennig 2015, S. 222

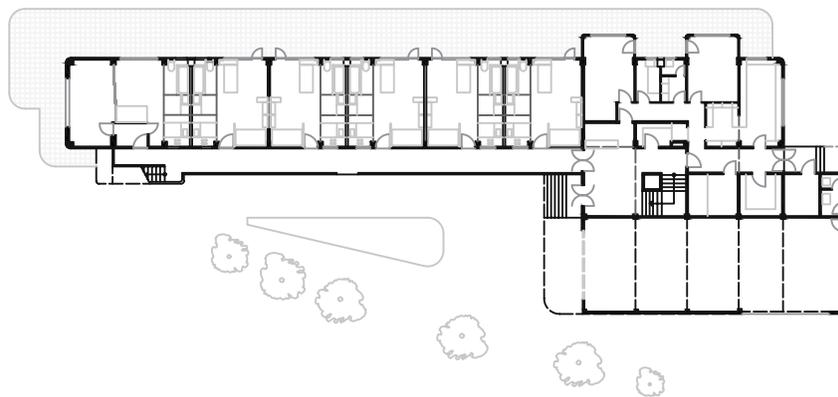
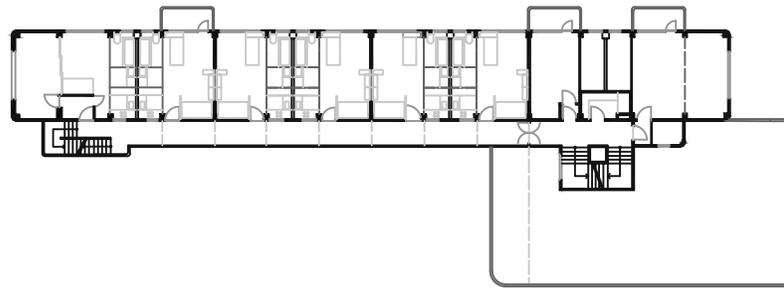


### Isokon Flats

Wells Coates, Hampstead, 1934

Der Architekt Wells Coates ließ sich bei seinem Konzept für die *Isokon-Flats* deutlich von der Idee der Wohnmaschine von Le Corbusier inspirieren. Die Inneneinrichtung konzipierte Wells Coates zusammen mit Jack Pritchard und später auch Walter Gropius, der 1934 selbst in das Gebäude zog. Das *Isokon* besteht aus 22 Wohnungen, welche zum größtmöglichen Nutzen und Komfort auf den minimalen Dimensionen entworfen wurde. Da jede einzelne Wohneinheit nur rund 25 Quadratmeter umfasste, war die optimale Nutzung des Raumes von enormer Bedeutung. Jede Wohneinheit bestand dabei aus einem Wohn- und Schlafzimmer, einem kleinen Bad sowie einer kleinen Küchenzeile. Ausgestattet wurden die privaten Wohneinheiten mit speziell entworfenen und eingebauten Sperrholzmöbel. Die Wohneinheiten wirken wie kleine zellenartige Rückzugsnischen, welche den gemeinschaftlichen Laubengängen und dem geschlossenen Treppenhaus mit Fensterband gegenüberstehen. Diese halböffentlichen Zonen werden neben ihrer Erschließungsfunktion auch als kommunikative Räume genutzt, um die Kontakte und die Gemeinschaft zwischen den Bewohner\*innen zu fördern. Im Erdgeschoss des Isokon befand sich der zentralste, gemeinschaftliche Ort des Gebäudes, welcher einen Ort als kultureller Begegnung den Bewohner\*innen einen Ausgleich zu ihren isolierten Wohnungen als Einzelzelle bieten sollte. Im Laufe der Zeit wurde das Gebäude von vielen berühmten Personen bewohnt. Jedoch ging nach einiger Zeit der Bedarf an jenen Wohnungen verloren und das Gebäude war zusehends unbewohnt. 2004 wurde es umfassend saniert, wodurch jedoch die wesentlichen Charakterzüge verloren gingen. Einerseits wurde auf die Sperrholzmöblierung

in den Wohneinheiten verzichtet, sodass diese ihren ehemals antimaterialistischen Anspruch verloren. Andererseits wurden auch das Restaurant und die Isobar nicht mehr errichtet und die gemeinschaftlichen Bereiche in Wohnungen umgestaltet, wodurch die Idee und das Konzept des Gebäudes komplett verloren gingen.<sup>193</sup>



193 vgl. Henning 2015, S. 220f

**Abb. 37**  
Isokon, Grundriss Erdgeschoss und  
Regelgeschoss



**Abb. 38**  
Isokon, Bad



**Abb. 39**  
Isokon, Küchenzeile

## Bender

Britta Jürgens und Matthew Griffin, Berlin, 2004

„..., dass es für die Nomaden der Neuzeit eine Zwischenform von Hotel und Apartment geben müsse, eine großzügige Wohnung für Arbeitsuchende in einer anderen Stadt.“<sup>194</sup> lautet der Grundsatz der beiden Architekt\*innen des Projektes *Bender* in Berlin.

Die Idee für den Entwurf entstand durch die Beschäftigung mit verschiedenen temporären und experimentellen Stadtnutzungen. Das *Miniloft-Gebäude* in der Hessischen Straße, im Herzen des historischen Zentrums in Berlin, wurde in zwei Bauphasen von 2001 bis 2004 erbaut. Die beiden Architekt\*innen, Britta Jürgens und Matthew Griffin vom Architekturbüro Deadline, fanden den idealen Bauplatz in einer Baulücke, welche neben dem Potential eines Neubaus zusätzlich über einen noch existierenden Seitenflügel verfügte. Im ersten Schritt wurde das Bestandsgebäude saniert und die sich darin befindenden kleinen Wohnungen renoviert sowie das bestehende Dach abgetragen und mit einem zweigeschossigen Neubau versehen. In dieser Phase entstanden die ersten *Compact-* und *Classic-Minilofts*. Zusammen mit dem obersten Geschoss wurde das sanierungsbedürftige Dachgeschoss zu dem sogenannten *Slender*, welches ein Einfamilienhaus mitten in der Stadt darstellt, umgebaut. In der darauffolgenden Bauphase wurde der neue Teil des Gebäudes *Bender* gestaltet. Der *Bender* umfasst dabei die *Extroverted* und *Introverted Minilofts*. Somit besteht das Gebäude aus vier verschiedenen Apartmenttypen: *Classic*, *Compact*, *Extroverted* und *Introverted*.<sup>195</sup>

Die einzelnen Lofts sind jeweils mit Nasszellen und Küchenzeilen ausgestattet sowie vollständig möbliert.

<sup>194</sup> Elser zit. nach Hennig 2015, S. 227

<sup>195</sup> vgl. Hennig 2015, S. 227



„Das Planungsziel, dem temporären Nutzer individuellen Freiraum zu bieten und dabei das Bedürfnis nach einem zeitgemäßen Refugium zu erfüllen wird bis in kleinste Detail erreicht, die sich in den unterschiedlichsten Wohnaccessoires äußern, die den Bewohner zur Verfügung stehen.“<sup>196</sup>

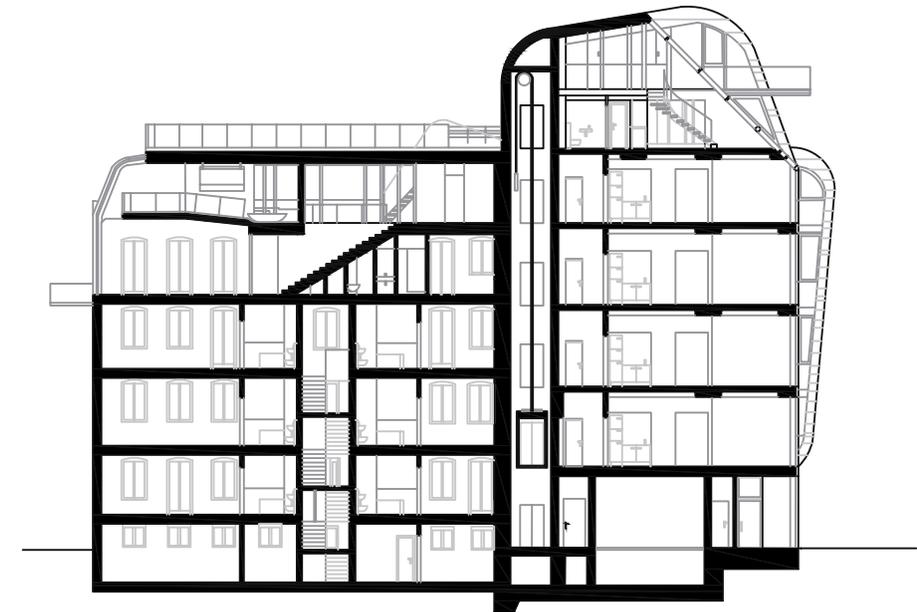
Die unterschiedlichen Bezeichnungen der einzelnen Wohnungstypen verweisen dabei auf deren charakteristischen Besonderheiten. Die *extrovertierten* Minilofts verfügen über einen großen, undifferenzierten Gesamtraum, der nahezu vollständig verglast ist und damit zu einem „*integrativen Bestandteil der städtischen Umgebung* wird“. Das *introvertierte* Loft weist im Gegenteil dazu eine eher traditionelle Raumformung auf. Durch die jeweilige Positionierung von Küchenzeile und Bad lassen sich die Nutzungszonen im Raum besser wahrnehmen. Die *klassische* Variante definiert sich über die traditionelle Lochfassade und befindet sich im sanierten Altbau zum Hofgarten orientiert. Die *kompakten* Minilofts stellen die kleinsten Apartmenttypen des Gebäudes dar; ein Miniloft mit nur rund 30 Quadratmeter.<sup>197</sup>

Das fertige Projekt ist ein komplexes Geflecht aus Renovierung und Neubau. Die Minilofts sollen für die modernen Nomaden eine günstigere und komfortablere Alternative zum klassischen Hotelzimmer bieten. Außerdem stellt es eine Online-Lobby dar, da die Wohnungen ausschließlich über das Internet gebucht werden können; eine neue Typologie für urbanes Wohnen, die eine lebendige Mischung aus programmatischen Funktionen an einem Ort integriert.<sup>198</sup>

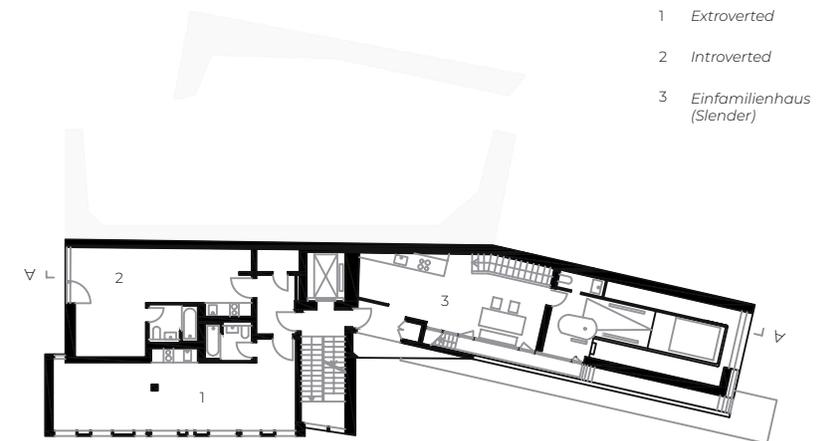
<sup>196</sup> Hennig 2015, S. 227

<sup>197</sup> vgl. Hennig 2015, S. 228

<sup>198</sup> a.a.O., S. 226f



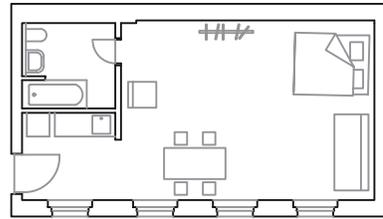
Schnitt A-A



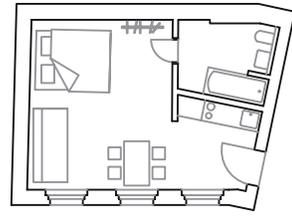
- 1 Extroverted
- 2 Introverted
- 3 Einfamilienhaus (Slender)

Abb. 41

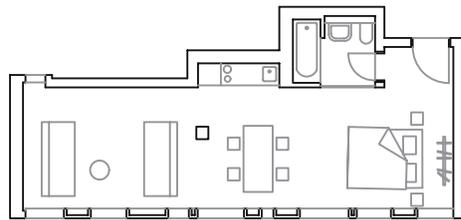
Bender, Schnitt und Grundriss 4. Obergeschoss



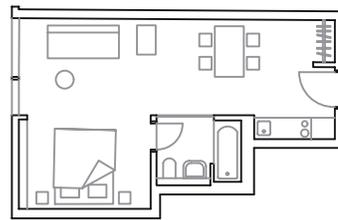
Classic



Compact



Extroverted



Introverted

Abb. 42  
Bender, Minilofts: Apartmenttypen

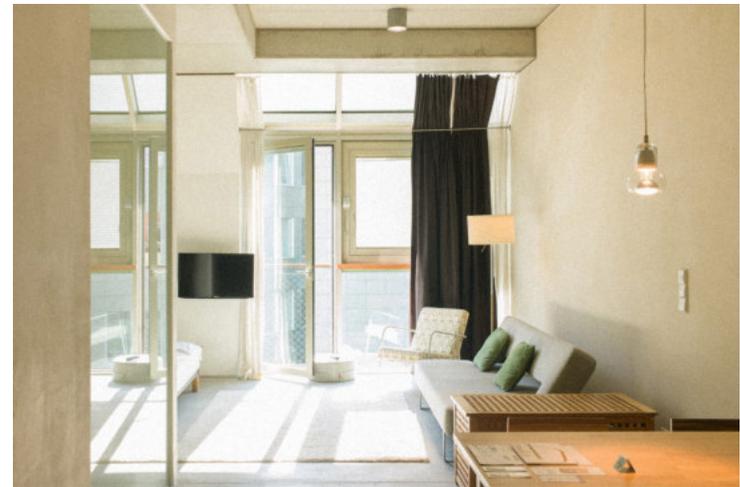


Abb. 43  
Extroverted-Miniloft (45-49 m<sup>2</sup>)

Abb. 44  
Introverted-Miniloft (40 m<sup>2</sup>)

### Tietgen-Wohnheim

Bojem Lundgaard, Lene Tranberg, Kopenhagen, 2008

Wohnheime stellen ebenfalls eine besondere Form der temporären Wohnräume dar. Für ein außergewöhnliches Wohnheim in Kopenhagen wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, wodurch ein neues Forum für etwas Revolutionäres entstehen sollte:

*„Ein Studentenwohnheim der Zukunft, das zwar von den klassischen und besehenden Wohnheimen inspiriert ist, als Gebäudetyp jedoch wegweisend sein sollte und die Entwicklung einer attraktiven Atmosphäre zum Wohnen und Studieren unterstützt.“<sup>199</sup>*

Mit der Idee einer Neuinterpretation eines traditionellen Gebäudetypus konnte das Büro Lunggaard und Tranberg den Wettbewerb für sich entscheiden. Der Entwurf des *Tietgen-Wohnheims* in Kopenhagen unterscheidet sich klar zu anderen Studierendenwohnheimen: Einerseits durch die auffallende Kreisform des Gebäudes – welche auf das traditionelle Tulou, also chinesische Gemeinschaftshäuser – zurück geht und andererseits durch das große Angebot an Gemeinschaftseinrichtungen sowie -räumen, welche dem Wohnheim schon fast den Charakter eines Boardinghauses verleihen. Die Studierenden erreichen über fünf Passagen den großen Innenhof des Gebäudes sowie die vertikalen Erschließungszonen, welche das Wohnheim in fünf Segmente gliedern. Das Erdgeschoss bietet dabei Platz für die zentralen gemeinschaftlichen Räume, wie Werkstätten, Besprechungs- und Versammlungsräume sowie ein Internetcafé oder Fahrradabstellräume, welche von allen Student\*innen des Wohnheimes genutzt werden können.<sup>200</sup>

<sup>199</sup> Auslobungstext des Wettbewerbs zit. nach Hugo 2008, S. 966

<sup>200</sup> vgl. Kraft/Kampfmann 2014, S. 80





Abb. 46  
Tietgen-Wohnheim,  
Aussicht in den Hof

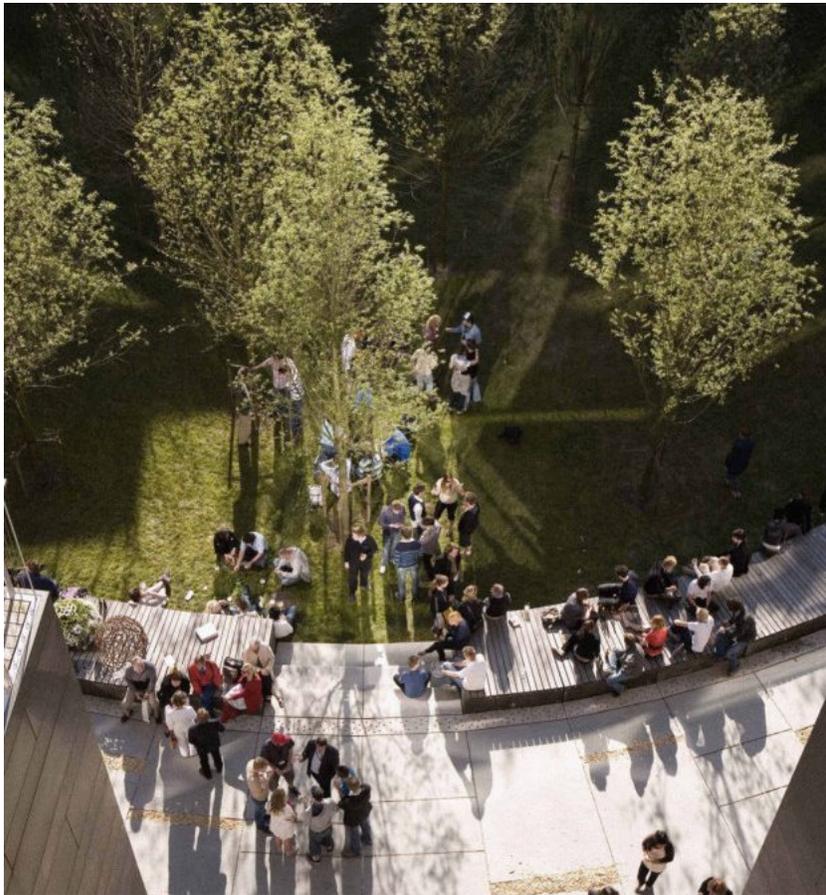


Abb. 47  
Tietgen-Wohnheim,  
gemeinschaftlicher  
Innenhof

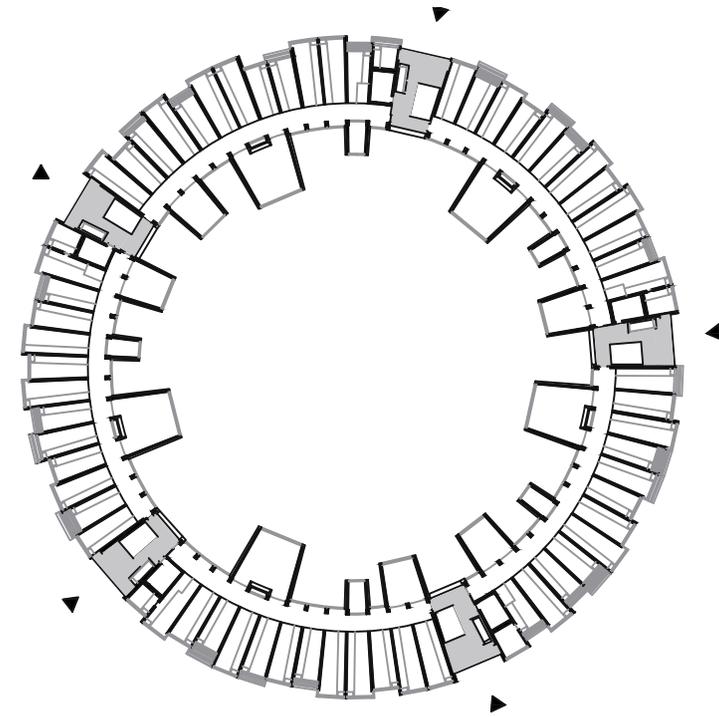
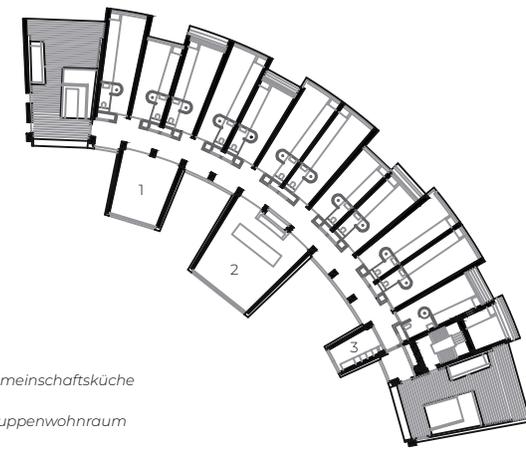
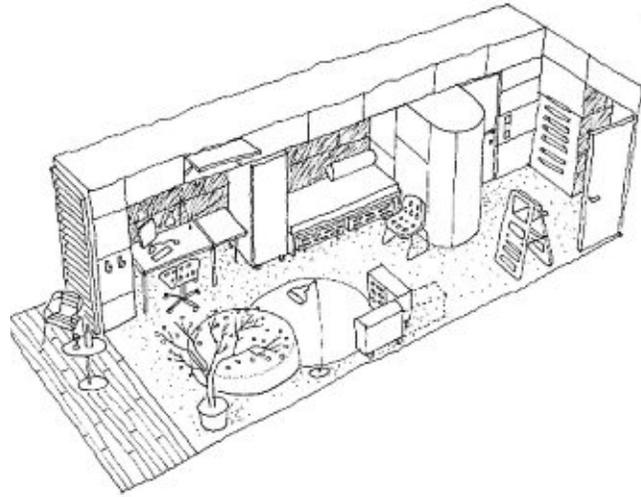


Abb. 48  
Tietgen-Wohnheim, Grundriss 2. Obergeschoss



- 1 Gemeinschaftsküche
- 2 Gruppenwohnraum
- 3 Trockenraum

Abb. 49  
Tietgen-Wohnheim, Grundriss einer Wohngruppe



**Abb. 50**  
Tietgen-Wohnheim, Skizze eines Studentenzimmers

Zusätzlich zu dem großen Angebot an gemeinschaftlich genutzten Räumen in der Erdgeschosszone gibt es allerdings in den darüberliegenden sechs eigentlich dem Wohnen gewidmeten Geschossen weitere Räume, die der Gemeinschaft dienen. Diese Gemeinschaftsräume ragen wie einzelne große Volumen in den zentralen Innenhof hinein.<sup>201</sup> Insgesamt verfügt das Wohnheim über 360 Zimmer, die zwischen 25 und 33 Quadratmeter groß sind und in Wohngruppen organisiert werden. Die einzelnen Zimmer wurden mit einer Sperrholzmöblierung ausgestattet, um den Studierenden zu ermöglichen, gänzlich ohne Möbel einzuziehen und ebenso das Studierendenheim wieder zu verlassen.<sup>202</sup> Elf bis zwölf der individuellen, privaten Zimmer bilden eine sogenannte *Wohngruppe* und besetzen damit ein Geschoss in einem der fünf Teilsegmente des Gebäudes. Jede Wohngruppe verfügt über

<sup>201</sup> vgl. Hennig 2015, S. 232

<sup>202</sup> vgl. Kraft/Kampfmann 2014, S. 80

drei dieser gemeinschaftlichen Räume, welche zum Innenhof völlig verglast sind und Platz für eine Gemeinschaftsküche, einen Gruppenwohnraum und einen Trockenraum bieten. Eine weitere Besonderheit des Wohnheims ist auch die Wahlmöglichkeit der Bewohner\*innen, wenn es darum geht, unterschiedliche Grade von Gemeinschaft zu erleben.<sup>203</sup>

*„Je nachdem, wie viel Kontakt man möchte, kann man hier eher mit den Leuten leben, die sich eine Küche teilen, oder viel mit Leuten aus allen Stockwerken unternehmen. Man kann sich auch zurückziehen, der Schallschutz der Zimmer ist sehr gut – auf meinem Flur macht das aber selten jemand. Ich lebe nicht einfach in meinem Zimmer, sondern im ganzen Gebäude.“<sup>204</sup>*

Der einzig vollständig private Raum ist das eigene, persönliche Zimmer. Alle weiteren Raumangebote sind mehr oder weniger gemeinschaftlich. Die Gemeinschaftsküche dient als eigentlicher Wohnraum der Wohngruppe, wobei die tatsächlichen Gruppenwohnräume mehr einer zusätzlichen Vernetzung im gesamten Wohnheim dienen und die Grenzen zwischen den einzelnen Wohngruppen aufheben. Man könnte das Prinzip des Gebäudes in seiner Funktionsweise fast wie eine Stadt verstehen. Durch die große Vielfalt an geteilten Räumen schrumpft letztlich die Bedeutung der individuellen Zimmer.<sup>205</sup>

*„Im Tietgen-Wohnheim sind es die möblierten Zimmer, die ein zwangloses Kommen und Gehen ermöglichen und den Umzug zu einer ausschließlichen Sache des Kofferpackens machen.“<sup>206</sup>*

<sup>203</sup> vgl. Hennig 2015, S. 233

<sup>204</sup> Ingemann Buhl zit. nach Hugo 2008, S. 967

<sup>205</sup> vgl. Hennig 2015, S. 233f

<sup>206</sup> a.a.O., S. 326



### Ein Resümee

**Abb. 51**  
„an alternative model of life on Earth“  
*Supersurface 1, Superstudio, 1972*

Wie wohnen wir heute? Und wie wollen wir wohnen? Die Auswirkungen der Temporalität und der Mobilität des Menschen haben grundlegend neue Bedürfnisse nach sich gezogen. Obgleich das Wohnen natürlich nie verallgemeinert werden kann, gibt es mehr und mehr Menschen für die keine passenden Raumstrukturen zur Verfügung gestellt werden können. Der Wandel in den Wertesystemen, der Bevölkerung und der Arbeitswelt ziehen immer einen Wohnwandel mit sich. Das Leben wird heute unstabiler, mobiler und lässt sich nicht mehr so einfach in starre Strukturen zwängen. Das Temporäre, als das Unvorhersehbare soll daher in dieser Arbeit nicht nur als Kompromiss angesehen

werden, sondern als Ausgangsbasis der weiteren Überlegungen. Es bedarf Gebäude, welche sich auf Veränderungen und neu entstehende Bedürfnisse anpassen können und mit den Bewohner\*innen schrumpfen und wachsen. Um mobil zu sein, muss der Mensch beginnen, eigene Ressourcen mit anderen zu teilen. Im nächsten Teil der Diplomarbeit soll auf dieses Phänomen der *Kollektivität* genauer eingegangen werden; wie beispielsweise die *Sharing Economy*, welche sich über die temporäre Nutzung von Dingen anstatt individuellen Besitz definiert. Wie schon in diesem ersten Teil der Arbeit erkennbar war, musste immer wieder auf den Gemeinschaftssinn, das Kollektiv verwiesen werden. Die einzelnen Entwurfskonzepte der temporären Wohnformen lassen eine Unklarheit darin erkennen, ob das Projekt mehr dem Prinzip der *Temporalität* oder doch eher dem der *Kollektivität* zugeordnet werden muss. All diesen temporären Wohnformen ist schließlich gemein, dass bestimmte Räume gemeinschaftlich genutzt werden. Bei näherer Betrachtung offenbart sich oftmals eine gegenseitige Abhängigkeit beziehungsweise ein wechselwirkender Zusammenhang zwischen den beiden Phänomenen.

# Kollektivität





## II KOLLEKTIVITÄT

### II.I S. 156-172

Individuum und  
Gemeinschaft

### II.II S. 174-190

Motive des  
Teilens

*Exkurs: Der Mythos des Teilens*

### II.III S. 200-240

Architektur der  
Gemeinschaft

### II.IV S. 242-328

Räume des  
Teilens

## II.1

Individuum und Gemeinschaft

Das Schwinden der Gemeinschaft

Das Individuum

Die Gemeinschaft

Urbane Anonymität

### Das Schwinden der Gemeinschaft

Seit einigen Jahren befinden sich die westlichen Gesellschaften in einem massiven Wandlungsprozess. Man verliert in der Zeit des Kapitalismus nicht nur oft die eigene Moral und Vernunft, sondern vor allem etwas, was für eine Gesellschaft als unentbehrlich erscheint: die Gemeinschaft. Die Leitgedanken des Kapitalismus fordern in erster Linie ein Gegeneinander anstatt eines Miteinanders. Diese neue Weltsicht betont verstärkt den Wert des einzelnen Individuums und der Individualität, die Gemeinschaft wird jenem meist untergeordnet.<sup>208</sup>

Traditionelle Beziehungsformen und Familienstrukturen beziehungsweise ebenso Formen von Dorf- oder Hausgemeinschaften, welche früher die Gemeinschaft prägten und auch heute noch in anderen Kulturen und Gesellschaften tief verankert sind, haben in der modernen Gesellschaft ihre Bedeutung verloren. Dies ist auf die Auflösung traditioneller Dorfgemeinschaften in Folge der Industrialisierung zurückzuführen und wird heute von den modernen Paradigmen weiter verstärkt.<sup>209</sup> Die Gemeinschaft, die früher Halt und Sicherheit bot, bedeutet für das heutige Individuum in den urbanen Hot Spots Einengung und Abhängigkeit. Sich selbst behaupten und autonom handeln, unabhängig von anderen, unabhängig von einer Gemeinschaft beschreibt das Zeitalter des Individuums und seiner Individualisierung.

All diese Veränderungen tragen zu einer fortschreitenden Vereinzelung bei und haben eine Isolation des Menschen zur Folge. Obwohl die Menschheit durch die wachsende Globalisierung stark miteinander vernetzt ist und andere Formen der Gemeinschaft kreiert, ist die steigende Fragmentierung der Gesellschaft und die Vereinsamung der Einzelnen ein unübersehbares Problem sowie

<sup>208</sup> vgl. Breidenbach 2007, S. 7

<sup>209</sup> a.a.O., S. 31

eine große Herausforderung in Zukunft. Eine starke Isolation der Menschen ist vor allem in urbanen Räumen zu finden, speziell in Großstädten, was auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen mag. Zwar haben Menschen in Großstädten häufige und viele Kontakte zu anderen Personen, doch erfolgen diese mehr im Sinne eines *Nebeneinanders*. Gemeinschaft, die tiefer als ein Nebeneinander-Leben und -Agieren verläuft, benötigt Raum, in dem ein Miteinander überhaupt erst entstehen kann.<sup>210</sup>

### Das Individuum

Das Individuum steht aktuell im Mittelpunkt unserer Gesellschaft; es wurde zum *Maß aller Dinge*.<sup>211</sup> Die Gemeinschaft rückt dabei immer mehr in den Hintergrund; sie wirkt gar als ein einschränkendes, freiheitsberaubendes „Etwas“. Doch wie viel Individualität tut uns gut beziehungsweise wie individuell ist das Individuum tatsächlich?

Hierbei darf man natürlich auch konstatieren, dass das Individuum grundsätzlich neutral definiert ist und Individualität meist positiv zu konnotieren ist. Schließlich ist das Individuum nicht nur Bestandteil der Gesellschaft und Gemeinschaft, sondern natürlich ist jede Einzelne prägender Bestandteil dessen. Bei Schwinden der Gemeinschaft schwindet auch das Individuum – und das Schwinden der Gemeinschaft kann die Einzelne mit ihrem Handeln, ihrer Persönlichkeit verhindern. Nichtsdestotrotz kann ein Übermaß an individualistischem Handeln problematisch für ein harmonisches Gemeinschaftsleben werden.

Im Idealfall offenbart sich eine freiwillige Gemeinschaft, wo das Individuum keine aufgezwungene Gesellschaft erlebt, sondern



<sup>210</sup> a.a.O., S. 7f

<sup>211</sup> vgl. Berg 2017

anstatt Einschränkung eine Verwirklichung der Individualität innerhalb der Gemeinschaft erfahren kann. Ein Beispiel hierbei könnte der Feminismus sein. Früher waren Frauen in patriarchalen Strukturen häufig nur in jenen Bereichen der Gemeinschaft inkludiert, wo die männlichen Entscheider dies duldeten, ignorierten oder gar erzwangen. Insofern geht es um die Balance zwischen Individualismus und Gemeinschaft beziehungsweise einem Verbinden dieser beiden Pole zu einem harmonischen Gleichgewicht. Denn die Individualität ist eigentlich ein Luxus, den man früher nicht kannte; aber auch dieser soll nicht aufgezwungen werden, sondern als eine von vielen Alternativen sein, um sich nach Möglichkeit an unterschiedlichen Gemeinschaften zu beteiligen oder ins situative Alleinsein zurückzuziehen.

#### Definition

Versucht man eine Definition für den Begriff des Individuums zu finden, so ist die meist gebräuchliche Bedeutung des Dudenlexikons ein „Mensch als Einzelwesen (in seiner jeweiligen Besonderheit)“. Etymologisch kommt das Wort vom lateinischen *individuum*, was so viel bedeutete wie „das Unteilbare“ und taucht als Neubildung im Deutschen erstmalig im 16. Jahrhundert auf. Leitet man den Begriff des Individuums von seiner lateinischen Bedeutung, also das Unteilbare ab, so verweist dies auf die natürliche, kleinste Einheit des Sozialen und damit der Gesellschaft.<sup>212</sup>

Karl-Hein Hillmann definiert das Individuum in seinem Wörterbuch der Soziologie „als menschliches Individuum ein selbständiges, vernunfts- und willenfähiges Wesen, das sich durch eine spezifische Gesamtheit strukturierter und gegenüber anderer Individuen abgrenzbar Merkmale der Denk- und Verhaltensweise sowie der

<sup>212</sup> vgl. Bertschi 2010, S. 68



Abb. 54  
Die ständige Suche nach sich selbst

*körperlichen, geistigen, kulturellen und sittlichen Eigenschaften auszeichnet.*<sup>213</sup>

### Individualisierung und Selbstverwirklichung

Ständig auf der Suche nach *sich selbst*: Ein Begriff, der mit dem Individuum der Großstädte einhergeht, ist die Individualisierung. Die Selbstverwirklichung zählt als das höchste Gut des Individuums und hat in den letzten Jahren mehr an Bedeutung gewonnen. Sie ist häufig das Erreichen der Ziele einer Einzelnen, meist beruflich und in einem isolierten Kontext von der Gemeinschaft beziehungsweise sogar in Kontrast zur Gesellschaft, die häufig als Konkurrenz – bestehend aus anderen Individuen – gesehen wird. Die Individualität bezeichnet im Grunde die Einzigartigkeit der Persönlichkeit eines Menschen und repräsentiert eine Art des Lebens, seine Entscheidungen frei und unabhängig von anderen zu treffen.<sup>214</sup>

Die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim definiert die Individualisierung als eine „*Herauslösung des Menschen aus traditionell gewachsenen Bindungen, Glaubenssystemen, Sozialbeziehungen*“<sup>215</sup> veranlasst durch die Emanzipation der Individuen. Bei der Individualisierung geht es laut Beck-Gernsheim also darum, sich von den herkömmlichen Lebensformen und Traditionen zu verabschieden. Dementsprechend bedeutet ein freibestimmtes Leben dieses frei von vorgeschriebenen Normen und Regeln in einer liberalen, dynamischen und pluralen Gesellschaft zu führen. Das Glück der Einzelnen scheint daran gebunden zu sein, in absoluter Freiheit und Selbstverantwortung zu leben. Die Gemeinschaft wird in dieser Welt oftmals zum Feind. Das Individuum will in jedem Fall anders sein als die anderen. Konformität wird dabei zum größten Übel. Fraglich ist jedoch, wie individuell die Menschen nun wirklich sind.<sup>216</sup>

<sup>213</sup> Hillmann zit. nach Bertschi 2010, S. 67

<sup>214</sup> vgl. Zeit online 2019

<sup>215</sup> Beck-Gernsheim zit. nach Bertschi 2010, S. 70

<sup>216</sup> vgl. Bertschi 2010, S. 70f

Dazu schreibt Erich Fromm:

*„Die meisten Menschen sind sich ihres Bedürfnisses nach Konformität nicht einmal bewusst. Sie leben in der Illusion, sie folgten nur ihren Ideen und Neigungen, sie seien Individualisten, sie seien aufgrund eigenen Denkens zu ihren Meinungen gelangt, und es sei reiner Zufall, daß sie in ihren Ideen mit der Majorität übereinstimmen. Im Konsensus aller sehen sie den Beweis für die Richtigkeit ‚ihrer‘ Ideen.“*<sup>217</sup>

Zur Individualisierung des Menschen schreibt Peter L. Berger:

*„So gibt es heute im Ambiente der sogenannten Gegenkultur in Amerika wahrscheinlich mehrere Millionen Menschen, die sich für ‚Nonkonformisten‘ halten – und dabei sprechen sie alle die gleiche Sprache, tragen die gleiche Kleidung und gebrauchen die gleiche ästhetischen Symbole. Trotzdem haben sie das Gefühl, sie drücken damit hochindividuelle Originalität aus.“*<sup>218</sup>

Der deutsche Soziologe Ulrich Beck hat eine eigene Definition des Begriffs der Individualisierung bestimmt:

*„Was meint das Konzept gesellschaftlicher Individualisierung? Kollektive und gruppenspezifischen Sinnquellen (z.B. Klassenbewusstsein, Fortschrittsglauben) der Industriegesellschaftlichen Kultur, die noch weit ins 20. Jahrhundert hinein die wesentlichen Demokratie- und Wirtschaftsgesellschaften gestützt haben, werden aufgezehrt, aufgelöst und entzaubert. Dies führt u. a. dazu, dass mehr und mehr alle Definitionsleistungen den Individuen selbst auferlegt werden; das meint – grob vereinfacht – der Begriff gesellschaftliche Individualisierung.“*<sup>219</sup>

<sup>217</sup> Fromm 2003, S. 20

<sup>218</sup> Berger zit. nach Wöhler 1998, S. 107

<sup>219</sup> Beck zit. nach Schäfer 2006, S. 185

Die neue Herausforderung für das Individuum liegt vor allem darin sich individuell gegenüber den anderen behaupten zu müssen und unter einer Vielzahl von Auswahlmöglichkeiten die richtige Entscheidung zu treffen. Für Beck geht jedoch die Individualisierung automatisch mit der Modernisierung mit ein. Beck definiert hierbei eine dreifache Individualisierung: der Herauslösung aus traditionellen Beziehungen, das Verlorengehen traditionaler Sicherheiten und von einer neuen Weise der sozialen Eingliederung. Das Individuum wird durch die Individualisierung frei, gleichzeitig dadurch unsicherer und versucht die Befangenheit mit neuartigen Zugehörigkeiten aufzufangen.<sup>220</sup>

### Die Gemeinschaft

Gemeinschaft kann aber auch anders verstanden werden als in einer absoluten Konformität, in einer strengen Verbundenheit zu einer Gruppe. Die Gemeinschaft muss als **Möglichkeit** aufgefasst werden, nicht als Einschränkung. Gemeinschaft darf dem Individuum nie aufgezwungen werden, sondern muss ihm angeboten werden: Raum schaffen, um sich zurück zu ziehen; jedoch auch Räume mitzudenken, in denen man einer Gemeinschaft teilhaben kann.<sup>221</sup>

### Gemeinschaft oder Gesellschaft?

Was ist nun der Unterschied zwischen einer Gesellschaft und einer Gemeinschaft? Grundlegend sind die beiden Begriffe hochkomplex und schwer allgemein zu definieren beziehungsweise voneinander zu unterscheiden. Gerard Delany fasst die Definition von Ferdinand Tönnies grundlegenden Werk *Gemeinschaft und Gesellschaft* aus dem Jahre 1887 zusammen:

<sup>220</sup> vgl. Backes 1998, S. 7f

<sup>221</sup> vgl. Zeit online 2019b

„Community is ‚living‘, while society is mechanical. (...) Community as Gemeinschaft is expressed, to follow Tönnies' terms, in family life in concord, in rural village life in folkways, and in town life in religion. Society as Gesellschaft is expressed in city life in convention, in national life in legislation, and in cosmopolitan life in public opinion.“<sup>222</sup>

Nimmt man Tönnies Standpunkt der Definition ein, so ist die Gemeinschaft bestimmt von einem realen organischen Leben, sie ist *lebendig*. Die Gesellschaft stellt dabei eine abstrakte, mechanische Form dar. Sie ist *anonym und funktional*. Gemeinschaft sei also das persönliche Miteinander in einer direkten Beziehung, wohingegen die Gesellschaft die gesamte soziale Interaktion innerhalb einer Nation darstellt.<sup>223</sup> Bernhard Schäfer schreibt zum Begriff der *Gesellschaft*:

„Der einzelne Mensch lebt nie in ‚der‘ Gesellschaft, sondern in ihren spezifischen Gruppen, Vereinen, Organisationen und Institutionen. Gesellschaft ist in gewisser Weise immer ein Konstrukt; sei es im Bewusstsein des Einzelnen oder in der abstrahierenden Wissenschaft.“<sup>224</sup>

### Urbane Anonymität

Macht das Leben in urbanen Räumen einsam? Was bedeutet der Begriff *urbane Anonymität*? Wie viel Individuum oder wie viel Gemeinschaft soll es sein? Wo müssen dem Individualismus Grenzen gesetzt werden und wo der Gemeinschaft? Die Phänomene der gegenwärtigen Gesellschaft und das eigene Bestreben nach Individualisierung haben große Auswirkung auf die Einzelnen.<sup>225</sup>

Wir leben in einer Zeit der sozialen Entfremdung, in der viele oft nur

<sup>222</sup> Delany zit. nach Breidenbach 2007, S. 23

<sup>223</sup> vgl. Breidenbach 2007, S. 24

<sup>224</sup> Schäfer zit. nach Breidenbach 2007, S. 24

<sup>225</sup> vgl. Spiegel 2019

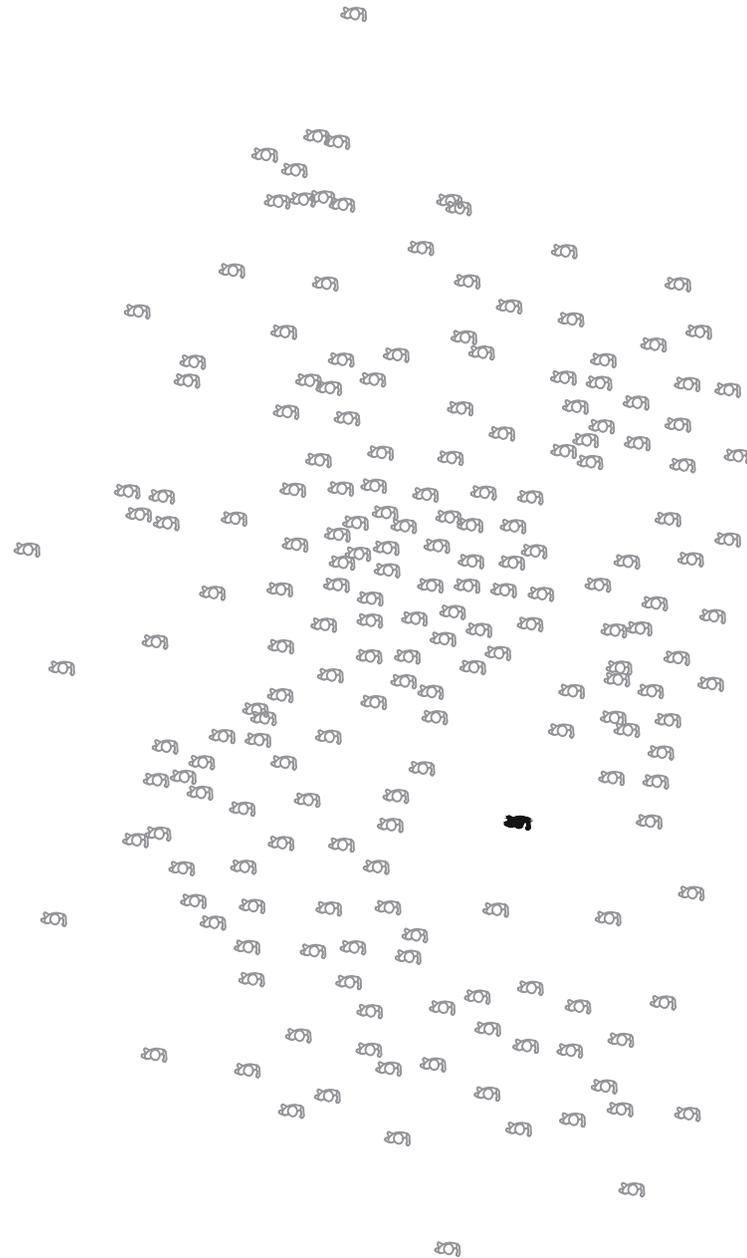


Abb. 55  
urbane Anonymität

an sich denken und dabei die anderen vergessen. Es ist unabdinglich, dass jeder Mensch die Möglichkeit zum Erfüllen seiner Bedürfnisse und Wünsche erhält, dies muss jedoch in ein harmonisches Ganzes einbettet werden können.

**Folgen für das Individuum**

Die Anonymität der urbanen Räume resultiert aus der extremen Verdichtung von nomadischen, entwurzelten Menschen, welche aus den unterschiedlichsten Gründen in eine Stadt kommen, um sich eine neue Heimat zu bilden – wenn manchmal auch nur auf Zeit. Obwohl es unzählige Möglichkeiten der Kontakte und Gemeinschaft gibt, ist es meist nur ein Leben im Nebeneinander als im Miteinander. Der Mangel an Kommunikation erfolgt daher nicht aus mangelhaften Möglichkeiten, sondern aus fehlender *Qualität* der Kommunikation. Zusätzlich wird heute viel über eine virtuelle Gemeinschaft kommuniziert, wobei es dabei lediglich um einen reinen Informationsfluss geht, der die Aspekte einer echten Gemeinschaft nicht ersetzen kann.<sup>226</sup> Peter F. Drucker meint dazu:

*„Was die Stadt auf der einen Seite reizvoll machte, machte sie auf der anderen Seite anarchisch – ihre Anonymität und das nicht mehr von Zwang und Verpflichtung geprägte gemeinschaftliche Miteinander.“<sup>227</sup>*

Nach Roy Breidenbach sei die räumliche Enge des Zusammenlebens in der Großstadt paradoxerweise von großer Bedeutung für die Isolation der Bevölkerung. Millionen von Menschen leben auf begrenzten Raum und verfolgen dabei dasselbe Bestreben, nämlich jenes nach Selbstverwirklichung. Jedoch seien diese individuellen

<sup>226</sup> vgl. Breidenbach 2007, S. 39

<sup>227</sup> Drucker zit. nach Breidenbach 2007, S. 36

Lebenskonzeptionen oft nicht kompatibel. Die Individualisierung führt in einigen Fällen zur Egozentrik, was in weiterer Folge zur Isolation der Einzelnen führt, da ein Miteinander durch die Selbstverwirklichung des Individuums erschwert wird.<sup>228</sup>

*„Individualisierung bringt für viele Befreiung und Verlust gleichzeitig, Befreiung von vielen Zwängen und muffigen Gemeinschaften, doch auch Verlust von Bindungen und Entfremdung. Mobilität, Rollenwechsel, soziale Distanz aktivieren das Individuum, es muss sich seinen sozialen Platz suchen, der nicht von Geburt an zugewiesen ist.“<sup>229</sup>*

#### Vereinsamung

Durch die hohe Anonymität und mangelnde Kommunikation in Großstädten leben immer mehr Menschen in einer grundlegenden Isolation. Vor allem in urbanen Räumen erfährt der Mensch trotz vieler Möglichkeiten für Kontakte oft Einsamkeit. Fast die Hälfte aller Menschen leben in Großstädten allein, viele davon bleiben nur eine bestimmte Zeit, und finden daher kaum Anschluss. Natürlich erfolgt nicht jede Isolierung aus der gegenwärtigen Gesellschaft und ihren Prinzipien, allerdings kann das Leben in einer Großstadt diese Isolation fördern beziehungsweise teilweise auch auslösen.<sup>230</sup>

Diese Isolation und Entfremdung des Einzelnen bleiben nicht ohne Folgen. Die Gesamtheit dieser Phänomene führt oft zu einer starken Orientierungslosigkeit, in welcher der Mensch oft nicht mehr die sich ständigen Entwicklungen und Änderungen einordnen oder verstehen kann. Durch diese Orientierungslosigkeit folgt im Weiteren oftmals der soziale Rückzug: Eine Flucht aus der schnelllebigen, sich ständig verändernden Welt in den privaten sicheren Raum. Deswegen könne

<sup>228</sup> vgl. Breidenbach 2007, S. 8

<sup>229</sup> Feldmann 2000, S. 127

<sup>230</sup> vgl. Breidenbach 2007, S. 36

die Selbstverwirklichung und Individualisierung zum Gegenteil führen: Der soziale Rückzug des Individuums in und durch die Isolation wird verstärkt. Die zunehmende Einsamkeit kann zu einer realistischen Gefahr der heutigen Gesellschaft werden.<sup>231</sup>

Die Auswirkungen der heutigen Individualisierung haben ein neues Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft erschaffen. Laut Sloterdijk sei die architektonische Antwort auf die Individualisierung der heutigen Gesellschaft die Zelle; also die Einzimmerwohnung. Ralf Hennig schreibt in seinem Buch **Wohnwelten**, dass die egosphärische Form der Zelle dementsprechend die Analogie zum Individualismus der modernen Gesellschaft sei. Als Einschränkung der Einzelnen ermögliche sie – alternativ zur traditionellen Symbiose der Familienmitglieder – „die Symbiose des alleinlebenden Individuums mit sich selbst und seiner unmittelbaren Umgebung“.<sup>232</sup>



Abb. 56  
Isolierte Menschen

<sup>231</sup> a.a.O., S. 42

<sup>232</sup> Hennig 2015, S. 9

Der Ausgangspunkt für eine Diskussion über das Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft und dessen „richtige“ Anwendung in der gegenwärtigen Architektur ist nicht einfach zu bestimmen. So scheint die Einzimmerwohnung die logische Schlussfolgerung des Individualismus zu sein, trotzdem existiert die Sehnsucht nach Gemeinschaft als etwas Grundmenschliches. Neben dem Bedürfnis nach Rückzug steht der Begriff von Gemeinschaft oder Familie mit dem Begriff des Wohnens in Zusammenhang. Wohnen und Gemeinschaft scheinen dabei fast untrennbar zu sein, gar Synonyme füreinander – die Wohnung als „Gemeinschaftskleid“. Otto Friedrich Bollnow sagt dazu:

*„dass (...) Wohnlichkeit nicht von den Mauern als solches ausgeht und nicht vom Dinglichen her zu begründen ist, dass sie aber darüber hinaus auch nicht vom einzelnen Menschen durch sorgfältige Einrichtung hervorgebracht werden kann, sondern dass hierzu ein gemeinsames Wohnen in der Familie erforderlich ist. Das Haus ist notwendig die gemeinsame Wohnstätte einer Familie, und ihr Zusammenleben ist entscheidend für das, was wir in einem tieferen Sinn die Wohnlichkeit der Wohnung genannt haben.“<sup>233</sup>*

Der Soziologe James Baldwin wies darauf hin, dass der Mensch eine individuelle und eine soziale Seite hat. Somit seien die eigentlich gegensätzlichen *Begriffe* des *Individuums* und der *Gesellschaft* komplementär zu verstehen. Der Mensch stellt nämlich ein kleines Stück der Gesellschaft dar, aber auch die Gesellschaft besteht aus den einzelnen Individuen, welche in ihr wirken, sie teils bewahren, sowie auch teils verändern. So gibt es also weder ein Individuum ohne eine

<sup>233</sup> Bollnow zit. Nach Henning 2015, S. 107f

Gesellschaft, noch eine Gesellschaft ohne Individuen.<sup>234</sup> Wichtig ist in erster Linie, dass die beiden Begriffe Individuum und Gemeinschaft nicht immer in einem Konflikt zueinanderstehen müssen, sondern gleichfalls nebeneinander existieren können. Ausschlaggebend hierbei ist ihr Verhältnis zueinander, so dass beiden Phänomenen genug Raum gegeben wird. Baldwin fragt sich, in welchem Maß das Prinzip gemeinschaftlichen Wohnens im Sinne einer Gemeinschaft radikalisiert werden kann, ohne das individuelle Interesse zu negieren und den privaten Rückzugsort zu verlieren.

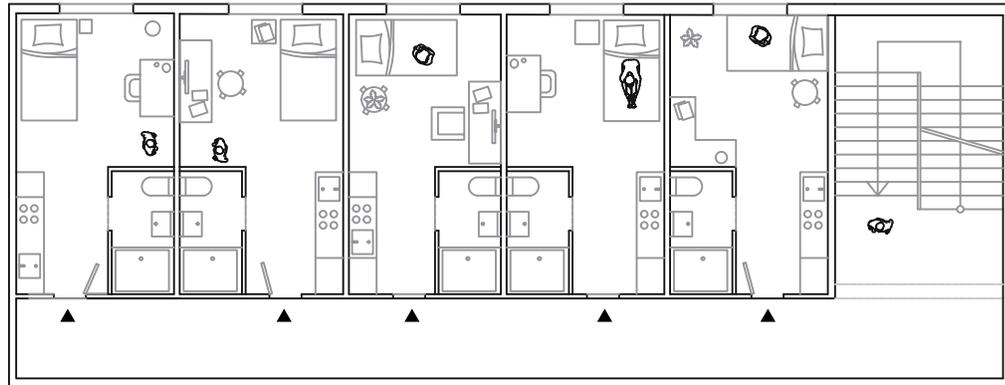
Die Anzahl der Single-Haushalte nimmt in erster Linie in den Großstädten stetig zu.<sup>235</sup> Um der Vereinsamung der Menschen entgegenzuwirken, ist es wichtig die Gemeinschaft, vor allem auch in Bezug auf den Wohnraum, zu stärken. So agiert das Prinzip der geteilten Räume, auf welches in den folgenden Kapiteln näher eingegangen wird. Im Grunde sind alle Individuen in einer Gemeinschaft miteinander verbunden; diese Verbundenheit muss ausgedrückt werden.

Es braucht Orte, die dem Gemeinschaftlichen zugeordnet werden können, aber gleichzeitig auch immer einen Zufluchtsort für die Einzelne. Selbst wenn die Menschen immer mehr zu Individualisten werden, sind sie nach wie vor auf der Suche nach Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft kann nur dann entstehen, wenn sich Menschen begegnen. Denn kaum etwas prägt das Gefühl der Einsamkeit so sehr wie das Wohnen.<sup>236</sup>

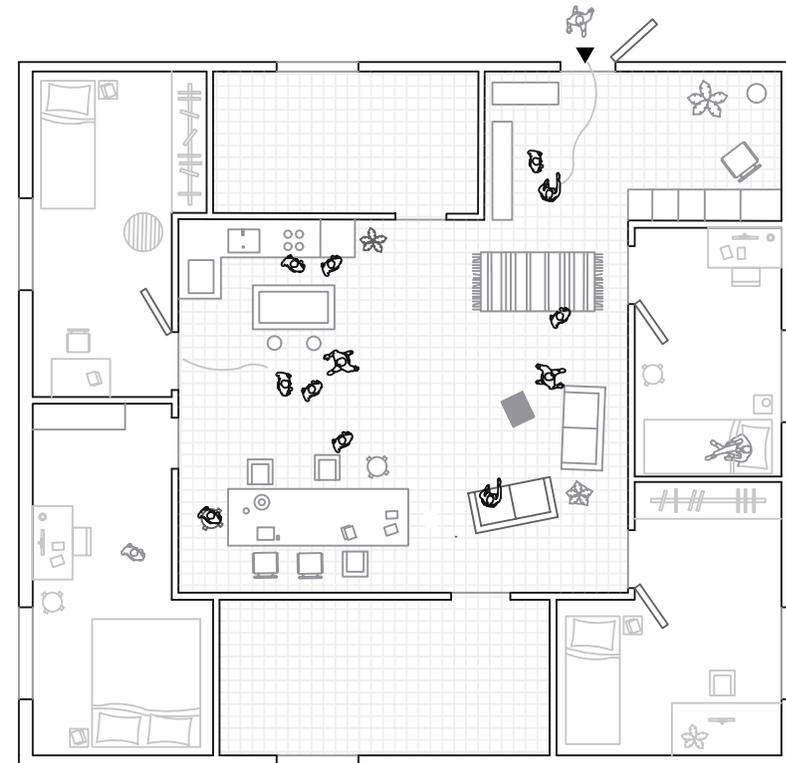
<sup>234</sup> vgl. Henecka 1985, S. 54

<sup>235</sup> vgl. Spiegel 2019

<sup>236</sup> vgl. Zeit online 2019b



**Abb. 57**  
*Die Zelle: Analogie des Individualismus?*



**Abb. 58**  
*Orte der Gemeinschaft?*

## II.II

Motive des Teilens

Die Sharing Economy  
Konsum im Wandel  
Kategorien des Teilens  
Raum-Sharing

## Die Sharing Economy

Der Begriff der *Sharing Economy* oder auch *Shared Economy* beziehungsweise *Share Economy* bezeichnet ein scheinbar neues Phänomen: Die Ökonomie des Teilens. Darunter versteht man jene Geschäftsmodelle, Gemeinschaften oder Online-Plattformen, welche auf das Teilen von unterschiedlichen Gütern und Dienstleistungen, aber ebenso Informationen und Wissen ausgelegt sind. Die Sharing Economy definiert dementsprechend eine Form des Konsums, bei dem Services oder Produkte nur für eine gewisse Zeit genutzt, ausgeliehen oder zur Verfügung gestellt werden können. Bezeichnend für die Ökonomie des Teilens ist, dass kein Besitzübergang von der Anbieter\*in zur Nutzer\*in stattfindet und das Internet als das Fundament für den Austausch von diesen Produkten und Dienstleistungen verstanden werden kann.<sup>237</sup> Grundsätzlich heißt *sharing* also im Sinne einer gemeinschaftlichen Verwendung Ressourcen zu teilen. Dabei geht es hauptsächlich um von Privatpersonen besessene Waren, die nicht dauerhaft genutzt und deshalb zur temporären Nutzung zur Verfügung gestellt werden können.

Wie konnte die Ökonomie des Teilens in so kurzer Zeit ein dermaßen starkes Wachstum erfahren?

Im Grunde geht das schnelle Wachstum auf zwei elementare Motive zurück. Relevant sind einerseits die technischen Entwicklungen und andererseits die Veränderungen in der Gesellschaft. Dieser vermeintlich *neue* Trend ist primär unter dem Motto *Nutzen statt Besitzen* beziehungsweise *Teilen statt Haben* bekannt geworden. Denn im Vordergrund der *Sharing Economy* befindet sich die Idee, Dinge verwenden zu können, die sich viele im Normalfall nicht leisten könnten. Es geht den Menschen demzufolge nicht darum,

<sup>237</sup> vgl. Georgi u.a. 2019, S. 1

ein bestimmtes Gut oder eine Dienstleistung zu besitzen, sondern vielmehr darum zu einem gewissen Zeitpunkt die Möglichkeit zur Verwendung davon haben zu können. Der Verzicht auf Eigentum soll demnach dem Erwerb von Nutzungsrechten zugutekommen, denn das Eigentum wird heute von vielen immer mehr als unnötig oder gar als Belastung oder Einschränkung der Freiheit angesehen. Ressourcen sind in der heutigen Zeit ein bedeutendes Thema und erhalten durch die Idee der effizienten Ressourcennutzung und dem geringeren Verbrauch der *Sharing Economy* viel Zuspruch. Charakteristisch für die derzeitige Ausprägung der *Sharing Economy* ist vor allem die Vermittlung über Smartphones-Apps und die globale Vernetzung. Dies zeigen die Beispiele von **Airbnb** und **Uber**, welche heute die weltweit bekanntesten Plattformen für die Vermietung von Unterkünften und Transporten sind.<sup>238</sup>

Aufgrund der technologischen Entwicklungen können Transaktionen reduziert werden. Ein Kauf beziehungsweise Tausch kann ständig und überall stattfinden. Durch die entstehende Transparenz aufgrund von Beurteilungen und Bewertungen wird das *Sharing* immer beliebter in der Gesellschaft. Einer der größten Unterschiede der *Sharing Economy* zur klassischen Ökonomie ist, dass die verschiedenen Produkte und Güter oder Dienstleistungen den Nutzer\*innen vorwiegend nicht von Unternehmen, sondern vor allem von privaten Personen zur vorübergehenden Nutzung zur Verfügung gestellt werden können. Dabei umfasst die *Sharing Economy* heute so gut wie alle Sektoren und Arten von Produkten oder Dienstleistungen. Ein weiterer anderer Begriff, der das Teilen zwischen einzelnen Unternehmen definiert, ist die *Collaborative Economy*, wovon die *Sharing Economy* im Grunde genommen nur einen Teil darstellt.

<sup>238</sup> vgl. Eichhorst/Spermann 2015, S. 3f

Dieser Begriff wurde in der USA als ein möglicher Oberbegriff für alle verschiedenen Arten des Austauschs von Dienstleistungen und Gütern unter Individuen und Unternehmen, welche via Online-Plattformen vernetzt sind, eingeführt. Der Begriff ist jedoch in Europa noch kaum bekannt und wird daher im folgenden Kapitel mit dem Begriff der *Shared Economy* gleichgesetzt werden.<sup>239</sup>

Welche Chancen und welche Risiken birgt dieses neue Geschäftsmodell? Wie genau funktioniert die Ökonomie des Teilens und ist sie so nachhaltig und sozial, wie sie sich nach außen präsentieren möchte?

### Konsum im Wandel

Der Gedanke, Dinge zu teilen, ist gewiss nicht neu. Ganz im Gegenteil: Die grundlegende Idee der Ökonomie des Teilens besteht schon seit Jahrhunderten und war seit Menschheitsbeginn unerlässlich. Früher war es selbstverständlich lebensnotwendige Dinge innerhalb einer Familie oder gar einer ganzen Dorfgemeinschaft zu teilen. Lange Zeit stellte schließlich das Teilen den Grundstein des menschlichen Zusammenlebens und war die ursprünglichste Form des sozialen Austauschs, denn sie galt als moralische Grundlage einer Gemeinschaft.<sup>240</sup>

Dies änderte sich erst durch den immer weiter zunehmenden Wohlstand im 20. Jahrhundert, aufgrund welchen die Menschen immer weniger miteinander zu teilen begannen, während die eigenen Besitztümer immer wichtiger wurden. Der Besitz definierte teilweise die eigene Identität beziehungsweise sogar den Wert des Menschen. Damit wurde die Ära des Massenkonsums eingeleitet.<sup>241</sup>

<sup>239</sup> vgl. Georgi u.a. 2019, S. 2

<sup>240</sup> vgl. Schmidiger/Züger 2017

<sup>241</sup> ebd.

### Die Vorläufer

Die heutige Ökonomie des Teilens geht aber nicht nur auf diese Formen des traditionellen Teilens zurück. Auch institutionelles Teilen ist schon seit langem in Gestalt gemeinschaftlicher Konsumformen wie Bibliotheken, Filmverleihe oder Waschsalois bekannt. Mitfahrzentralen oder Wohngemeinschaften basieren ebenso auf dieser Idee der Ressourcen- und Kostenteilung mit anderen. Allerdings haben viele aufgrund von eher umständlichen und langwierigen Prozessen von jenen Angeboten abgesehen und darauf verzichtet. Vor den technologischen Entwicklungen war eine persönliche Interaktion fast unumgänglich und führte daher zu hohen Transaktionskosten.<sup>242</sup>

Die Ökonomie des Teilens ist also prinzipiell für Privatpersonen ebenso wenig etwas Neues. Sie erfährt mittlerweile lediglich einen neuen Aufschwung unter dem Begriff der *Sharing Economy*. Durch die Digitalisierung und den neuen technischen Fortschritten, wie mobiles Internet, soziale Netzwerke, Smartphones und vor allem der globalen Vernetzung, eröffneten sich ganz neue Sphären und Möglichkeiten. Das Teilen von Produkten, aber vor allem auch von Dienstleistungen war noch nie so unkompliziert, wie es heutzutage der Fall ist. Zum einen beschränkt das Internet die Suchkosten um große Summen und zum anderen wird das Misstrauen beziehungsweise fehlende Vertrauen zwischen Anbietenden und Nachfragenden aufgehoben. Güter können mit nur einem Klick gepachtet, geliehen, gemietet oder anderen überlassen werden. Da die Online-Portale meist kostenlos zugänglich sind, ist das Angebot und ebenso die Nachfrage sehr groß. Dies führt zu einer größeren Wahrscheinlichkeit für eine Transaktion. Außerdem hat die Digitalisierung dazu geführt,

<sup>242</sup> vgl. Haucap 2015, S. 2



Abb. 59  
Der Waschsalon



Abb. 60  
Die Videothek



Abb. 61  
Die Bibliothek

dass erstmals geografische Grenzen überwunden werden können. Somit wird die heutige *Sharing Economy* sozusagen eine neue Art des Teilens.<sup>243</sup>

Die *Sharing Economy* ist gegenwärtig in aller Munde. Jedoch führt sie zu vielen Diskussionen und Debatten, in welchen die großen Auswirkungen auf die heutige Gesellschaft, die Städte und auf die Individuen eruiert werden. Diese Auswirkungen können einerseits sehr positiv sein, indem sie einen Beitrag zum Schonen von Ressourcen, dem Fördern des sozialen Austausches und dem Schaffen neuer Geschäftspotenziale leisten sowie Kosteneinsparungen ermöglichen. Andererseits können sie große ökologische, ökonomische und soziale Nachteile bringen.

#### Kategorien des Teilens

Nicht jedes Gut wird gleich gerne geteilt. Laut den Autor\*innen des Buches *SharedCity* hängt dies von unterschiedlichen Einflussfaktoren ab. Diese können in *externe* und *user-bezogene* Einflussfaktoren unterteilt werden. Die *externen* Einflussfaktoren beschreiben dabei vor allem Angebotsmerkmale, Plattformmerkmale, Marketing und Kommunikation, Umfeldfaktoren sowie regulatorische und politische Faktoren. Die wichtigsten Motive sind demnach die Verfügbarkeit und der Preis. Weiters teilt man Güter weniger gerne, je privater sie sind. Wichtig ist das Schaffen von Vertrauen auf den digitalen Plattformen und das Garantieren eines gewissen Maßes an Einfachheit der Bedienung. Dies zählt nämlich zu den zentralsten Faktoren, wie gerne ein Produkt von den Menschen geteilt wird. Sprich: Je schneller und unkomplizierter, desto beliebter. Die *user-bezogenen* Faktoren konzentrieren sich in erster Linie auf funktionale, emotionale und

<sup>243</sup> a.a.O., S. 3f

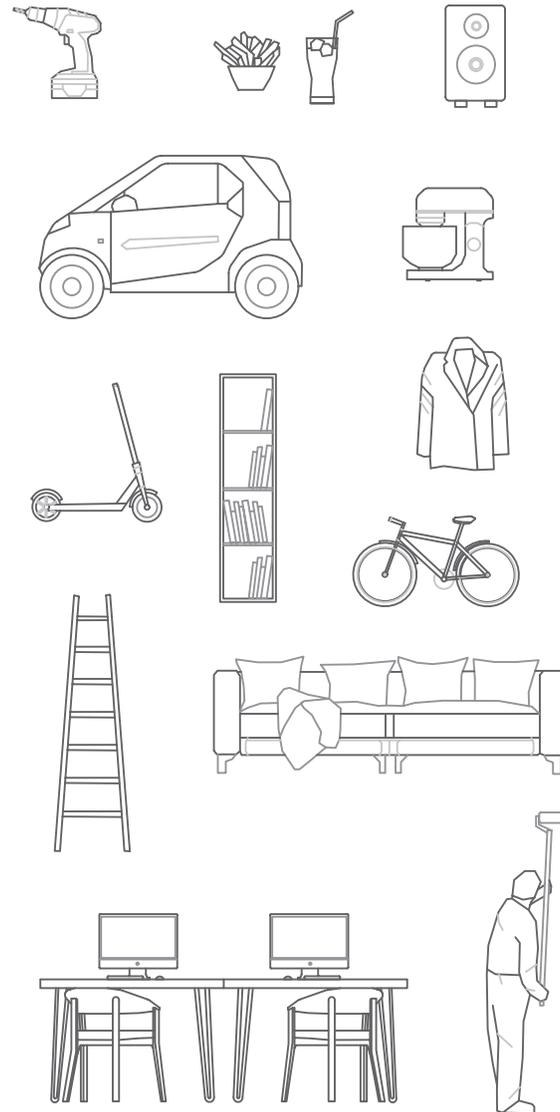


Abb. 62  
Die verschiedenen Arten des Sharings

soziale Nutzungen, also Vertrauen, soziale Norm, Persönlichkeitsfaktoren und soziodemografische Merkmale. Ausschlaggebend sind hierbei in erster Linie das Zugehörigkeitsgefühl und die Offenheit für Neues oder auch die Selbstinszenierung sowie die Freiheit und Flexibilität. Alter, Geschlecht, Ausbildung und Einkommen spielen schlussendlich ebenso eine Rolle, wer was am liebsten und am öftesten teilt.<sup>244</sup>

Welche bestimmten Motive führen also zu einer hohen *Sharing*-Anwendung und welche zu einer geringen? Der erste Punkt ist der Organisationsaufwand. Je weniger Aufwand der Mensch betreiben muss, um etwas zu teilen, desto mehr ist er dazu bereit. Wie bereits erwähnt ist für viele das Vertrauen einer der ausschlaggebendsten Gründe etwas zu teilen oder eben davon abzusehen. Je mehr Vertrauen bei einem gewissen Produkt oder einer Dienstleistung aufgebaut werden kann (oder wenn es grundsätzlich nur wenig Vertrauen erfordert), desto besser kann es sich in der *Sharing Economy* behaupten. Wenn die Anschaffungskosten beziehungsweise Fixkosten für ein Gut oder für verschiedene *Services* sehr hoch sind, sind viele schneller bereit jene zu teilen anstatt sie sich selbst zu kaufen. Genauso trifft dies auf einen hohen Innovationszyklus oder einen großen Instandhaltungsaufwand zu; je größer oder höher, desto attraktiver wird das Teilen für die Menschen. Ein weiterer wichtiger Auslöser zum bevorzugten Teilen statt Kaufens eines Produkts basiert auf der Nutzungshäufigkeit des Produktes. Wird ein Produkt nur selten verwendet, so eignet es sich für den Eigentümer zum Teilen. Im Unterschied dazu werden Güter, die eine hohe Hygiene oder Sauberkeit benötigen, viel seltener und weniger gerne mit anderen geteilt. Genau dasselbe ist bei Produkten bemerkbar, die einen besonderen Symbolwert für den Menschen haben. Dinge, die einen persönlichen Wert aufweisen, sind somit kaum in der *Sharing Economy* zu finden.<sup>245</sup>

<sup>244</sup> vgl. Georgi u.a. 2019, S. 35f

<sup>245</sup> vgl. Schmidiger/Züger 2017



Abb. 63  
Screenshot der Instagram-Seite von Airbnb



Abb. 64  
Carsharing, Car 2 go



Abb. 65  
Elektro-Roller

## Raum-Sharing

Die Sharing Economy hat heute zahlreiche verschiedene Anwendungen. Das für diese Arbeit relevanteste und für die Architektur wichtigste Thema stellt das Raum-Sharing dar. Dabei können zwei verschiedene Ausprägungen unterschieden werden. Zuvorderst steht der Wohnraum in Form von Zimmern, Wohnungen oder Häusern, welche von privaten Personen an Tourist\*innen oder Geschäftsreisende auf Zeit vermietet werden, und in zweiter Linie gemeinschaftliche Wohnformen, deren Prinzip darauf beruht, private Räume zu reduzieren, um große gemeinschaftliche Flächen zu generieren. Auf die gemeinschaftlichen Wohnformen wird im nächsten Kapitel noch im Detail eingegangen.<sup>246</sup> Heute ist das Sharing ein globales Phänomen und zeigt die größten Effekte und Auswirkungen in den Städten. Das wohl bedeutendste Beispiel für Raum-Sharing ist Airbnb, an dessen Wachstum ebenso das Wachstum der ganzen Sharing-Economy abzulesen ist. 2011 gab es 0,12 Millionen Übernachtungsmöglichkeiten von Airbnb weltweit, innerhalb von nur fünf Jahren stiegen diese auf 3 Millionen Objekte an.<sup>247</sup>

### Exkurs: Airbnb

Eine besondere Form des Raum-Sharings ist Airbnb. Jedoch werden hier Räume nur temporär vermietet, was sie von den klassischen kollektiven Wohnmöglichkeiten unterscheidet. Die Grundidee ist eine ähnliche, indem man ein Zimmer seiner Wohnung – jedoch meist nur an Reisende – vermietet, während man selbst ebenfalls in der Wohnung lebt. Das Konzept selbst hat sich nunmehr anders entwickelt und lässt sich kaum mehr mit gemeinschaftlichen Konzepten vergleichen. Dennoch behandelt Airbnb genau die interessante Schnittstelle zwischen temporären und geteilten Räumen und ist daher wichtig zu betrachten.

<sup>246</sup> vgl. Georgi u.a. 2019, S. 11

<sup>247</sup> a.a.O., S. 2f

Airbnb zählt heute als die größte Online-Plattform zur Vermietung und Buchung von privaten, temporären Unterkünften. Gegründet wurde das Unternehmen 2009 von Brian Chesky, Joe Gebbia und Nathan Blecharczyk im kalifornischen Silicon Valley. Der Grundgedanke des Konzepts ist sehr simpel. Im Gegensatz zu einem gewöhnlichen Hotel sollen hierbei die eigenen vier Wände zur kurzfristigen Vermietung angeboten werden, wobei die Online-Plattform die Vermittlung zwischen den Vermieter\*innen und Gästen herstellt. Entstanden sei die Idee schon 2007; laut der Firmengründer aufgrund eigener Erfahrungen und Erlebnisse. Da die Miete ihrer Wohnung viel zu hoch war, stellten sie Luftmatratzen in ihrem Wohnzimmer auf, um diese dann an Besuch\*innen einer damals stattfindenden Designkonferenz zu vermieten. Bei der Übernachtung war zusätzlich ein Frühstück mitinbegriffen, woraus der Name „Air bed and breakfast“ abgeleitet und erst später auf **Airbnb** gekürzt wurde.<sup>248</sup> Elementar war dabei die Idee der *Sharing Economy*, beziehungsweise *Ökonomie des Teilens*. Der Gemeinschaftsgedanke stand für die Gründe im Mittelpunkt. Obwohl die Ursprungsidee mittlerweile schon seit langer Zeit in den Hintergrund getreten ist, liest sich heute noch auf der Website die Idee des Teilens: „Eine Community, bei der das Teilen im Mittelpunkt steht“ dient als Slogan auf der Seite „airbnb.at“.<sup>249</sup>

Zum jetzigen Zeitpunkt ist **Airbnb** bereits in über 220 Ländern und dabei in mehr als 100.000 Städten vertreten. Laut den Angaben **Airbnbs** selbst hat man schon über 500 Millionen Reisende vermittelt. Weltweit soll es dabei 7 Millionen **Airbnb-Listings** geben. Somit hat sich das Unternehmen in einer Dekade von einer Idee des Teilens zu einem milliardenschweren Tourismus-Konzern entwickelt. Mit 31 Milliarden US-Dollar geschätzten Unternehmenswert zählt die

<sup>248</sup> vgl. *Airbnb Newsroom* o.J.

<sup>249</sup> vgl. *Airbnb Hilfe-Center* o.J.

Online-Plattform zu den bedeutendsten digitalen Unternehmen weltweit und zu dem wichtigsten für temporäre Unterkünfte.<sup>250</sup> Anhand des Beispiels von **Airbnb** wird aber ebenso dargelegt, wie die Grundgedanken der *Sharing Economy* teilweise ad absurdum geführt werden. Wenn es in erster Linie Wohnraum betrifft, hat die dauerhafte Umwandlung von Raum in Ferienunterkünften natürlich große Auswirkungen auf die Städte. In vielen ist der Wohnraum bekanntlich an sich schon rar und die Mieten bereits sehr hoch. Somit wird die Idee der Ökonomie des Teilens teilweise zu einem Mythos, das Versprechen eines nachhaltigen Wirtschaftens kann nicht mehr erfüllt werden und führt inzwischen immer öfter zu gegensätzlichen Auswirkungen.<sup>251</sup> Durch die Verwertung von Wohnraum können neue, andere soziale und gar ökonomische negative Auswirkungen entstehen, indem ganze Viertel zersiedelt werden und die Mietpreise in bestimmten Stadtteilen weiter enorm ansteigen.<sup>252</sup> Im Grunde ist die Idee der **Airbnb**-Gründer Chesky, Gebbia und Blecharczyk im Sinne von Nachhaltigkeit und im Bereich zukünftiges Wohnen überaus lobenswert und innovativ sowie technologisch fortschrittlich. In der Art und Weise der aktuellen Monetarisierung wird **Airbnb** jedoch mehr zu einem Instrument des Kapitalismus als einem der Ökonomie des Teilens.

Dennoch ist das Vermieten von temporärem Wohnraum ein wichtiger Anwendungsbereich der *Sharing Economy*, denn die Zwischennutzung, vor allem im Immobilienbereich, wird wohl eine der wichtigsten Fragen der Städte in der Zukunft bleiben. Wird das Prinzip des Teilens wirklich nach der Ursprungsidee praktiziert, so kann das temporäre Vermieten von Wohnraum eine gute Lösung für Vermieter\*innen und Nutzer\*innen darstellen. So

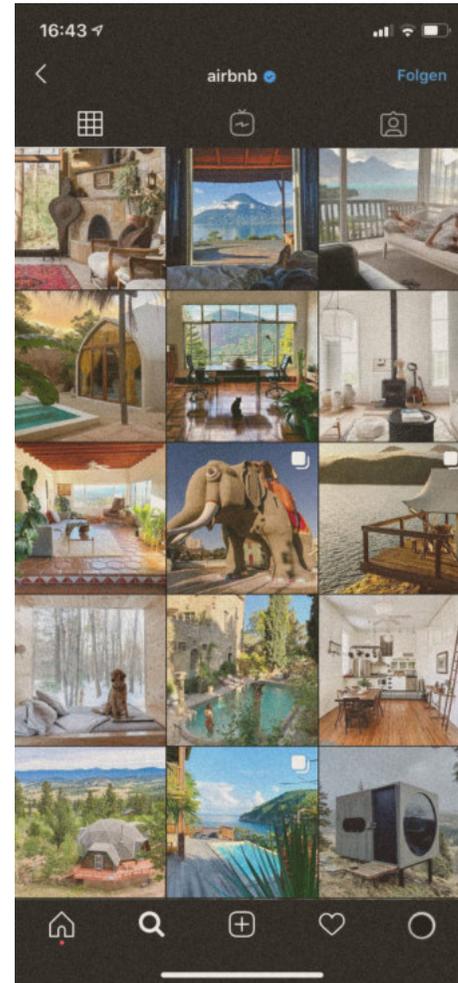
<sup>250</sup> vgl. *Statista 2020a*

<sup>251</sup> vgl. *Wherebnb.in* o.J.

<sup>252</sup> vgl. *Georgi u.a. 2019*, S. 74



Abb. 66 und 67  
Screenshot der Instagram-Seite von Airbnb



könnte die private Wohnung beispielsweise während der eigenen Abwesenheit untervermietet werden, da der Wohnraum ansonsten leer stehen würde.<sup>253</sup> Um genau diese Probleme für viele Stadtteile zu lösen, liegt es an den Städten und Ländern sich nicht aus der Verantwortung zu ziehen, sondern sich mit den Auswirkungen des Sharing auseinanderzusetzen, um die positiven Konsequenzen zu maximieren und die negativen einzudämmen.

#### Auswirkungen auf Städte

Wie bereits erwähnt zieht die *Sharing Economy* positive wie negative Auswirkungen auf die Städte nach sich. Die drei wichtigsten Bereiche der Auswirkungen durch *Sharing* entstehen in den Bereichen der ökologischen, ökonomischen und sozialen Nachhaltigkeit. Im nächsten Abschnitt soll hierbei auf die positiven und negativen Effekte genauer eingegangen werden.<sup>254</sup>

Primär wird die *Sharing Economy* oft mit positiven ökologischen Auswirkungen in Verbindung gebracht. Eine Reduktion von Lärm und eine Verbesserung der Luftqualität sollten Ziele jeder Stadt sein. Durch das *Sharing* könnten beispielsweise Autofahrten reduziert und die Mobilität durch *Ride-Sharing* verbessert werden, was eine Reduktion des Ressourcenverbrauchs erzielen würde. Durch die Mehrfachnutzung und die Verwendung bereits existierender Ressourcen kann der Verbrauch neuer Ressourcen oftmals vermieden werden. Werden jene Prinzipien falsch verwendet, kann es aber zu negativen ökologischen Auswirkungen führen. Wird das Carsharing günstiger und einfacher, steigen möglicherweise viele Menschen wieder vom öffentlichen Verkehr auf das Auto um, wodurch genau das Gegenteil der ursprünglichen Idee erreicht würde.<sup>255</sup>

<sup>253</sup> ebd.

<sup>254</sup> vgl. Georgi u.a. 2019, S. 20

<sup>255</sup> a.a.O., S. 22f

Die zweite Beeinflussungsebene des *Sharings* betrifft die ökonomische Nachhaltigkeit, wodurch eine Verbesserung der privaten Einkommenssituation der Einwohner\*innen erzielt werden kann. Beispielsweise besteht die Möglichkeit auf eine Dienstleistungskostenreduktion, indem freistehende Parkplätze über eine App gefunden und die Kosten der Parkplätze dabei um ein Vielfaches reduziert werden können. Die lokale Wirtschaft kann durch das *Sharing*, zum Beispiel in Form von *Wohnraumsharing*, ebenso unterstützt werden. Teilweise liegen diese temporären Ferienunterkünfte in Quartieren der Stadt, in welche sonst nur selten Tourist\*innen kommen würden. Die Stadtteile werden dadurch belebter und können meist höhere Einnahmen erzielen. Ein Problem wird das *Sharing* dann für die ökonomische Nachhaltigkeit, wenn deswegen Arbeitsplätze verloren gehen oder die über *Sharing*-Angebote generierten Umsätze an ausländische Unternehmen wandern.<sup>256</sup>

Da in der heutigen Gesellschaft immer mehr Menschen alleine leben, fühlen sich viele in den Städten einsam. Das neuerliche Stärken der Gesellschaft und Schaffen mehr sozialer Interaktionen sind wichtige Ziele für ein funktionierendes Zusammenleben. Durch das *Sharing* können auch neue soziale Kontakte entstehen und diejenigen mit einbinden, die normalerweise nicht so stark in die soziale Gemeinschaft integriert sind. Per Definition beschreibt das *Sharing* eine Nutzung durch mehrere Menschen, somit können soziale Verbindungen erhöht werden und wieder mehr Vertrauen in

<sup>256</sup> a.a.O., S. 25f

der heutigen Gesellschaft entstehen lassen. Ein gutes Beispiel dafür sind gemeinschaftliche Wohnformen, durch die viele neue Kontakte geknüpft werden.<sup>257</sup>

Der größte negative Aspekt ist jener, der schon im Exkurs *Airbnb* angesprochen wurde. Wenn sich die Idee des *Sharing* umkehrt und plötzlich dadurch sogar weniger Ressourcen verfügbar sind; zum Beispiel aufgrund der Vermietung von Wohnraum an Tourist\*innen, obwohl Stadtbewohner\*innen keinen leistbaren Wohnraum finden können.<sup>258</sup> Aus den drei Kategorien gehen sowohl positive als auch negative Auswirkungen des *Sharings* auf die Städte deutlich hervor. Auffällig dabei ist das Gedeihen negativer Konsequenzen unter der Bedingung des Verlusts der Idee des Teilens; wenn dieser Gedanke verloren geht und die Wirtschaftlichkeit in den Vordergrund rückt.

Die Grundidee der *neuen* Ökonomie ist von großer Bedeutung und wichtig für alle. Es stellt sich nur die Frage, ob in der heutigen Beschaffenheit der *Sharing Economy* diese wirklich für eine positive Ökobilanz sorgen und dabei ihren grundsätzlichen Werten gerecht werden kann? Ist dann die Zeit des Eigentums zu Ende? Was bedeutet dies für den Menschen und inwiefern wirkt es sich auf den Wohnraum und Städte aus?

<sup>257</sup> a.a.O., S. 29f

<sup>258</sup> a.a.O., S. 74f

## Exkurs

Der Mythos des Teilens



### Der Mythos des Teilens

Ohne das Phänomen der *Ökonomie des Teilens* oder ihre Anwendungen und Auswirkungen bewerten oder beurteilen zu wollen, stellt sich für mich eine ganz klare, sachliche Frage: Was genau bedeutet nun *Teilen* eigentlich? Da der Begriff so selbstverständlich erscheint und im Sprachgebrauch häufig verwendet wird, wird selten die eigentliche Bedeutung hinterfragt. Laut Wolfgang Sützl verstehen und definieren viele das Teilen als ein „*Geben und Nehmen*“ im gegenseitigen Interesse. Allerdings ist das Teilen etwas rein Gemeinschaftliches und nicht etwas Gegenseitiges.<sup>259</sup>

Wie solidarisch die *Sharing Economy* wirklich ist und ob es überhaupt primär um soziale Werte, die Gesellschaft an sich und die Umwelt geht, sei erstmal dahingestellt. Die fundamentale Frage lautet eher: Wie viel hat die Ökonomie des Teilens überhaupt mit dem Teilen zu tun?

#### Begriffsdefinition

Um den Begriff des Teilens besser zu verstehen und Antworten darauf geben zu können, ob die *Sharing Economy* damit in Verbindung steht, muss man sich zunächst mit der Definition und der Etymologie des Wortes beschäftigen.

*Teilen* kommt von dem Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen *teilen*. Die Definition des Begriffes kann unterschiedlich gedeutet werden: „*gemeinsam (mit einem anderen) nutzen, benutzen, gebrauchen*“ oder „*(unter mehreren Personen) aufteilen*“ sowie „*etwas, was man besitzt, zu einem Teil einem anderen überlassen*.“<sup>260</sup>

Ryszard Lempart schreibt in dem Buch *Eine neue Philosophie des Teilens*: Teilen könne als ein soziales Handlungsmuster verstanden werden, als ein unentgeltliches Übergeben eines bestimmten Teils des Vermögens, ohne dabei auf eine Gegenleistung zu hoffen. Dabei

<sup>259</sup> vgl. Sützl 2016

<sup>260</sup> vgl. Duden online, o.J.e

kann sich das Vermögen auf materielle und ideelle Güter beziehen. Das Ziel läge dabei darin, die Chancengleichheit für alle Menschen zu verbessern.<sup>261</sup>

*Tauschen* kommt ebenfalls aus dem Mittelhochdeutschen von dem Wort *tüschē* = „(be)lügen, anführen oder von *tiuschen* (*täuschen*) = *in betrügerische Absicht aufschwätzen*“. Die Definition des Wortes *Tauschen* ist demnach „*jemandem eine Sache oder Person überlassen und dafür als Gegenleistung etwas, jemanden anderes von ihm erhalten*.“<sup>262</sup> Lempart definiert das Tauschen wie folgt: „*Tauschen als ökonomisches Handlungsmuster lässt sich vom strategischen Denken leiten und strebt nach möglichst großem Profit*.“<sup>263</sup>

Betrachtet man die gegenwärtige Wirtschaft, so herrscht schon lange ein schonungsloser Wettbewerb um Arbeitsplätze und Märkte. Die Gesellschaft ist zusätzlich geprägt von Produktivität, Besitz und Konsum. Die hohe Wettbewerbsfähigkeit gilt für die moderne Gesellschaft dabei als Schlüssel zum Erfolg. Doch in jedem Wettbewerb gibt es Gewinner\*innen und auch Verlierer\*innen. Obwohl die freie Marktwirtschaft versucht das Bild zu vermitteln, dass der Wettbewerb für Gerechtigkeit sorgen würde, muss einem bewusst sein, dass es in der Regel keine Chancengleichheit gibt. Oftmals haben die Gewinner\*innen einfach schon die bessere Ausgangsposition. Die Globalisierung fördert diese ökonomischen Ungleichgewichte, die Kommerzialisierung wirkt zusätzlich der Idee des Teilens entgegen. Um dieses ökonomische Ungleichgewicht zu lindern, könnte jedoch das Teilen beziehungsweise das Grundprinzip der *Sharing Economy* ein ausgezeichnetes Mittel sein. Mit anderen

<sup>261</sup> vgl. Lempart 2007, S. 180

<sup>262</sup> vgl. Duden online, o.J.f

<sup>263</sup> Lempart 2007, S. 180

zu teilen kann diese Probleme zwar nicht bekämpfen, geschweige denn lösen, aber dennoch einen wichtigen Beitrag zur Linderung leisten.<sup>264</sup>

### Teilen und Wahrheit

Im Grunde basiert die Idee des Teilens auf der Gemeinschaft und erfordert das Mitwirken aller. Es ist somit eine gemeinschaftliche Aufgabe. Laut Lempart bezieht sich das Teilen auf *ein Ganzes*, das man besitzt. Wenn man dementsprechend etwas teilt, ist es ein Abgeben von einem Ganzen, das einem Subjekt gehört. Diese Abgabe würde aber kein Recht auf eine Gegenleistung mit sich ziehen. Das Teilen sei also ein gezieltes Abgeben an eine andere Person. Auch das Tauschen sei ein gezieltes Abgeben, wofür der Abgebende jedoch stets eine Gegenleistung erfahren würde. Insofern ist die Intention eines Tausches, etwas anderes von jemanden dafür zu bekommen. Das Tauschen dient vielmehr dem gegenseitigen Vorteil und erzeugt eher ein Gegeneinander der Tauschenden. Es ist also wichtig das Tauschen nicht mit dem Teilen zu verwechseln, denn ökonomische Gerechtigkeit kann auch nicht mit sozialer Gerechtigkeit gleichgesetzt werden.<sup>265</sup>

Ist somit die *Sharing Economy* nicht viel mehr eine Tauschwirtschaft, so wie die meisten Wirtschaftsbeziehungen unsere Gesellschaft auf dem Prinzip des Tauschens basieren? Beim Teilen gibt es nämlich eigentlich keinen Markt und vor allem keinen ökonomischen Gewinn; es geht um ein Miteinander. Für Lempart stehen Regierungen fast ständig im Konflikt zwischen ökonomischen und sozialen Zielen. Meist entscheiden sie sich jedoch für die ökonomischen, da diese für

<sup>264</sup> vgl. Lempart 2007, S. 20f

<sup>265</sup> a.a.O., S. 53f

Wohlstand in der Gesellschaft sorgen können. Durch die Prozesse der Marktwirtschaft kann die Gesellschaft Profite erzielen, welche sozusagen das Ergebnis des Tauschens darstellen. Dabei tauschen die Güter und Dienstleistungen die Besitzer\*innen. Allerdings können nur diejenigen „mitspielen“, die über genügend Ressourcen verfügen oder genügend Kapital besitzen, womit man wieder beim ökonomischen Ungleichgewicht als Ausgangspunkt beginnt. Das ist der Grund, weshalb das Teilen so wichtig geworden ist: Um Bedürftige mit Kapital auszustatten und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich selbst aus der Armut befreien zu können. Wünschenswert wäre eine Übernahme dieser Aufgabe der Wirtschaft, da die Umverteilungsprozesse der Länder meist nicht allein in der Lage zum Bekämpfen dieser ökonomischen Ungleichgewichte sind. Von der Erkenntnis der ebenbürtigen Wichtigkeit des Teilens und des Tauschens ist man in der Wirtschaft jedoch noch meilenweit entfernt.<sup>266</sup>

Eine wichtige Form des Teilens ist der Raum. Für Lempart bezieht sich der Raum als erworbenes Gut auf immobile Bereiche. Sie könnten ebenso als Lebensräume definiert werden, die zwar jemandes Eigentum sind, aber auch mit anderen geteilt werden können. Die räumliche Gemeinschaft sei also eine Grundform des Teilens. Vor einigen Jahren waren Menschen noch oft auf der Durchreise und suchten unentgeltlich eine Unterkunft (beispielsweise Zimmerleute auf Wanderschaft). Heute ist diese Tradition fast ausgestorben und das Vertrauen in der Gesellschaft wohl schon seit langem nicht mehr so groß, einen Fremden in seiner Wohnung kostenfrei unterkommen zu lassen.<sup>267</sup>

Diese Idee wurde heute umgewälzt vom Teilen zum Tauschen,

<sup>266</sup> a.a.O., S. 84f

<sup>267</sup> a.a.O., S. 157f

beispielsweise in Form des milliardenschweren Unternehmens **Airbnb**. Dennoch existieren andere Formen des gemeinschaftlichen Wohnens. Weshalb sollte man aber seinen Wohnraum mit anderen teilen? Lempart weist dabei auf wahrscheinlich einer der wichtigsten Phänomene der heutigen Gesellschaft hin: die **Vereinsamung**. Wer seinen Raum teilt, erhalte als Gegenleistung die Gemeinschaft. Raum kann also als eine objektive Ressource des Teilens gesehen werden. Das Teilen des Lebensraums könnte heute für viele Schichten der Bevölkerung große Vorteile bringen.

*„Niemand hat gerne über längere Zeit einen Fremden unter eigenem Dach wohnen. Das stimmt so lange, wie der Fremde ein Fremder bleibt. Durch häufige Begegnungen und näheres Kennenlernen kann sich allmählich Vertrautheit und Sympathie einstellen.“<sup>268</sup>*

Zusammenfassend haben große Teile der Ökonomie des Teilens kaum etwas mit dem Teilen an sich zu tun. Die ursprüngliche Idee des Teilens verliert sich dabei immer weiter in der *Sharing Economy*. Die *Sharing Economy* fördert das Teilen anstatt es zu verhindern, aber versucht ebenfalls möglichst viel Kapital daraus zu schlagen. Sie schafft für das Teilen, dem Prinzip des Tauschens unterliegenden Plattformen und entfremdet die Idee komplett, indem das Miteinander zu einem Gegeneinander des Tauschgeschäftes wird. Sollten wir uns nicht zurückbesinnen auf den *wahren* Wert des Teilens? In Zukunft werden wir nämlich vom Teilen der verbleibenden Ressourcen miteinander abhängig sein, dabei aber ohne den Versuch so viel wie möglich Kapital daraus zu schlagen. Alles in allem ist das Teilen knapper Güter von größter Bedeutung. In den Städten ist

<sup>268</sup> Lempart 2007, S. 160

<sup>269</sup> a.a.O., S. 173

der Boden zu einem der rarsten Güter geworden. Gemeinschaftliche Wohnprojekte bestehen auf dem Grundgedanken des Teilens; auf dem Miteinander. Gute Nachbar\*innen helfen, sie bauen auf dem Prinzip des Teilens auf; und ist die Welt nicht heute schon zu einer riesigen, globalen Nachbarschaft geworden?

*„Wer teilt, vertraut auf das Gute im Menschen. Denn das Gute ist der einzige Wert, der unser Leben beständig lebenswert macht. Wir wissen nicht mit absoluter Sicherheit, was Gut und was Böse ist. Trotzdem haben wir davon eine klare Vorstellung, die von unserer inneren Stimme kommt. Das Gewissen sagt uns, dass wir teilen sollten. Folgen wir ihm einfach im Vertrauen auf eine bessere Welt.“<sup>269</sup>*

## II.III

Architektur der Gemeinschaft

*Begriffserklärung*

*Ein historischer Überblick*

*Soziale Interaktion - Raumverhalten*

## Begriffserklärung

Im 21. Jahrhundert ist der Wohnraum zu einer knappen Ressource geworden. Immer mehr Menschen leben in Städten, doch genau dieser urbane Lebensraum ist heutzutage stark begrenzt und zusätzlich durch Immobilienspekulationen für viele unbezahlbar geworden. Migrationsbewegungen treiben die ohnehin schon hohe Nachfrage nach Wohnraum noch weiter nach oben und der wachsende Trend nach Ein- oder Zweipersonenhaushalten in vielen westlichen Industrieländern erhöht ebenfalls den Bedarf an Wohnraum. All diese Entwicklungen gehen mit dem vagen Gefühl einher, dass der Individualismus, Egoismus und die Spekulationen die Menschen in eine Sackgasse führen. Dies betrifft nicht nur den Bereich des Wohnens, sondern die Gesellschaft insgesamt. Die Freiheiten und Flexibilität, aber auch ein sukzessiv einsamerer Lebensstil haben zur Suche nach neuen Wegen des Zusammenlebens

beim Menschen geführt. In den letzten Jahren ist der Wunsch nach Kommunikation und Austausch verstärkt zu beobachten, vor allem in urbanen Gebieten. Dieser Trend spiegelt sich gleichermaßen in der Architektur wider, denn der gesellschaftliche Wandel führt auch zu einem Wohnwandel. Dabei stellen die neuen Wohnformen einen Ausdruck architektonischer Möglichkeiten als auch den Versuch einer Antwort auf die neuen Herausforderungen dar, denen mit traditionellen Wohnformen nicht mehr entgegnet werden kann.<sup>270</sup>

Im nächsten Jahrzehnt werden die urbanen Räume unvorstellbar explodieren. 2030 soll es bereits 43 Megastädte geben. Hierbei wird eine Megastadt als eine Stadt definiert, welche über 10 Millionen Einwohner\*innen aufweist. Außerdem sollen bis Mitte dieses Jahrhunderts beinahe 60 Prozent der gesamten Weltbevölkerung in Städten leben.<sup>271</sup> Mit der fortschreitenden Globalisierung, die vom Menschen mehr Flexibilität abverlangt, nimmt gleichermaßen die Anzahl der Reisenden immer weiter zu, was einige Städte vor noch größere Herausforderungen stellt. Berechnungen nach wird die Weltbevölkerung 2030 wahrscheinlich 8,55 Milliarden Menschen umfassen.<sup>272</sup>

<sup>270</sup> vgl. Space10 2017

<sup>271</sup> vgl. Kurier online 2018

<sup>272</sup> vgl. Statista 2019b

Die Notwendigkeit, fast eine Milliarde mehr Menschen unterzubringen, macht die Schaffung von ausreichendem, nachhaltigem und vor allem erschwinglichem Wohnraum zu einer der größten Herausforderungen und dringlichsten Probleme. Diese immer raschere Urbanisierung und damit einhergehende Globalisierung der Städte wird nicht ohne Folgen bleiben. Es ist also enorm wichtig, die Infrastruktur besser zu nutzen. Können gemeinschaftliche Wohnformen und das Teilen von Räumen und Ressourcen dafür eine Lösung bieten?

Aufgrund der wachsenden Bevölkerung unseres Planeten und der Erschöpfung der natürlichen Ressourcen wird das Teilen von Produkten unvermeidlich werden. Müssen wir bei der Suche nach neuen, alternativen Wegen Menschen ein Zuhause zu bieten, ebenso die Definition von Nachbarschaft, Zuhause oder gar die Frage überdenken, was es Zusammenleben für Menschen bedeutet? Die größte Sorge der Menschen an gemeinschaftlichen Wohnformen bleibt weiterhin der Mangel an Privatsphäre. Wie kann dementsprechend ein Gleichgewicht zwischen *meinem*, *deinem* und *unserem*

Raum geschaffen werden? Gemeinschaftliche Räume führen zu einer weit komplexeren Art des Zusammenlebens als individuelles Wohnen. Kollektive Räume können individuell oder gemeinsam und temporär oder permanent genutzt werden. Diese Nutzungsweisen fordern eine hohe architektonische Qualität der Räume.

Die in den vergangenen Jahren entstandenen gemeinschaftlichen Wohnprojekte unterscheiden sich in vielen Ebenen, wie Größe, Art des Eigentums, Architektur oder Lage. Genauso unterschiedlich wie die verschiedenen Konzepte sind auch die Begriffe, welche für das gemeinschaftliche Wohnen verwendet werden. Viele andere Begriffe wie *co-living*, *shared spaces*, Baugemeinschaft oder Baugruppe sowie gemeinschaftliche Wohnform werden mit dem Begriff des gemeinschaftlichen Wohnens verbunden. Besteht eine allgemeine Definition für das gemeinschaftliche Wohnen und was darunter verstanden wird?

### Definitionen

Scotthanson und Scotthanson schreiben in ihrem Buch *The Cohousing Handbook: Building a Place for Community* über gemeinschaftliche Wohnformen:

203 „In cohousing, people intend to live together, but the ownership structure allows for private ownership and private control of what is privately owned. Intentional communities are usually based on an ideology, and sometimes on charismatic leadership, often sharing a common purpose or a common religion, for instance. They often emphasize community at the expense of privacy. It seems to us that cohousing is a means for people to make a major step toward community without giving up privacy or control over their personal lives. Cohousing is also a housing type. It is a way of creating a built environment that supports ongoing community interaction through four main design features. These include separation of the car from the private residence, designating pedestrian pathways linking the access to each residence, locating the active area of each home (the kitchen) on the pedestrian pathway side of the house, and building a centrally located common house. None of these features is new, but they are combined in cohousing with the intent to facilitate ongoing community interaction.“<sup>273</sup>

Die Wiener Wohnbauforschung definiert gemeinschaftliches Wohnen wie folgt, nämlich als eine Form des Wohnens „die zusätzlich zu priva-

273 Scotthanson/ Scotthanson 2005, S. 5

ten Wohneinheiten über gemeinschaftliche nutzbare Räume verfügt. Dieser räumliche Aspekt ermöglicht nachbarschaftliche Beziehungen unterschiedlicher Intensität, wodurch gegenseitige Unterstützung auf direktem Weg gelebt werden kann. Das solidarische Handeln einer solchen Gruppe kann dadurch auch positive Auswirkungen auf das umgebende Wohnumfeld haben. Diese Wohnformen können unter bestimmten Voraussetzungen im Gegensatz zu ‚individuellem‘ Wohnen besser auf demografische Entwicklungen reagieren.“<sup>274</sup>

Vestbro führte zusätzlich zum gemeinschaftlichen Wohnen die Begriffe kollektives Wohnen und kommunales Wohnen ein. Damit bezeichnet er Wohnen mit Gemeinschaftsflächen und -einrichtungen. Gemeinschaftliches Wohnen sei eine Wohnform, welche sich durch eine enge Zusammenarbeit der einzelnen Bewohner\*innen auszeichnet. Kollektives Wohnen stehe im Gegensatz dazu als eine Wohnform, die sich vor allem durch eine kollektive Organisation der Dienstleistungen auszeichnet, während kommunales Wohnen auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gemeinschaft aufbaut.<sup>275</sup>

Im Zuge der IBA 2020 wurden in der Studie „Be-

274 Wiener Wohnbauforschung 2014

275 vgl. Vestbro 2010, S. 21f

sondere Wohnformen“ von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin sechs Merkmale „echter“ gemeinschaftlicher Wohnprojekte definiert:

1. Das Beteiligungsprinzip: „Die künftigen Bewohner beteiligen sich an der Entwicklung des Projekts, an der Erarbeitung der Regeln des Zusammenlebens und an der baulichen Ausformung. Die jeweiligen Wohnbedürfnisse werden in der Planung eingebracht und berücksichtigt.“ 2. Die Förderung der Gemeinschaft: „Die Architektur und Außenraumgestaltung werden darauf ausgelegt, Kontakte und gemeinschaftliche Aktivitäten zu fördern.“ 3. Die Gemeinschaftseinrichtungen: „Großzügige Gemeinschaftseinrichtungen ergänzen die privaten Wohnbereiche; häufig gehören dazu ein Gemeinschaftshaus mit Gemeinschaftsküche (zusätzlich zur oder anstelle einer privaten Küche), Waschküche, Kinderspielräume, Werkstatt etc.“ 4. Die Selbstverwaltung: „Die Bewohner organisieren und verwalten eigenverantwortlich sowohl das tägliche Zusammenleben als auch Maßnahmen zum Erhalt der Wohnanlage. Sie sind in der Regelung der Belange untereinander frei und selbstbestimmt. Viele anfallende Aufgaben werden in Eigenleistung erbracht. Von jedem Bewohner wird erwartet, dass er sich bei anstehenden Aufgaben mit seinen persön-

lichen Fähigkeiten einbringt.“ 5. Eine nicht-hierarchische Struktur: „Entscheidungen werden von der Gemeinschaft getroffen, in der jeder gleiche Rechte hat. Einzelne Aufgaben können an dafür durch die Gemeinschaft bestimmte Personen delegiert werden.“ Und zuletzt ein individuelles Einkommen und Finanzen: „Jeder Haushalt ist finanziell von der Gemeinschaft unabhängig. Die Gemeinschaft ist keine Einkommensquelle, Tätigkeiten innerhalb der Gemeinschaft erfolgen im Allgemeinen unentgeltlich. Die Finanzen werden nicht kollektiv behandelt, Privateigentum verbleibt in der individuellen Verfügung.“<sup>276</sup>

Zusammengefasst sind die gemeinschaftlichen Wohnprojekte also meist Antworten auf die entstandenen gesellschaftlichen Bedingungen und Antwort auf die unterschiedlichen Wünsche der Menschen. Sie entwickeln sich je nach den Bedingungen sehr verschieden und zeichnen sich dadurch aus, Solidarität zu schaffen und mehr Kommunikation und Austausch zu erzeugen. Das stärkste Motiv der gemeinschaftlichen Wohnprojekte und Verbindung der verschiedenen Begriffsdefinitionen und Konzepte ist der Wunsch nach einem gemeinsamen gestalteten Leben, um die Gemeinschaft in der individualisierten Gesellschaft wieder zu stärken.

276 vgl. IBA Berlin 2020, S. 18

### Ein historischer Überblick

Wohnung, Wohnen und Wohnverhältnisse waren seit jeher Antworten auf die sozialen Verhältnisse einer Gesellschaft. Jede Gesellschaft formt im Verlauf ihrer geschichtlichen Entwicklung naturgemäß prinzipiell unterschiedliche Wohnformen und Wohnstile, welche sich aus den gesellschaftlichen Veränderungen, wie Wandel von Familienbeziehungen, Geschlechterverhältnis und Charakterstrukturen, ableiten. Spricht man heute von gemeinschaftlichem Wohnen, so wird zumeist ausschließlich an den Begriff der traditionellen *Familie* gedacht. Im folgenden Kapitel soll ein kurzer Überblick geschaffen werden, welche gemeinschaftliche Wohnformen schon in der Vergangenheit existiert haben und eine Erweiterung zu den familiären Strukturen darstellen.<sup>277</sup>

### Geschichtlicher Hintergrund

Schon seit der Hominisation steht das menschliche Wohnen in einer Verbindung mit gemeinschaftlichen Wohnformen. Im Mittelalter bestand beispielsweise das gemeinschaftliche Wohnen in Form des *Canzen Hauses*, welches die bestimmende Wirtschaftsform und Wohnform darstellte. Dieser Haushalt umfasste dabei den patriarchalen Hausherrn, seine Frau, deren Kinder und andere Familienangehörige sowie zahlreiche Tagelöhner, Gesellen und Hausbedienstete. In jenen gemeinschaftlichen Wohnstrukturen lebten meist um die 50 Bewohner\*innen. Der Großteil der mittelalterlichen Dörfer können als eine Einheit des gemeinschaftlichen Wohnens und Wirtschaftens betrachtet werden, die durch gemeinsames Bauen und gemeinschaftliche Erbringung der Dienste an den Gutsherrn sowie Feste und nachbarschaftliche Hilfe definiert werden. Bereiche, die heute in jedem Einzelhaushalt selbstverständlich enthalten sind, wurden in mittelalterlichen Dörfern

<sup>277</sup> vgl. Fredowitz/Gailing 2003, S. 19



meist geteilt, wie öffentliche Waschwäuser oder Badestuben.<sup>278</sup>

Zu Beginn der Industrialisierung wurden die mittelalterlichen Strukturen stark zurückgedrängt. Alle nichtverwandten Mitglieder des *Canzen Hauses* wurden ausgegrenzt, bis später auch die entfernten Verwandten ausgeschlossen wurden und nur mehr die heute als typisch geltende Wohneinheit übrig blieb: Eltern und ihre Kinder. Die Bedeutung der Nachbarschaft und der Gemeinschaft ging verloren. Doch schon nach kurzer Zeit wurde die Kritik vor allem in den Großstädten an den kaum vorhanden gemeinschaftlichen Wohnmodellen laut. Die Zusammenballung der isolierten Haushalte führte zur Vereinsamung, zur Anonymität und zum Verlust sozialer Bindungen, was außerdem zu einer steigenden Kriminalität und zur Auflösung kultureller und sozialer Werte führte. Der Großstädter sei zu einem reservierten, misstrauischen und gleichgültigen Menschen geworden, der seinem Nachbarn mit Antipathie und Abneigung entgegnet, schrieb Georg Simmel bereits 1903.<sup>279</sup>

<sup>276</sup> a.a.O., S. 19f

<sup>279</sup> ebd.

**Abb. 69**  
Das Ganze Haus

Mit einem Blick in die Vergangenheit wird offensichtlich, dass kollektive Wohnformen keiner Erfindung der Moderne entstammen. Denn erst seit der Industrialisierung und der Urbanisierung wird von der „Ideengeschichte gemeinschaftlichen Wohnens“ gesprochen, zumal sie davor als eine den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen geschuldete Selbstverständlichkeit war.

### Utopien der Frühsozialisten

Als Vorläufer der heutigen gemeinschaftlichen Wohnformen entstanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Entwürfe, welche eine Kritik an den herrschenden Verhältnissen übten. Die utopischen Konzepte der Frühsozialisten Charles Fourier und Robert Owen hatten das zentrale Ziel der Konstruktion einer idealen Gemeinschaft, wodurch jede Einzelne ihr individuelles Glück erreichen, jedoch das Kollektiv über der Einzelnen stehen sollte. Fouriers Entwurf stellte eine genossenschaftliche Mustersiedlung dar, die sogenannten **Phalanges**, welche aus einzelnen Gemeinschaftshäusern bestand, den Phalanstères. Ziel war eine Auflösung der Familienhaushalte und die Gleichstellung von Mann und Frau, sowie vor allem die Verbindung von Produktion und Konsum. Waschen, Kochen, Kommunikation und Feste sowie die Erziehung der Kinder sollte dabei gemeinschaftlich organisiert werden. Jedoch scheiterte in Frankreich jeder Realisierungsversuch. Robert Owens Versuche der Gründung kollektiv organisierter Industriedörfer, wie das amerikanische Experiment **New Harmony**, hatten ebenso wenig Erfolg.<sup>280</sup>

1898 schrieb Ebenezer Howard inspiriert von Owen das Buch *Garden Cities of Tomorrow*. Darin wurde die Idee einer dezentralen Gesellschaftssiedlung als Alternative zur schon lange kritisierten Industrie-

<sup>280</sup> vgl. Fredowitz/Gailing 2003, S. 21

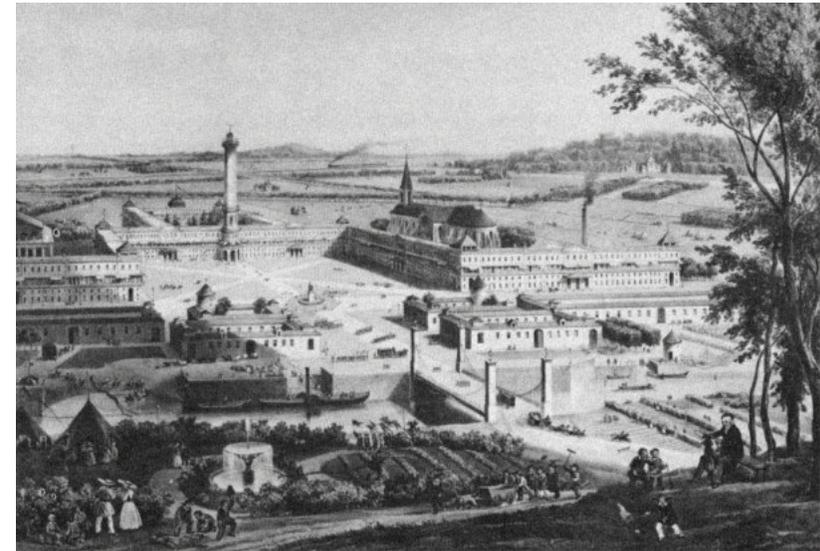


Abb. 70  
Fourier, Phalanstère

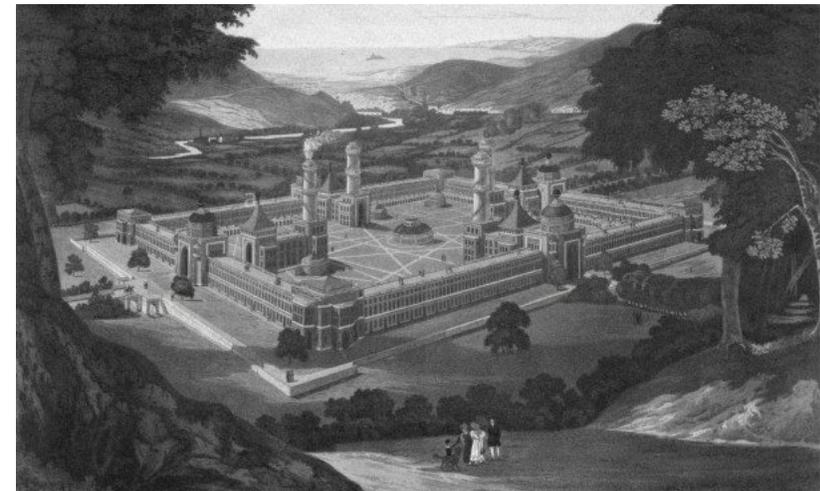


Abb. 71  
Owen, New Harmony

stadt des 19. Jahrhunderts geschildert. Das Konzept bestand aus dem Verzicht auf individuelles Eigentum und dafür eine gemeinschaftliche Organisation aller Bewohner\*innen zu schaffen. Damit sollte eine Selbstversorgung der Siedlungen erreicht werden. Bei der Errichtung dieser Siedlungen in England sowie Deutschland und vielen anderen Staaten wurde schließlich der Gemeinschaftsgedanke stark vernachlässigt. So übernahm die deutsche Gartenstadtbewegung beispielsweise zwar die Grundgedanken der *Garden City*, jedoch wurde dabei nur die einheitliche Gesamtgestaltung übernommen und nicht die wichtigen sozialpolitischen Ideen Howards.<sup>281</sup>

#### Der Kibbuz

Eine weitere progressive Idee des kollektiven Wohnens ist der *Kibbuz* in Israel. Hierbei handelt es sich mehr um eine Art des gemeinsamen Lebens: Nämlich eine Gemeinschaft, die auf dem Gleichheitsgrundsatz in allen wesentlichen Lebensbereichen beruht. Diese Form des Zusammenlebens, bei der die sozialistische Ideologie mit der Utopie einer selbstbestimmten Gesellschaft verbunden wurde, entstand Anfang des 20. Jahrhunderts. 1909 wurde südwestlich des Sees Genezareth die Gemeinde Degania-Alef gegründet, von welcher aus die Kibbuzbewegung startete. Obwohl nie mehr als rund acht Prozent der gesamten Bevölkerung in den Kibbuzim lebten, hatte die Lebensform einen sehr großen Einfluss auf die israelische Kultur.<sup>282</sup> Die vor etwa 100 Jahren auf Basis von sozialistischen Werten gegründeten Kibbuz erinnern unter anderem auch in wirtschaftlichen Belangen an den Kommunismus. In den mit mehr als hundert Menschen darin lebenden Kollektiven wurde der Gleichheitsgedanke großgeschrieben. Das gesamte Einkommen, welches die Bewohner\*innen traditionell in der Landwirtschaft oder der Industrie verdienten, wurde

<sup>281</sup> ebd. S. 21

<sup>282</sup> vgl. Dachs 2016, S. 81



Abb. 72  
Kibbuz Degania-Alef, Israel, 1946



Abb. 73  
Kibbuz Givat Brenner, Israel, circa 1950

untereinander aufgeteilt. Jede Bewohner\*in eines Kibbuz erhielt dabei den gleichen Betrag, unabhängig ihrer individuellen Einzahlung. Eine totale Gleichberechtigung aller Bewohner\*innen, das Verbot von Privateigentum, das tägliche Leben in einem Kollektiv sowie gemeinsame Arbeit und Produktion beschreiben das Leben in einem Kibbuz. Die Verwaltung war demokratisch, gewählte Ausschüsse waren für verschiedene Belange verantwortlich. Über wichtige Fragen wurde bei Versammlungen aller Mitglieder entschieden. Trotzdem es den ursprünglichen Kibbuz gegenwärtig nicht mehr gibt, bestehen jene kollektive Lebensformen nach wie vor in Israel, obgleich in anderer Form als von den Gründergenerationen vorgesehen. Heute sind ein Großteil aller Kibbuzim aus volkswirtschaftlichen Gründen privatisiert worden, darunter auch die Gemeinde Degania-Alef, von der die Kibbuz-Bewegung einst ausging. Rund 150.000 Menschen leben noch in 274 Kibbuzim, wovon aber nur noch 74 als Kollektiv fungieren. Die Mitglieder der Kibbuzim erwirtschaften heute noch allein rund 40 Prozent der gesamten israelischen Landwirtschaft, obwohl diese nur mehr zwei Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen.<sup>283</sup> In Degania-Alef haben die Bewohner\*innen sich von dem Gleichheitsprinzip verabschiedet und Leistung wird heute honoriert; wer also viel arbeitet, verdient nun auch mehr Geld. Außerdem müssen sie ihr Gehalt nicht mehr ans Kollektiv abgeben, sondern dürfen es selbst verwalten. Allerdings bezahlen sie eine *progressive Steuer* für Dienstleistungen wie Erziehung und Gesundheitsversorgung, die allen Mitgliedern weiterhin zur Verfügung stehen.<sup>284</sup>

### Siedlerbewegungen

Durch die Gesetzesveränderungen am Ende des 19. Jahrhunderts erzielte man einen extremen Aufschwung des gemeinnützigen Woh-

<sup>283</sup> vgl. Regev 2016

<sup>284</sup> vgl. Dachs 2016, S. 81f

nungsbaus und die Anzahl der Baugenossenschaften nahm zu. Im Zuge dessen entstanden einige beispielhafte Siedlungen mit gemeinschaftlichem Eigentum, genossenschaftlicher Verwaltung und vielen Gemeinschaftseinrichtungen.<sup>285</sup>

Der Gemeinschaftsgedanke war bei der Siedlerbewegung ebenfalls stark verankert. Die Siedlerfamilien waren in die Bau- und Siedlergemeinschaften eingebunden, bei welcher das Selbsthilfeprinzip von großer Bedeutung war. Dabei entstanden zahlreiche sogenannte Heimstätten und eine agrarische Bildung der Bewohner\*innen sorgte für eine Verbesserung der Selbstversorgung. Zusätzlich wurden Siedlervereine und Gemeinschaftseinrichtungen errichtet, um den Zusammenhalt weiter zu stärken. Der kommunale Wohnungsbau in Wien zwischen 1924 und 1929 gilt bis heute als Vorbild sozialistischen Wohnungsbaus, denn neben den modernen Wohnungen entstanden im Roten Wien außerdem viele siedlungsbezogene Dienstleistungsbetriebe und gemeinschaftliche Infrastrukturen.<sup>286</sup>

### Kommunalki

Wichtige Vorgänger der kollektiven Wohnformen lassen sich auch in der ehemaligen Sowjetunion finden. Um die Probleme der städtischen Verdichtung und die große Wohnungsnot zu lösen, entstand eine neue Art von Wohnraum, die *Kommunalki*. Die winzigen Wohnzellen waren dabei oft komplett überfüllt und große Familien bewohnten zusammen ein Einzelzimmer. Ergänzt wurden die Einzelzimmer von Gemeinschaftseinrichtungen. So teilten sich beispielsweise mehrere Familien Küche und Bad. Ein besonderes Beispiel einer Wohnsiedlung dieser Art stellte das NARKOMFIN Gebäude in Moskau dar, welches 51 private Einheiten umfasste. Entworfen wurde es von Moisei Ginzburg und Ignaty Milinis. Es war die erste Luxuswohnbauanlage

<sup>285</sup> vgl. Fredowitz/Gailing 2003, S. 22

<sup>286</sup> a.a.O., S. 22f

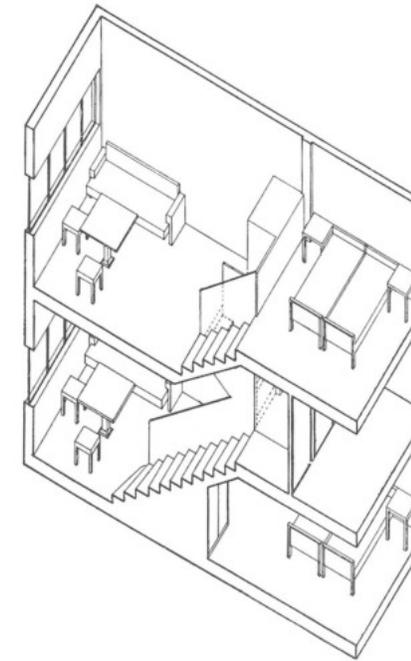
in Moskau, welche die Gedanken der Gemeinschaftseinrichtungen aufgriff. Geteilt wurden Küchen, Kindergruppen, Waschräume, eine Bibliothek und ein Gemeinschaftsbad. Nach dem Gedankengut der Kommunalki war keine der individuellen Einheiten mit einer Küche ausgestattet. Die Gemeinschaftsküchen sollten die Gemeinschaft unter den Bewohner\*innen stärken und sie dazu ermutigen Zeit miteinander zu verbringen und Essen zu teilen. Obwohl viele dieser Gebäude aufgrund ihrer teils sehr schlechten Lebensbedingungen sehr umstritten waren, gelten sie bis heute als große Inspirationsquelle für Architekt\*innen.<sup>287</sup> Die Ideen der utopischen Sozialisten und auch die des russischen Kommunalski führten zu Le Corbusiers *Wohnmaschine*, der *Unité d'habitation* in Marseille.

*„Eine neue Architektur (muss) auf der Idealisierung von Typen und Normen basieren (...), die der modernen Gesellschaft gerecht werden und zugleich den Möglichkeiten der Massenproduktion entsprechen.“<sup>288</sup>*

Die Wohnmaschine sollte unter möglichst ökonomischen Produktionsbedingungen das Zusammenleben und die soziale Interaktion vereinfachen. Ziel war eine Symbiose des architektonischen Raums und engmaschigem urbanen wie sozialen Gefüge zu entwerfen, um damit die individuelle sowie gemeinschaftliche Wohnformen in einem Bauwerk zu vereinen. Das wesentliche Kriterium für Corbusier war die zweckorientierte Auffassung des Raumes. Das Wohnen als der Raum der Intimsphäre gilt als das Grundmodul der Wohnmaschine, welches multipliziert und vertikal gestapelt werden kann. Diese verdichtete Ansammlung von Wohneinheiten wird von Gemeinschaftseinrichtungen ergänzt.

<sup>287</sup> vgl. Molter/Hauser 2019, S. 33f

<sup>288</sup> Curtis zit. nach Stiller 2014, S. 77



**Abb. 74**  
Narkomfin-Kommunehaus, Apartment-  
typologie Split-level

**Abb. 75**  
Moisei Ginzburg/Ignaty Milinis, Narkomfin-  
Kommunehaus in Moskau, 1929



Abb. 76  
Unité d'habitation, Le Corbusier  
in Marseille, 1952

Abb. 77  
Unité d'habitation, Le Corbusier  
in Berlin, 1956-1958.

Der Entwurf sollte als ein Ganzes begriffen werden; von dem kleinsten Element, der Raumausstattung, über den Wohnraum selbst, bis hin zur übergeordneten Stadt als Träger der sozialen Interaktion.<sup>289</sup> Die ebenerdige Parklandschaft führt nicht nur um die Unité herum, sondern setzt sich unter ihr fort und bildet damit eine überdimensionale Klammer mit der zwischen die Wohnfunktion eingeschobenen Dachterrasse, wodurch sich die Gliederung in Individual- und Gemeinschaftsräumen ablesen lässt. Paradoxiere Weise bestärkt diese Trennung die Verbundenheit zwischen den Bewohner\*innen untereinander und wirkt der Anonymität entgegen.

*„Durch den Gemeinschaftsgeist wurde der Komplex zu einem ‚Ort des, uneigennütigen Tuns‘, der Sicherheit durch gemeinschaftliche Verteidigung und gegenseitige Unterstützung“.*<sup>290</sup>

Der Entwurf für die Unité d'habitation wurde stark von Corbusiers Reiseerfahrungen beeinflusst, unter anderem von der Kartause von Ema in Galluzzo. Le Corbusier war begeistert von der Raumökonomie wie auch der kieselartigen Geschlossenheit jeder einzelnen Zelle. Er studierte das Verhältnis von Individualität und Kollektivität der Kartause.

*„In der musikerfüllten Landschaft der Toskana habe ich eine moderne Stadt gesehen. Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal eine so heitere Interpretation des Wohnens kennenlernen würde. Der zusammengeflechtene Kranz der Zellen, jede Zelle mit Aussicht auf die Ebene, mit tiefem gelegenem, ganz und gar geschlossenem Gärtchen. Die Rückseite hat eine Tür auf*

<sup>289</sup> vgl. Stillers 2014, S. 84

<sup>290</sup> Stillers 2014, S. 89

*eine kreisförmige Straße, von Arkaden überdacht, der Weg, der überallhin führt. Diese ‚moderne Stadt‘, ihre strahlende Vision, ist mir für immer gegenwärtig.<sup>291</sup>*

Die Kartause gilt dabei als gebaute Lebenserfahrung, als Ideal des Gleichgewichts zwischen Einsamkeit und Gemeinsamkeit. Die aufgereihten, freistehenden Wohneinheiten ordnen sich um die konzentrierte Gemeinschaftsanlage mit der Kirche und den Gäste- und Wirtschaftsbauten an.<sup>292</sup> Das toskanische Kloster Ema stelle aus räumlicher und sozialer Sichtweise eine harmonische Symbiose aus den Bedürfnissen des Individuums, den Einflüssen der angrenzenden Umgebung sowie kollektiven Kontaktpotenzialen dar.<sup>293</sup> Durch die eingehende Beschäftigung mit der Typologie des Klosters und des Wohnens führte dies zu zahlreichen Versuchen Corbusiers das zellulare Wohnen zu einem Massenmodell zu entwickeln. Le Corbusier stellte sich konstant die Frage des Verhältnisses von Gemeinschaft zu Individuum, wobei er schlussendlich immer dem Individuum den größeren Stellwert zuschrieb. Er betrachtete das Wohnen als singuläre Sache der Einzelnen, als *locus solus*.<sup>294</sup>

#### Alternative Wohntypen

Eine weitere einschneidende Veränderung über das Denken von alternativen Wohntypen brachten die Studenten- und Frauenrechtsbewegungen in den 60er Jahren. Die Bewegungen stellten die kapitalistische Industriegesellschaft in Frage und damit einhergehend die verbundenen Wohnideale sowie zusammenhängende Individualisierung.

Man wünschte sich eine Veränderung der Gesellschaft durch herrschaftsfreie Kommunikation und antiautoritäre Prozesse. Im

<sup>291</sup> Corbusier zit. nach Aicher 2015, S. 77

<sup>292</sup> vgl. Aicher 2015, S. 77

<sup>293</sup> vgl. Stillers 2014, S. 84

<sup>294</sup> vgl. Hennig 2015, S. 88f

Zuge dessen entstand die Wohngemeinschaftsbewegung, welche sich als Alternative zur Kleinfamilie verstand. In den 70er Jahren breiteten sich die Wohngemeinschaften weiter aus und stieg beispielsweise in Dänemark zwischen 1969 und 1979 von 100 auf 10.000 Wohnungen an.

In den 70er Jahren bildeten sich Ansätze für ein neues gemeinschaftsorientiertes Wohnen, welche sich gegen die zunehmenden Ein- und Zweipersonenhaushalte richtete. Ziele waren hier nicht gesellschaftliche Veränderungen, sondern eine Reaktion auf die vorherrschenden Situationen. Erstmals in der Geschichte der alternativen Wohnkonzepte standen weder gesellschaftspolitische Ansprüche noch ökonomische Gründe im Vordergrund der Entwicklungen, sondern es ging in erster Linie um die Verbesserung menschlicher Kontakte und die Stärkung von Gemeinschaft und Geborgenheit. Die bisher zentrale Frage der Hausarbeit beziehungsweise die Reduzierung dieser wurde vernachlässigt. Weiters wurden Antworten auf das Problem der Kindererziehung und der gleichzeitigen Berufstätigkeit gesucht. In den folgenden Jahren entstanden die ersten Kommune-Projekte und Wirtschaftsgemeinschaften sowie Projekte, welche auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet wurden, wie Frauen oder Alleinerziehende.<sup>295</sup>

<sup>295</sup> vgl. Schuh 1989, o.S.

### Gegenwärtige Bedeutung gemeinschaftlichen Wohnens

Noch heute ist der prozentuelle Anteil von gemeinschaftlichen Wohnformen verschwindend. Dennoch zeichnet sich seit den Anfang 80er Jahren eine deutliche Zunahme ab. Eine Untersuchung der Wüstenrot-Stiftung hat beispielsweise in Deutschland im Jahr 1990 220 Projekte gezählt, wobei es 1998 schon 537 waren.<sup>296</sup> Auf welche Phänomene ist dieser starke Zuwachs in den letzten Jahren zurückzuführen und warum werden sie immer wichtiger?

Fredowitz und Gailing führen die wachsende Nachfrage an gemeinschaftlichen Wohnformen auf Veränderungen in der Gesellschaft zurück. Die starke Individualisierung, das Verlorengelassen der Kleinfamilie, der Wandel der Geschlechterrollen, die Differenzierung der Lebensbiografien und Vervielfältigung der Lebensentwürfe machen gemeinschaftliche Wohntypen wieder notwendig. Die Massenproduktion, welche auf ein ständiges Wachstum programmiert ist, der steigende Wohlstand und Massenkonsum, der ökologische Konflikt sowie die Spaltung städtischer Funktionen sind die Folgen dieser Entwicklungen und Phänomene.<sup>297</sup>

### Veränderung der Familienstrukturen

Durch den sozialen Wandel der Gesellschaft kommt es zu einer Pluralisierung der Familienformen und eine Individualisierung der Haushaltsstrukturen. Die Kleinfamilie eines verheirateten Paares und ihren Kindern nimmt in den letzten Jahren in ihrer Häufigkeit stark ab. Auch wenn die *neuen* Haushaltsformen wie Alleinstehende, unverheiratete Paare, Alleinerziehende oder Wohngemeinschaft nicht wirklich *neu* sind, so nimmt die Anzahl jener Strukturen im Vergleich rasant zu. Beispielsweise ist in Deutschland die Zahl der traditionellen Kleinfamilie in den Jahren von 1972 bis 1996 um 8%

<sup>296</sup> vgl. Fredowitz/Gailing 2003, S. 24f

<sup>297</sup> a.a.O., S. 25f

gesunken, die Zahl der Alleinerziehenden stieg dabei jedoch um 23% und jene der Einpersonenhaushalte um 84%. Die Zahl der Paare, welche nicht verheiratet sind, hat sich in der Zeit verzehnfacht. Diese Entwicklung setzte sich weiter fort. So gab es in Deutschland im Jahr 2000 400.000 mehr Alleinerziehende, 700.000 mehr nicht verheiratete Paare und vor allem 1,2 Millionen weniger klassische Kleinfamilien als 1991.<sup>298</sup>

Laut Fredowitz haben die Erweiterung des organisierten Arbeitsmarktes, das wachsende Wohlstandsniveau, der Ausbau schulischer und beruflicher Qualifizierungen sowie die veränderte gesellschaftliche Rolle der Frau und die steigende Arbeitsmarktmobilität dazu geführt, dass die klassische Kleinfamilie als Haushaltsform ihre dominierende Rolle verloren hat. Weiters wurde es Minderjährigen, Alleinerziehenden und Alleinlebenden durch sozialstaatliche Förderungen erstmalig ermöglicht, eigene Haushalte zu führen. Das Herausbilden neuer Haushaltstypen ist in der Frauenforschung überwiegend im Bereich patriarchaler Strukturen verbunden. So wird das Alleinwohnen von Frauen als eine Antwort auf gesellschaftliche Probleme sowie hierarchische Geschlechterverhältnisse interpretiert.

Frauen entziehen sich vermehrt der kleinfamiliären Lebensweise, indem ihre Erwerbstätigkeit zunimmt. Die starke Ausdifferenzierung und Fragmentierung der Haushaltsformen ist also ein Symptom des gesellschaftlichen und ökonomischen Wandels. Die Kleinfamilie erlebte in den letzten Jahren selbst einen starken Wandel. Durch die erwähnte zunehmende Gleichstellung der Frau und damit eingehende weibliche Erwerbstätigkeit gibt es in den Ehen häufiger Doppelkarrieren und dadurch einen Rückgang der Geburtenrate.

<sup>298</sup> a.a.O., S. 26f

<sup>299</sup> ebd.

Somit lässt sich der Rückgang der Kinderzahlen an der oft schweren Vereinbarkeit von Familie und Karriere erklären.<sup>299</sup> Im Zuge der Individualisierung ist man dazu gezwungen sich selbst zum Zentrum der eigenen Lebensplanung zu machen. Dies zeigt sich auch in häufiger wechselnden Partnerschaften oder in einer Verkürzung der klassischen Familienzeit zugunsten experimenteller Lebensphasen.

*„Der Mensch der postindustriellen Gesellschaft wird im Lauf seines Lebens wahrscheinlich häufiger als bisher verschiedene Lebens- und Wohnformen durchlaufen.“<sup>300</sup>*

Zusätzlich zeigt der demographische Trend eine weitaus höhere Lebenserwartung als vor einigen Jahren, was zu einer zeitlichen Ausdehnung der Lebensphase des Alters führt, was wieder neue Anforderungen an Wohnformen entstehen lässt. Viele der neuartigen Haushaltstypologien sind für alleinstehende ältere Personen, welche sich oft ein selbstständiges und eigenverantwortliches Leben wünschen, bedeutsam. Gemeinschaftsorientierte Wohnformen würden für die alternde Gesellschaft eine mögliche Antwort bilden, weswegen die Anzahl derer Projekte, die ein generationenübergreifendes Wohnen zum Ziel haben, steigt. Die gesellschaftlichen Veränderungen führen heutzutage zu einer zunehmend positiven Entwicklung von Gemeinschaftswohnformen. Die dabei entstehenden Nachbarschaften sollen ein Äquivalent zu den sich ausgedünnten sozialen Netzen der Verwandtschaft bilden. Wie häufiger entsteht aktuell ein neues Bedürfnis nach Gemeinschaft und Kommunikation zur Überwindung der entstandenen Isolation und Anonymität. Gemeinschaftliche Wohnformen können jedoch gleichermaßen eine Möglichkeit der Arbeitsentlastung durch eine gemeinschaftliche Organisation darstellen.<sup>301</sup>

<sup>300</sup> Siedler zit. nach Fredowitz/Gailing 2003, S. 27

<sup>301</sup> vgl. Fredowitz/Gailing 2003, S. 28

<sup>302</sup> Fredowitz/Gailing 2003, S. 28

Nach Fredowitz stellen Gemeinschaftswohnprojekte ein „nachbarschaftliches Unterstützungsmilieu eine adäquate Strategie zur Bewältigung der alltäglichen Probleme“<sup>302</sup> dar, welche durch die zunehmende Berufstätigkeit der Frauen und die damit einhergehende Doppelbelastung durch Haushalts- und Erwerbsarbeit bedingt werden. Diese gemeinschaftlichen organisierten Wohnformen können auch als Reaktion auf die Unsicherheiten und Orientierungslosigkeit der Menschen gesehen werden, welche die gesellschaftlichen Veränderungen für viele bereiten.

*„Die Teilnahme an einem Gemeinschaftswohnprojekt kann ein Kompensationsmittel gegen den Verlust emotionaler und sozialer Sicherheit sein. Der individuelle Lebensstil als Bindeglied zwischen Individuum und Gesellschaft kann in einer mehr oder weniger lockeren Gemeinschaft Gleichgesinnter gelebt werden. Gemeinschaftsprojekte bieten also nicht nur Ersatz und Ergänzung der Familie, sondern auch die Realisierung des Wunsches nach Segregation in einer Gruppe Gleichgesinnter.“<sup>303</sup>*

Die Art und Weise unserer Versorgung, wie wir mit unserem Abfall umgehen und wie wir uns bewegen, aber vor allem auch das Wohnen, sind Schlüsselstellen für eine Lösung zur umweltgerechten Stadt. Ohne einen ökologischen Umbau der Städte beziehungsweise eine Ökologisierung der Stadtentwicklung ist die Entwicklung nicht mehr umkehrbar oder aufhaltbar. Gemeinschaftliche Wohnprojekte bieten beispielsweise auch bessere Voraussetzungen als der einzelne städtische Konsumentenhaushalt und verfügen über mehr Potenziale für eine ökologische Wohn-Wende.<sup>304</sup>

<sup>303</sup> Fredowitz/Gailing 2003, S. 29

<sup>304</sup> vgl. Fredowitz/Gailing 2003, S. 30

### Zahlen und Fakten

Obwohl sich die Familien und Haushaltstrukturen so drastisch gewandelt haben, werden trotzdem noch immer weitestgehend Grundrisse für die klassische Familie entworfen.

Der Wohnungsbestand zeichnet daher große Mängel auf. Die Wohnungen haben meist wenig Flexibilität und Variabilität, sind für Einzelpersonen oft zu groß und für Wohngemeinschaften zu klein. Eine aktive Mitgestaltung des Wohnbereichs oder der Umgebung ist außerdem kaum möglich. Gemeinschaftliches Wohnen hat die Möglichkeit auf diese neuen Herausforderungen und Phänomene zu reagieren. Natürlich sollen sie die alten Wohnungsformen nicht ablösen, jedoch sie ergänzen und erweitern. Tendenzen in Richtung einer Beziehung von Wohnen und beruflicher Arbeit sind Ausdruck gestiegener Wahlmöglichkeiten geworden. Sie können Ausdruck einer neuen Plankultur, die eine veränderte Kommunikationsform voraussetzt, sein. Die Bedeutung und Relevanz sind daher unübersehbar. Entscheidungsteilhabe, Mitbestimmung, Selbstverwaltung, die Stärkung sowie auch die Rückbesinnung auf Gemeinschaft sind Merkmale der gemeinschaftlichen Wohnformen. Die entstehende Verbindung von Planung und Umsetzung bietet auf einer lokalen Ebene eine Möglichkeit für planende Verwaltung. Durch die Zusammenarbeit mit privaten Personen können Projekte, wie beispielsweise die Aufwertung benachteiligter Quartiere oder Elemente einer ökologischen Stadtentwicklung verwirklicht werden.<sup>305</sup>

Eine Studie im Auftrag der Stadt Wien zeigt die Situation in Wien im Jahr 2014. Die fortschreitende Individualisierung der vergangenen Jahre und die Änderung der Familienverhältnisse haben in Österreich zu einer enormen Erhöhung der Anzahl der Einpersonenhaushalte beigetragen. 2014 wurden von den 771.000 Wiener Haushalten

<sup>305</sup> vgl. Fredowitz/Galling 2003, S. 30f

<sup>306</sup> vgl. Brandl/Gruber 2004, S. 12f

<sup>307</sup> vgl. Statista 2020a

350.000 von nur einer Person bewohnt. Diese Zahl von 44% wird laut Prognosen bis zum Jahr 2031 schon auf 51% angestiegen sein, was einerseits einer Zunahme von über 90.000 Haushalten entsprechen würde und andererseits somit über die Hälfte der Wiener Haushalte Singlewohnungen wären.<sup>306</sup> Auf ganz Österreich gesehen stieg die Anzahl der Einpersonenhaushalte in Österreich von 1985 von 768.000, auf 1.480.000 im Jahr 2019.<sup>307</sup> 2019 beträgt der Anteil der Einpersonenhaushalte gemessen an den gesamten Haushalten Österreichs somit bereits 37,7%.<sup>308</sup>

Wichtig ist es jedoch zu berücksichtigen, dass viele nicht freiwillig allein leben. Vor allem im Alter nimmt die Gefahr zu, dieser Gruppe der unfreiwilligen Alleinwohnenden anzugehören, was mit einer sozialen Vereinsamung einhergeht. Mit den immer ansteigenden Zahlen der Singlehaushalte geht aber der Trend zunehmend zu mehr Selbstbestimmung und der Sehnsucht nach Gemeinschaft mit ein.<sup>309</sup> Der Unterschied der heutigen gemeinschaftlichen Wohnformen zu jenen in der Vergangenheit ist, dass diese Konzepte der Idee der Gemeinschaft nicht mehr ausschließlich eine Utopie mit dem Ziel der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse darstellen, denn die Veränderung hat schon stattgefunden. Der gesellschaftliche Wandel bildet heutzutage selbst das Fundament für gemeinschaftliche Wohnprojekte. Die Entstehung gemeinschaftlicher Wohnformen kann damit also als eine **Antwort**, der durch den gesellschaftlichen Wandel verbundenen Probleme, gesehen werden.

Durch die hohe Anzahl von Einpersonenhaushalten ist auch der Flächenverbrauch enorm gewachsen. Die durchschnittliche Wohnfläche pro Person ist seit dem Jahr 1971 von 22m<sup>2</sup> auf rund 45,6m<sup>2</sup> Wohnfläche pro Kopf angestiegen.<sup>310</sup>

<sup>308</sup> vgl. WKÖ Statistik 2019

<sup>309</sup> vgl. Brandl/Gruber 2004, S. 13

<sup>310</sup> vgl. Brandl/Gruber 2004, S. 15

Die gemeinschaftliche Wohnformen würden vergleichsweise zu den Singlehaushalten weitaus weniger Fläche pro Kopf verbrauchen und hätten durch große gemeinschaftliche Flächen trotzdem ausreichend Raum für die Einzelnen zu bieten.

### **Kollektives Leben in einer individualisierten Welt**

Die Phänomene in den letzten Jahren haben einen Wandel im zeitgenössischen, städtischen Wohnen erforderlich gemacht und zu neuen kollektiven Wohnformen geführt. Die Idee des kollektiven Wohnens, welche auf das Teilen und die Teilhabe ausgerichtet ist, versteht sich als eine alternative Strategie in vielen urbanen Gebieten und bietet neue Möglichkeiten des Wohnens. Die gemeinsame Nutzung von Ressourcen in den Kollektivgemeinschaften ermöglicht einerseits eine hohe Flexibilität und andererseits eine individuelle Privatsphäre für die sogenannten modernen Nomaden. Die shared spaces, also gemeinschaftlich genutzte Fläche, zählen zwar zu der Sharing Economy, jedoch geht es hierbei im Vergleich zu vielen anderen Phänomenen der Ökonomie des Teilens tatsächlich um das Teilen im akkuraten Wortsinn. Shared Spaces können den Schlüssel für ein gelungenes Zusammenleben darstellen. Sie gelten als Konzept der Zukunft, um die durch Technisierung und Individualisierung verstärkte Einsamkeit des Menschen zu bekämpfen. Die zugrundeliegende Idee ist die Verringerung der privaten Räumlichkeiten, wodurch Platz für Gemeinschaftsräume geschaffen wird. Viele Dinge, die man sich allein niemals leisten könnte, werden durch das Teilen mit mehreren Personen de facto leistbar. Diese Gemeinschaftsräume sollen die Beziehungen in den Häusern und das Miteinander der Bewohner\*innen der Städte wieder mehr stärken. Nutzen statt besitzen, teilen statt haben.<sup>311</sup> Das Zusammenleben verbindet dabei viele Aspekte; die des

<sup>311</sup> vgl. Eichhorst/Spermann 2015, S. 3f

Gemeinschaftsgefühls, der Nachhaltigkeit und der kooperativen Wirtschaft. Die heutigen Formen des Lebens im Kollektiv bieten dabei eine Vielzahl von Möglichkeiten. Von Menschen, die einfach nur zusammenleben und sich sozusagen den physischen Raum teilen, bis hin zu Gemeinschaften, welche gemeinsame Werte, Interessen oder Lebensphilosophien teilen. Auch bei Entwürfen der kollektiven Wohnformen spielt das Individuum eine bedeutende Rolle, denn neben dem großzügigen Angebot der gemeinschaftlichen Räume sind individuelle Rückzugsräume ebenfalls von großer Wichtigkeit. Eine Synthese aus Geborgenheit und Privatsphäre in den privaten Räumen und einem vielfältigen Angebot an Räumen ermöglicht an der Gemeinschaft teilzunehmen.<sup>312</sup>

Räume zu schaffen, wo Menschen zusammenkommen können, um Begegnungen sicherzustellen. Dabei ist in der heutigen Gesellschaft die Förderung der Gemeinschaft ohne Zwang für die Einzelne außerordentlich wichtig, denn eine erzwungene Gemeinschaft wird nicht funktionieren.

Die Leistbarkeit ist zweifelsohne ein zentrales und bedeutendes Thema der kollektiven Wohnformen. Allerdings soll es in dieser Arbeit und der folgenden Analyse nicht um Leistbarkeit gehen, sondern um Muster, Elemente und Formen der Architektur in geteilten Räumen. In den folgenden Kapiteln soll anhand einiger Beispiele ein Verständnis für gemeinschaftliche Räume und deren architektonische Form entwickelt werden. Welche Formen nehmen die gemeinschaftlichen Räume an? Welche Formen haben die Räume des Teilens und was genau wird geteilt? Architektur ist in der Lage Menschen auseinander wie zusammen zu bringen; genau das muss ihr Ziel sein. Architektur muss den Dialog zwischen den Menschen herstellen. Sie muss der Dialog sein.

<sup>312</sup> Duplex Architekten, o.J.

Raumverhalten

**Soziale Interaktion**

Die soziale Interaktion der Menschen im Raum ist für das gemeinschaftliche Wohnen ein wichtiger Aspekt. Es stellt sich also die Frage, ob die physische Gestaltung der Umgebung diese Interaktionen fördern oder beeinflussen kann. Im nächsten Kapitel soll mit theoretischen Grundlagen der Beziehung Mensch zu Raum auf das *Raumverhalten* und das *social contact design* eingegangen werden.

Laut Immanuel Kant gilt der Raum „als *Bedingung zur Möglichkeit sozialen Handelns ein Apriori des Sozialen ist*“<sup>313</sup> und ist daher eine Grundkategorie der Soziologie. Nach Bernhard Schäfer sei der Raum immer sozial *konstruiert* und mit spezifischen Bedeutungen, Aneignungs- und Eigentumsformen sowie Funktionen versehen. Georg Simmel definiert in Bezug auf die Wechselwirkung von Raum und Gesellschaft fünf „*Grundqualitäten des Raums*“: An erster Stelle steht die Form des Raumes. Als zweites definiert Simmel „*die ‚Ausschließlichkeit‘ des Raumes als ‚Territorium‘*“ und drittens die Begrenzung sowie die Grenze. Viertens zählt „*die Fixierung und Lokalisierung von Tätigkeiten und Handlungsformen an einem Ort*“ zu den

„So gibt es kein kollektives Gedächtnis, das sich nicht innerhalb eines räumlichen Rahmens bewegt.“<sup>313</sup>

<sup>313</sup> Halbwachs zit. nach Schäfer 2006, S. 31

<sup>314</sup> Kant zit. nach Schäfer 2006, S. 31

Grundqualitäten und zu guter Letzt „*die durch den Raum vorgezeichneten Bestimmungen von Nähe und Distanz und alle damit verbundenen Sozialverhältnissen.*“<sup>315</sup>

Es gibt zwar kein eindeutig nachgewiesenes Kausalverhältnis zwischen der gebauten Umwelt und einer bestimmten Reaktion des Menschen, jedoch eine *Chance*, dass ein bestimmter Raum der Entfaltung oder der Beeinträchtigung bewusster sozialer Beziehungen, wie beispielsweise Wohnen, Arbeiten oder Lernen, förderlicher ist als ein anderer. Nach Schäfer gäbe es deswegen keine kausalen Zusammenhänge, da die Variablen zu groß sein; wie zum Beispiel die Besonderheiten der Menschen nach Alter oder Sozialisation, die besonderen Umstände der Nutzung des Raumes, die Motive und Einstellungen. Trotzdem führt das unterschiedliche Verständnis von Enge und Dichte oder Distanz nicht nur zu unterschiedlichen Verhaltensweisen, sondern ebenso zu verschiedenen Wohnformen und Räumen sowie deren Nutzung. Beispielsweise ist in Japan der Punkt für die Raumorientierung von zentraler Bedeutung. Demzufolge haben in Japan Kreuzungen Namen, Straßen aber nicht. Im europäischen Kulturkreis

<sup>315</sup> vgl. Simmel zit. nach Schäfer 2006, S. 31

spielt die Strecke als Verbindung zwischen zwei Punkten die zentrale Rolle.<sup>316</sup>

**Kommunikation – Mensch und Raum**

Meerwein betont die Bedeutung des Raumes, ob materiell oder immateriell, als das Fundament des Seins, für die Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten des Menschen.

Der Raum forme etwas wie eine äußere Hülle, in dem Leben in unterschiedlichsten Varianten entstehen kann. Der Mensch ist somit unmittelbar und vor allem auch untrennbar mit dem ihn umgebenden Raum verbunden. Der von dem Philosophen Bollnow stammende Begriff des „*gelebten Raums*“ verdeutlicht die enge Beziehung zwischen Raum und Mensch. Raumqualitäten beeinflussen den Entwicklungsverlauf, die Lebensqualität und das Menschsein in den verschiedenen Lebensphasen und Bereichen.

Das bedeutet eine Mitverantwortlichkeit der gestalterischen Aussage beziehungsweise symbolischen Wirkung des architektonischen Raumes für die Befindlichkeit des Menschen darin; wie sich also der Mensch mit dem Raum identifiziert, wie er sich darin fühlt und in erster Linie auch, wie

<sup>316</sup> vgl. Schäfer 2006, S. 34

er sich den Raum anzueignen vermag, wie der Mensch sich zum Raum und im Raum verhält, individuell und vor allem sozial handelt. Laut den Autoren umfasse der Raum nicht nur die atmosphärisch-erlebnismäßige, sondern in erster Linie „die sozial-kommunikative Dimension zwischenmenschlicher Begegnungen und Beziehungen.“ Schenkt man den Worten des Philosophen Bollnow Glauben, so wird der Mensch durch den ihn umgebenden Raum in seinem Wesen bestimmt. Dieses Wesen könne sich nach dem Charakter seines *Umraums* wandeln. Durch seine architektonische Gestaltung kann ein Raum beispielsweise kühl und distanziert wirken, aber auch einladend und heiter erscheinen. Jene Gefühle, die der Raum ausstrahlt, kann sich wiederum auf das Fühlen, Denken und Wollen sowie auf das Handeln und das Verhalten des Menschen auswirken.<sup>317</sup> Mittlerweile wird diese Wechselwirkung zwischen psychischem und physischem Befinden als gegeben angenommen und wissenschaftlich erforscht. Dies drückt sich innerhalb der Psychologie im Forschungsfeld der Psychophysiologie aus, ergänzend dazu beschäftigt sich innerhalb der Soziologie die sogenannte *Raumsoziologie* gar spezifisch mit den Zusammenhängen sozialer Interaktion, sozialen Handelns und räumlichen Strukturen.<sup>318</sup> Hierbei entstehen unterschiedliche Perspektiven, welche sich interdisziplinär erstre-

317 vgl. Meerwein u.a. 2007 S. 63

318 vgl. Löw/Sturm 2019

cken beziehungsweise im Bereich der Architektur gar symbiotisch wie praktisch von Nutzen sein können.

So kann die Raumsoziologie als der Ideengeber zur Erforschung der räumlichen wie zeitlichen Prämissen als das Umfeld sozialer Interaktion und somit Kommunikation dienen, während die Psychophysiologie und Psychologie Einsicht in die handelnden Akteure sowie die Interaktionen innerhalb dieser unterstützt. Ein Grundbedürfnis des Menschen ist jenes nach Kommunikation.<sup>319</sup> Dieses würde sowohl das Bedürfnis nach sozialer Bindung und Beziehung zu den Objekten der Umwelt als auch das Bedürfnis nach Identität abdecken. Identität bildet sich auf dem Fundament der Erfahrung von Geborgenheit, Sicherheit und Vertrauen. Deswegen ist die Gestaltung von Räumen, welche Vertrauen vermitteln und in ihrem Ausdruck verstanden werden, wichtig. Sie sollen dazu anregen, sich mit den Objekten zu befassen und ebenso für soziale Beziehungen offen sein und ihnen Raum geben.<sup>320</sup>

In Anbetracht der bisherigen Überlegungen kann also eine zwischenmenschliche Kommunikation ebenso wie eine Kommunikation zwischen Menschen und Räumen unterschieden werden. Die bestmögliche *Kommunikation* vom Raum zum

319 vgl. Maslow 1943, S. 381

320 vgl. Meerwein u.a. 2007 S. 66

Menschen sowie der Raum als Plattform für eine verbesserte Kommunikation zwischen Menschen sollte insofern das Ziel architektonischer Überlegungen sein. Dies ist von besonderem Interesse, wenn geteilte Räume oder soziales Wohnen das Zentrum dieser Überlegungen darstellen. Letztlich muss dies ohnehin eine Rolle spielen, da ein Missachten dieser Zielsetzung nicht zu fehlender, sondern fehlerhafter Kommunikation führt. So äußerte einst Watzlawick in seinen fünf Kommunikationsaxiomen dementsprechend an erster Stelle:

„Man kann nicht nicht kommunizieren, denn jede Kommunikation (nicht nur mit Worten) ist Verhalten und genauso wie man sich nicht nicht verhalten kann, kann man nicht nicht kommunizieren.“<sup>321</sup>

Dies trifft auf Räume ebenfalls zu; erschweren sie das zwischenmenschliche Zusammenleben oder gar das Leben im Raum, kommunizieren sie nicht, sondern problematisch. Insofern treffen die anderen Kommunikationsaxiome ebenfalls zu:

Räume besitzen Inhalts- und Beziehungsaspekte, hängen von Ursache und Wirkung in Verhaltensketten ab, sind symmetrisch oder komplementär – sprich: entweder suboptimale Nutzung des Raumes oder suboptimale

321 Watzlawick 2011, S. 53

Möglichkeiten für den Wohnenden – und haben eine funktionale sowie zusätzlich symbolisch-kontextuelle Komponente.<sup>322</sup> Darum sollte das Bedenken dieser kommunikativen Effekte von Raum eine Rolle im architektonischen Denken spielen. Die Rolle der Architektur im Ermöglichen beziehungsweise Verbessern sozialer Interaktion und im Einfluss auf das Wohlbefinden der Einzelperson ist womöglich in der Architektur selbst noch unterschätzt.<sup>323</sup> Abschließend lässt sich diese Diskussion im Rahmen der architektonischen Überlegungen dadurch differenziert zusammenfassen: Aus dem modernen Paradigma der Psychologie, dem Konstruktivismus,<sup>324</sup> erfolgt ein höchst individueller Prozess zur Repräsentation der Umwelt in unserer Wahrnehmung, welche das Schaffen grundsätzlicher Prinzipien erlaubt, aber auch Schwankungen zwischen einzelnen Personen einräumt. Obgleich der Mensch durch den Raum und seine Stimmungsqualität beeinflusst wird, ist natürlich zu berücksichtigen, dass damit keine direkte *Stimmungsübertragung* erfolgt. Die natürliche subjektive Reaktion des Menschen auf räumliche Umgebungen müsse schlicht in Betracht gezogen werden. Obwohl Atmosphären eng mit Formen, Materialien, Licht und Farben verbunden sind, so variiert die Intensität ihrer Beeinflussung ebenso durch

322 vgl. Watzlawick u.a. 2011, S. 53f

323 vgl. Detail 2017

324 vgl. Raskin 2002, S. 1f

den Menschen wie von seiner persönlichen Stimmung.<sup>325</sup> Laut Sune Lindstrom führe beispielsweise jeder architektonische Raum zu einer spontanen emotionalen Reaktion beim Menschen; treffen sich die richtige Zeit und Raum, kann dies mitunter von großer Bedeutung sein. Dies ist beispielsweise aus psychotherapeutischer Sicht der Fall. Hier wäre der Raum ein Rahmen von *therapeutischer Bedeutung*. Der architektonische Raum wie die Einrichtungsobjekte werden als wesentliche Stützfaktoren des therapeutischen Geschehens betrachtet; als Stützfaktoren zur Wiederherstellung von Selbstanerkennung und Selbstachtung sowie sozialer Beziehungen.<sup>326</sup>

Es bleibt also fraglich, ob eine Gestaltung wirklich klar nachvollziehbar bestimmte Verhaltensmuster zur Folge haben kann, wenn beispielsweise im Vorhinein nicht eine gewisse Motivation oder Bereitschaft der Bewohner\*innen vorhanden wäre. Nichtsdestotrotz geht klar hervor, dass das Verhalten und die Gefühle der Menschen von architektonischem Raum stark beeinflusst werden können. So gibt es einige Prinzipien für gemeinschaftliche Wohnprojekte, welche die Förderung der Gemeinschaft begünstigen – die sogenannten *social contact design principles*. Durch Elemente wie Dichte, Nähe oder Zonen zwischen privaten und gemeinschaftlichen Räumen, sowie auch die architektonische

Qualität der Räume kann die Interaktion und Kommunikation innerhalb einer Gemeinschaft gefördert werden. Dabei beziehen sich diese Prinzipien vorrangig auf die Möglichkeit des Kontakts zwischen den Bewohner\*innen, die Dichte der Bebauung, die Nähe der Wohnungen und in erster Linie das Vorhandensein von geeignetem Raum zur Interaktion.<sup>327</sup> Vereinfacht gesagt: Je näher die Menschen einander gebracht werden, desto größer scheint die Chance auf Begegnungen und desto größer ebenso die Wahrscheinlichkeit auf die Bildung von Bekanntschaften und Freundschaften. Laut Williams werden jene Gemeinschaftsräume lieber und mehr genutzt, die zentral und gut erreichbar innerhalb einer Gemeinschaft liegen.<sup>328</sup>

Außerdem spielen Flexibilität und Qualität eine große Rolle in der Nutzungshäufigkeit. Laut Abughazze ist die nahe Umgebung die Grundlage für Kommunikation und Identifizierung gemeinsamer Interessen zwischen Bewohner\*innen.<sup>329</sup> Weiters unterscheidet Abbu-Charreh die Interaktionen der Bewohner\*innen gemeinschaftlicher Projekte in passive Interaktionen und aktive Interaktionen. Passive Interaktionen stellen dabei unbeabsichtigte Begegnungen von Personen dar. Die ersten Begegnungen der Personen sind zumeist passiver Natur. Diese Interaktionen sind eine Form der passiven Gemeinschaftsbildung

und können einerseits als lästig empfunden werden, aber auch zu einem Gefühl der Sicherheit und des Wohlbefindens beitragen. Werden passive Kontakte zwischen den Bewohner\*innen häufiger, kann dies zu aktiven sozialen Interaktionen führen. Aktive Interaktionen sind gewollt und führen zur aktiven Gemeinschaftsbildung. Diese Art der Interaktionen sind das Ziel der gemeinschaftlichen Konzepte, indem diese den Austausch zwischen den Bewohner\*innen fördern. Dabei können die Interaktionen noch in informelle und formelle Interaktionen unterschieden werden. Zu den informellen Interaktionen zählen beispielsweise persönliche Beziehungen zwischen Einzelpersonen oder Beziehungen innerhalb einer Gruppe. Formale Beziehungen beziehen sich dabei eher auf organisatorische Richtlinien und Strukturen.<sup>330</sup>

Die gemeinschaftlichen Wohnprojekte sollen sich vor allem dadurch auszeichnen, dass beide Formen der sozialen Interaktionen existieren. Wie können diese Räume aussehen und welche Elemente verschaffen der Bewohner\*in das Gefühl von kollektiv oder privat?

In dem Buch *Lessons for students of architecture* unterscheidet Herman Hertzberger die beiden Konzepte öffentlich und privat und übersetzt

jene in kollektiv und individuell. Der öffentliche Bereich stellt dabei immer jenen Bereich dar, der jederzeit für alle zugänglich sein muss und wo die Verantwortung für die Instandhaltung kollektiv getragen wird. Im Gegensatz dazu ist das Private jener Bereich, der nur für eine kleine Gruppe oder nur einer Person zugänglich ist und diese auch dafür Verantwortung trägt. Nach Hertzberger können die Begriffe öffentlich (kollektiv) und privat (individuell) relativiert werden und als eine Reihe räumlicher Qualitäten gesehen werden, die sich allmählich unterscheiden und sich dabei auf die Zugänglichkeit, die Verantwortung oder das Verhältnis von Privateigentum beziehen.<sup>331</sup>

### Gebietsansprüche

Weltweit begegnet man unterschiedlichen Abstufungen von Gebietsansprüchen, die der Nutzer\*in oder Bewohner\*in ein bestimmtes Gefühl von Zugänglichkeit vermitteln. Oft stellt dieser Grad der Zugänglichkeit eine Frage von Konventionen oder ungeschriebenen Gesetzen, die dennoch von allen respektiert werden.<sup>332</sup> Die Architektur ist in der Lage einen offenen Bereich oder Raum entweder mehr oder weniger privat beziehungsweise öffentlich zu gestalten, je nach dem Grad der Zugänglichkeit, der Form der Überbauung, der Nutzung sowie das Tragen der schlussendlichen Verantwortlichkeiten.

<sup>325</sup> vgl. Meerwein u.a. 2007, S. 63

<sup>326</sup> vgl. Meerwein u.a. 2007, S. 64f

<sup>327</sup> vgl. William 2005, S. 222

<sup>328</sup> ebd.

<sup>329</sup> vgl. Bouma 2010

<sup>330</sup> ebd.

<sup>331</sup> vgl. Hertzberger 2005, S. 11f

<sup>332</sup> a.a.O., S. 15

Die Häuser und Straßen in Bali zeigen, wie viel Einfluss die Gestaltung der Bereiche auf die Wahrnehmung und das Gefühl des Menschen haben. Viele Behausungen in Bali sind vereinzelt angeordnete, lichtdurchflutete Räume, welche sich um eine Art Innenhof gruppieren. Dieser Hof wird durch ein Tor betreten. Passiert man dieses Tor, bekommt man nicht das Gefühl das *eigentliche* Haus beziehungsweise die *eigentliche* Wohnung zu betreten. Tatsächlich ist dies aber der Fall. Wohneinheiten wie Küchenbereiche, Schlafbereiche sowie teilweise Sterbe- und auch Geburtshäuser sind für Fremde weniger leicht zugänglich, da sie mehr Intimität erfordern. Auf diese Weise umfassen die Behausungen eine Abfolge verschiedener Abstufungen der Zugänglichkeit. Auf Bali bilden viele Straßen das Gebiet einer Großfamilie, in der sich alle Wohnungen der einzelnen Familieneinheiten befinden. Dieses Gebiet ist mit Gittertoren versehen, welche meist eine niedrige Bambusfassade aufweisen. Obwohl diese Straßen im Grunde für alle zugänglich wären, geben sie den Fremden das Gefühl, nicht betreten werden zu dürfen.<sup>333</sup>

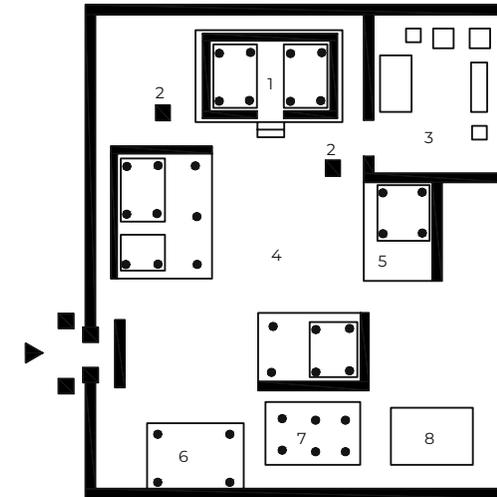
Die Siedlung in Mörbisch, nahe der ungarischen Grenze, weist ein ähnliches Prinzip wie in Bali auf. Auch hier gibt es am Anfang des Dorfes große Tore, die im Normalfall den Zugang zu privaten Grundstücken abgrenzen. In Mörbisch ermöglichen die Tore aber lediglich nur den Zugang zu den Nebenstraßen, entlang derer sich die Wohnhäuser, Gärten und Scheunen befinden und erzeugen damit das Empfinden von hoher Privatheit.<sup>334</sup>

Die beiden Beispiele zeigen vor allem, dass die Begriffe wie öffentlich und privat längst unzureichend sind. In erster Linie geht es in den obigen Beispielen um die halbprivaten oder halböffentlichen Bereiche, welche sich oft dazwischen verstecken.<sup>335</sup>

<sup>333</sup> vgl. Hertzberger 2005, S. 14

<sup>334</sup> a.a.O., S. 16

<sup>335</sup> ebd.



- |                          |                     |
|--------------------------|---------------------|
| 1 Schlafplatz der Eltern | 5 Schlafzimmer      |
| 2 Altar                  | 6 Küche             |
| 3 Familientempel         | 7 Lagerplatz (Reis) |
| 4 Wohnbereich/Gäste      | 8 Dreschboden       |

**Abb. 78**  
Grundriss: Familienhaus in Bali



**Abb. 79**  
Siedlung Mörbisch am See, um 1930

### Gestaltung und Verantwortlichkeiten

Die Artikulierung im Sinne von mehr oder weniger öffentlicher Zugänglichkeit, respektive gemeinschaftlicher und individueller Nutzung, kann sich auch in den kleinsten Details nützlich erweisen. Dies zeigen die Schreibtische im **Centraal Beheer Office Building** beispielsweise deutlich. Sie sind in den Büros mit kleinen Vorsprüngen versehen, welche, wenn die Schreibtische Rücken an Rücken gestellt werden, eine erhöhte Mittelzone ergeben. Dadurch wird ein Platz für jene Gegenstände geschaffen, die von mehreren Nutzer\*innen gemeinsam verwendet werden können, wie Telefone oder Pflanzen. Der Raum, der dadurch unter den Simsen entsteht, bietet wiederum mehr privaten Platz für jede individuelle Benutzer\*in. Auch andere architektonische Elemente wie Türen, Material und Licht haben großen Einfluss, wie der Raum vom Menschen wahrgenommen wird. Die Unterschiede in der Artikulation kann das Bewusstsein der Bewohner\*innen dafür schärfen, wie sich das Gebäude in Bezug auf die Zugänglichkeit und die unterschiedlichen Bereiche von gemeinschaftlich und individuell zusammensetzt. So können Glastüren zwischen zweien gleichermaßen gemeinschaftlichen und daher auch gleichermaßen zugänglichen Räumen auf beiden Seiten Einsicht in den anderen Raum bieten. Türen zu weniger zugänglichen, privateren Räumen sind in der Regel ohne transparente Elemente gestaltet, um mehr Privatheit zu erzeugen. Werden diese Elemente, die zwischen gemeinschaftlich und individuell unterscheiden, im gesamten Gebäude konsequent angewendet, können sie von allen Benutzer\*innen oder Bewohner\*innen der Räume schlussendlich intuitiv verstanden werden. Durch die Art der Türen oder die Beschaffung des Glases sowie der Form der Glasscheiben kann eine weitere Klassifizierung erreicht werden, die zwischen kollektiv und individuell unterscheidet.<sup>336</sup>

<sup>336</sup> vgl. Hertzberger 2005, S. 17f

<sup>337</sup> a.a.O., S. 24f

Der Charakter des Raumes hängt auch davon ab, wer die Einrichtung und Gestaltung bestimmt, wer sich um ihn kümmert und wer für ihn verantwortlich ist oder sich verantwortlich fühlt. Den Einfluss, zur Mitarbeit der Nutzer\*innen, kann vor allem dann initiiert werden, wenn dies an den richtigen Stellen geschieht, dort wo eine Beteiligung erwartet werden kann. Ist die Natur eines bestimmten Raumes beispielsweise so öffentlich, dass sich niemand dazu geneigt fühlt Einfluss zu nehmen, so hat es keinen Sinn dafür Vorkehrungen zu treffen. Die Übersetzung der Begriffe öffentlich und privat in unterschiedliche Verantwortlichkeiten, ermöglicht es zu entscheiden, in welchen Bereichen Nutzer\*innen ihren Beitrag zur Gestaltung leisten können, und wo dies weniger erwünscht oder relevant ist.<sup>337</sup>



**Abb. 80**  
Arbeitsplatz im Centraal Ceheer Office Building



**Abb. 81**  
Mehrgeschossiger Luftraum im Centraal Ceheer Office Building

### Die Schwelle - Das Dazwischen

Als eigenständiger Ort stellt die Schwelle im Wesentlichen die räumliche Voraussetzung für die Begegnung und den Dialog zwischen Gebieten unterschiedlicher Ordnungen dar. Die Konkretisierung der Schwelle als das *Dazwischen* schafft einen Rahmen für Begrüßung sowie Verabschiedung und stellt damit die architektonische Übersetzung der Gastfreundschaft dar. Zudem ist die Schwelle als gebaute Einrichtung für soziale Kontakte genauso bedeutend wie Mauern für die Privatsphäre. Eingänge, Vordächer und andere Formen von Zwischenräumen bieten die Möglichkeit dem *Dazwischen* Raum zu geben. Die Voraussetzungen für Privatsphäre und die Voraussetzungen zur Schaffung sozialer Kontakte mit anderen, sind also gleichermaßen bedeutsam.<sup>338</sup>

Das Konzept des *Dazwischen* ist der Schlüssel zur Beseitigung der scharfen Trennung zwischen Gebieten mit unterschiedlichen Gebietsansprüchen. Es geht also darum, Zwischenräume zu schaffen, die zwar auf administrativer Ebene entweder dem privaten oder dem öffentlichen Bereich angehören, aber beiderseits gleichermaßen zugänglich sind. Das bedeutet für beide Seiten eine Akzeptanz, dass auch der andere den Raum nutzt. Sofern die richtigen räumlichen Vorschläge in den Entwurf einbezogen werden, werden die Bewohner\*innen eher dazu geneigt sein, ihren Einflussbereich nach außen auf den öffentlichen, kollektiven Raum auszudehnen. Schon eine geringfügige Anpassung durch die räumliche Artikulation des Eingangs kann ausreichen, um die Erweiterung des individuellen Einflussbereichs zu fördern. So wird die Qualität des öffentlichen Raums im gemeinsamen Interesse erheblich gesteigert. Ein Straßenraum, an dem die Bewohner\*innen selbst beteiligt sind und in dem für sich und füreinander individuelle Zeichen gesetzt werden,

<sup>338</sup> vgl. Hertzberger 2005, S. 28

wird gemeinsam angeeignet und so zu einem Gemeinschaftsraum gemacht.<sup>339</sup>

Ein sicheres Nest – sprich: eine vertraute Umgebung, in der man weiß, dass die eignen Dinge sicher sind und in der man sich konzentrieren kann, ohne von anderen gestört zu werden – ist etwas, das der Einzelne ebenso braucht wie die Gruppe. Ohne dies kann es keine Zusammenarbeit mit anderen geben. Wenn man keinen Ort hat, den man sein Eigen nennen kann, weiß man nicht, wo man steht. Es kann kein Abenteuer ohne eine Heimat geben, zu der man zurückkehren kann: Jeder braucht diese Art Nest, auf das man zurückgreifen kann.<sup>340</sup>

### Erschließungsräume

Das Projekt *Documenta urbana* in Kassel von Herman Hertzberger zeigt, wie Orte der Erschließung durch einfache architektonische Gestaltungsprinzipien zu einem Ort der Gemeinschaft und des Austauschs werden können.

Die Gemeinschaftstreppehäuser wurden in einen vollbeleuchteten Raum versetzt, anstatt sie wie sonst oft üblich in den am wenigsten beleuchteten Restraum zu verfrachten. In Wohnhäusern mit vielen Bewohner\*innen sollte die Betonung nicht ausschließlich auf den architektonischen Vorkehrungen liegen, welche versuchen Lärm und Unannehmlichkeiten seitens der Nachbar\*innen zu vermeiden. Stattdessen muss vor allem auf die räumliche Disposition ein Augenmerk gelegt werden, um sich förderlich auf die sozialen Kontakte zwischen den verschiedenen Bewohner\*innen auszuwirken. Aus diesem Grund erhielten in dem Entwurf die Treppenhäuser eine größere Bedeutung als üblich. Sie sollten nicht nur Quelle

<sup>339</sup> a.a.O., S. 34f

<sup>340</sup> a.a.O., S. 28

von Ärgernissen, Reinigung oder des Vorbeigehens sein, sondern beispielsweise auch Spielraum für Kinder sowie Treffpunkt für alle Bewohner\*innen bieten. Deshalb wurde das Stiegenhaus mit einem Maximum an Licht und Offenheit entworfen. Auch bei den Terrassen des Wohnhauses wurde darauf geachtet, dass eine angemessene Privatsphäre für alle Bewohner\*innen geleistet werden kann, jedoch die benachbarten Familien nicht völlig voneinander isoliert werden. Ziel war die Gestaltung der Außenräume mit notwendiger Abschirmung, aber so wenig wie möglich Beeinträchtigung des Kontakts zwischen den Nachbar\*innen. Gestaltungsprinzipien kollektiver wie privater Räume – wie Türen, Glas und Vorräume – spielen dabei eine wichtige Rolle. Neben der gewöhnlichen Haustür wurden die Wohnungen mit einer zusätzlichen Glastür ausgestattet, welche ebenfalls verschließbar ist und zum eigentlichen Treppenhaus führt, wodurch ein offener Eingangsbereich entsteht. Da dieser Zwischenraum zwischen Treppe und Haustür von verschiedenen Personen unterschiedlich interpretiert werden kann, also nicht ausschließlich als Teil des Treppenhauses, sondern gleichermaßen als Erweiterung der Wohnung, wird er von einigen als offener Flur genutzt, in den die Atmosphäre der Wohnung erweitert werden kann. Abhängig davon, welche der beiden Türen als die wirkliche Haustür angesehen wird, können die Bewohner\*innen auf diese Weise ihre Individualität zur Geltung bringen, die normalerweise in der Privatsphäre des Hauses verborgen bleiben würde. Zusätzlich verliert dabei die Treppe etwas von dem üblichen Niemandsland-Gefühl und erhält eine gemeinschaftliche Atmosphäre.<sup>341</sup>

<sup>341</sup> vgl. Hertzberger 2005, S. 35f

**Abb. 82**  
Bewohnbare Treppenhäuser



**Abb. 83**  
Gemeinschaftliches Treppenhaus

**Abb. 84**  
Documenta Urbana, Wohnbalkone

## II.IV

Räume des Teilens

*Auswahl der Referenzbeispiele  
Ein Katalog*

## Referenzbeispiele

### 01 Die Ästhetik des Kleinen

Moriyama House, Office of Ryue Nishizawa, Japan, 2005

LT Josai, Naruse Inokuma Architects, Japan, 2013

Apartment with a small restaurant, Toshiharu Naka + Yuri Uno, Japan, 2014

Songpa Micro Housing, SsD, Südkorea, 2014

Yokohama Apartment, ON design partners, Japan, 2009

244

### 02 Kreislaufwirtschaft

Agora Wohnen und CeLAB, Hütten und Paläste, Berlin, seit 2015

### 03 Eigenheim

BIgyard, Zanderroth Architekten, Berlin, 2010

### 04 Wohnen im Cluster

Kraftwerk 1 Heizenholz, Adrian Streich Architekten, Zürich, 2012

Kalkbreite, Müller Sigrüst Architekten, Zürich, 2014

Hunzikerareal, *mehr als Wohnen:*

Haus M, Duplex Architekten, Zürich, 2014

Haus A, Duplex Architekten, Zürich 2014

### Auswahl der Referenzbeispiele

Die ausgewählten Referenzen sollen ein breites Spektrum an verschiedenen Antworten für gemeinschaftliches Wohnen darstellen. Dabei wird ein besonderes Augenmerk auf die architektonische Gestaltung der Gemeinschaftsflächen gelegt und soll folgende Fragen beantworten: Wie viel Gemeinschaftsflächen gibt es? Wie sind jene ausformuliert und welche architektonischen Besonderheiten weisen jene auf?

Die Auswahl der Beispiele fiel auf einige Ikonen und Pionierprojekte aus dem asiatischen Raum sowie verschiedene Projekte der letzten Jahre in Europa entstanden. Dazu kommen konzeptionelle Gedankenmodelle mit dem Thema „Die Architektur der Gemeinschaft“. Diese Selektierung versucht gezielt exemplarische Zusammenhänge zwischen dem architektonischen Raum und der Idee des Teilens aufzuzeigen. Der Fokus des Katalogs liegt auf den Gemeinschaftsräumen. Zunächst werden die kollektiven Projekte in Schnitt und Grundriss dargestellt. In einem weiteren Schritt werden die Projekte auf der Suche nach Elementen, welche die Gemeinschaft in den Räumen ausmachen, analysiert. Unterstützt wird die Analyse in Form von Bild und Text, um die Idee der Projekte besser einordnen zu können. Die Beispiele weisen bisweilen sehr unterschiedliche Ansätze des Teilens auf, deswegen muss jedes Wohnprojekt individuell betrachtet werden. Die Referenzen sollen deutlich machen, welche Rolle architektonische Gestaltungsformen beim Thema der Gemeinschaft und des Teilens spielen. Gezeigt werden, neben einzelnen unbekannteren Gebäuden, überwiegend Vorreiter des kollektiven Zusammenlebens, welche sich nicht nur mit minimalen Eingriffen beschäftigen, sondern deren gesamter Entwurf auf die Gemeinschaft und das Teilen ausgerichtet ist. Eine höhere Dichte beziehungsweise Räume der Gemeinschaft erfordern natürlich die Anforderung an die architektonische Ausformulierung und Gestaltung.

### Einordnung der Referenzen

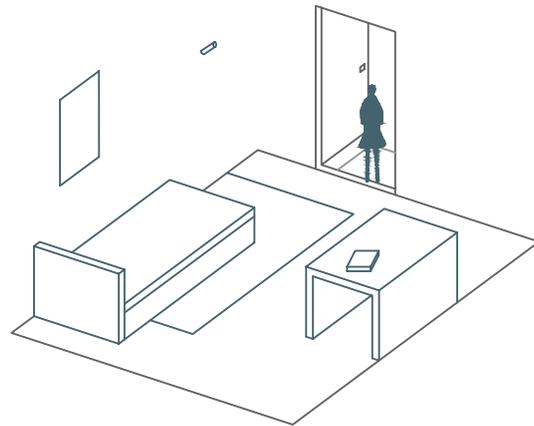
Auffällig ist der Ursprung vieler Beispiele im asiatischen Raum, die meisten davon in Japan. Dies hat jedoch nichts mit einer subjektiven Auswahl oder einer gewissen Vorliebe an bestimmten Konzepten oder Entwürfen zu tun, sondern lediglich mit der traditionellen Verankerung dieser kollektiven Art des Wohnens in Japan und somit einer häufigeren Verbreitung als beispielsweise in Europa.

Diese Art und Weise des Teilens von Räumen ist in Japan nichts Fremdes, viel mehr etwas Gewöhnliches. Manche Formen des kollektiven Wohnens werden hierbei sogar bis an ihre Grenzen getrieben, Grenzen, die in Europa dabei schon längst überschritten, fast schon undenkbar wären.<sup>342</sup> Umso wichtiger ist es diesen Blick nach Japan, insbesondere Tokio, zu werfen, um die Ansätze und Phänomene deren Architektur und ihr Verständnis für das Zusammenleben zu analysieren, hinterfragen und daraus zu lernen.

Welche Muster lassen sich in den architektonischen Räumen erkennen? Unterscheiden sich die geteilten Räume in der Ausformulierung von den privaten, individuellen Räumen? Welche Besonderheiten weisen sie auf beziehungsweise müssen sie besitzen, um zu funktionieren? Wie müssen die Räume aussehen, um die Gemeinschaft zu stärken und welcher architektonischen Mittel bedarf es dabei?

Ziel ist das Finden unterschiedlicher Elemente in den einzelnen Beispielen, welche durch die Konstruktion von Motiven des Kollektivs in den gebauten Projekten auftauchen. Durch die einzelnen Elemente soll das Wesen des Teilens und der Gemeinschaft besser verstanden und Bausteine die bedeutsam sind aufgezeigt werden.

<sup>342</sup> vgl. Schaefer/Hosoya 2012, S. 26



# 01

Die Ästhetik des Kleinen

Moriyama House, Office of Ryue Nishizawa, Japan, 2005

LT Josai, Naruse Inokuma Architects, Japan, 2013

Apartment with a small restaurant, Toshiharu Naka + Yuri Uno, Japan, 2014

Songpa Micro Housing, SsD, Südkorea, 2014

Yokohama Apartment, ON design partners, Japan, 2009

### Learning from Tokio

In Japan gibt es im Vergleich zu Europa keine klassische Altstadt oder Stadtmitte, sondern das urbane Leben konzentriert sich vor allem an städtebaulichen Knotenpunkten. Obwohl sich auf den ersten Blick keine gezielte Planung erkennen lässt, gibt es bestimmte Ordnungssysteme, die sich über die Zeit entwickelt haben.

Tokio ist Vorreiter im kollektiven Wohnen. Die Stadt ist beinahe viermal so dicht besiedelt wie beispielsweise Zürich. Trotzdem besitzt Tokio eine extrem hohe Lebensqualität. In Zürich nimmt eine Einzelperson in etwa 54 Quadratmeter als Wohnraum in Anspruch, wohingegen in Tokio mit nur durchschnittlich 26 Quadratmeter deutlich weniger Raum konsumiert wird. In Japan verwendet man also deutlich weniger Platz als beispielsweise in Europa, des Weiteren haben sie ein anderes Verhältnis zu Raum und Wohneigentum.<sup>343</sup> Markus Schaefer und Hiromi Hosoya analysieren in der Ausgabe Arch+ „Tokio – die Stadt bewohnen“ die Phänomene der Stadt und die Stärke der Unterscheidung von europäischen Städten. Die *Shared Economy* ist heute weit verbreitet. Schenkt man den Worten des amerikanischen Soziologen Jeremy Rifkin Glauben, so würde die Welt vor einem großen Wandel stehen, in dem das Eigentum dem temporären Zugang zu Dingen und Dienstleistungen weicht. Und in keiner Stadt wäre *das Zeitalter des Zugangs* so gut zu erkennen, wie es in Tokio der Fall ist.<sup>344</sup>

Die Phänomene, welche die Architektur in Tokio und somit die ganze Stadt an sich prägen, zeigen, weshalb sich viele Beispiele und Ikonen des gemeinschaftlichen Wohnens in Japan und die meisten direkt in Tokio befinden. Gemeinschaft und Dichte zählen zu den Hauptmerkmalen, von denen Tokios Architektur geprägt wurde.

<sup>343</sup> vgl. Schaefer/Hosoya 2012, S. 26

<sup>344</sup> vgl. Gruber 2012, S. 94

Dies lässt sich am ikonenhaften Entwurf *Local Community Area* von Riken Yamamoto ablesen, der mit seinem utopischen Modell zeigt, dass das Prinzip „Ein Haus – eine Familie“ nicht mehr funktionieren wird; zumindest nicht für alle. Auf minimaler Grundstücksfläche werden flexible Räume geschaffen, welche dem Wohnen und Arbeiten dienen sollen. Yamamoto beschäftigte sich mit dem Thema des gemeinschaftlichen Wohnens, da das Prinzip eine Familie pro Wohneinheit in Tokio schlichtweg nicht mehr zutrifft:

*„Heute besteht der Durchschnittshaushalt in den 23 Bezirken von Tokio aus zwei Personen. Das Einfamilienhaus spiegelt nicht mehr die soziale Wirklichkeit wider. Das Haus verliert dadurch seinen Wert als kommerzielles Produkt.“<sup>345</sup>*

Das neue Modell der *Local Community Area* kann somit als ein Gegenentwurf zum klassischen Einfamilienhaus verstanden werden. Eine völlig neue Lebensweise als kommunale Wohngruppe:

*„Statt die Wohnungspolitik als Instrument für ein größeres Wirtschaftswachstum zu begreifen, wird den Bedürfnissen der Menschen, die in den Wohnungen leben, Vorrang eingeräumt. Wohnraum muss als soziales Kapital betrachtet werden. Wohnen ist ein grundlegendes Menschenrecht.“<sup>346</sup>*

Bei der *Local Community Area* handelt es sich um ein Modell mit einer Anzahl von ungefähr 500 Bewohner\*innen. Die Wohnungen stehen nicht zum Verkauf, sondern können nur gemietet werden, da sich dies besser auf Veränderungen anpassen lässt, flexibler und adaptierbarer ist. Ebenso gilt hier ebenfalls das Prinzip: Gemeinschaftliche Räume

<sup>345</sup> Yamamoto 2012, S. 100

<sup>346</sup> a.a.O., S. 101

maximieren, private Räume minimieren. Jede einzelne Wohneinheit besteht aus einem privaten Schlafzimmer und einem Arbeitsbeziehungsweise einem Geschäftsbereich, welches sich zu den gemeinschaftlich genutzten Räumen öffnen lässt. Die Räume lassen sich einfach adaptieren und ergeben ein kompaktes, vernetztes Gesamtwerk. Durch die großen gemeinschaftlichen Flächen wird eine neue Lebensqualität erzeugt und ermöglicht mehr Austausch.<sup>347</sup> Ein weiteres Phänomen, welches in Europa als negativ empfunden wird, bedeutet in Japan etwas völlig anderes: klein bedeutet nicht unbedingt verkleinert oder minimal; „es wird nicht als Defizit empfunden, als Abwesenheit von Größe, sondern als eine verdichtete Form jener Bezüge, die auch die Welt als Ganze strukturieren“<sup>348</sup> *die Ästhetik des Kleinen*. Weiters wird der private, intime Raum in Tokio minimiert und stattdessen viele Funktionen mit anderen Bewohnern\*innen der Stadt geteilt. Wie nachfolgend die Beispiele des Katalogs zeigen werden nutzen beziehungsweise integrieren viele Entwürfe der Architekt\*innen den Stadtraum. Es dreht sich also um „die Idee der Essentialisierung privater Funktionen und deren Verschmelzung mit der Stadt.“<sup>349</sup> Auch im Bezug kollaborativer Lebensstil hat Japan den europäischen Ländern viel voraus.

*„Die Dienstleistung ersetzt das Produkt, die temporäre Nutzung das Eigentum, der Studentenjob die Anstellung auf Lebenszeit... Der städtische Raum Tokios mit seiner minimale Fläche für das Individuum, der Ästhetik des Kleinteiligen und der Gruppenform sowie den zahlreichen Abstufungen des halböffentlichen Raumes, der eine kollaborative Öffentlichkeit ermöglicht, wird so zur Metapher und zur Manifestation einer neuen Avantgarde der Stadt.“<sup>350</sup>*

347 vgl. Yamamoto 2012, S. 103

348 Schaefer/Hosoya 2012, S. 27

349 ebd.

350 ebd.

Wenn wir von Tokio lernen wollen, ist es jedoch wichtig zu verstehen, dass einige Strategien schlichtweg aus behördlichen und baurechtlichen Gründen in Europa nicht möglich sind. Deswegen müssen die einzelnen Phänomene analysiert werden und diese später mit europäischen städtebaulichen Werkzeugen umgesetzt werden.<sup>351</sup> Europa stößt immer mehr auf ähnliche Probleme, von zu wenig Platz über zu hohe Mieten bis zu starken Veränderungen der Familienstrukturen. Trotzdem werden die meisten Wohnungen noch immer nach dem Ideal der Familie entworfen, was nicht mehr den Umständen der heutigen Gesellschaft entspricht.

Spricht man von Kleinteiligkeit, hoher Dichte und Nähe, bedeutet dies für die meisten einen mithergehenden Verlust an Qualität. Zwar muss es nicht zwingend zutreffen, jedoch erhöhen diese Faktoren die Anforderungen an den architektonischen Raum und an die Gestaltung jener. Die Architektur in Tokio ist ein gutes Beispiel dafür, wie trotz minimaler Fläche eine sehr hohe räumliche Qualität für das Individuum sowie die Gemeinschaft erzeugt werden kann. Somit ist die Architektur Tokios von hoher Flexibilität geprägt, für die auch Innovation von Bedeutung ist. Tokio offenbart, wie Städte anders als im europäischen Raum verstanden werden können: „nicht großmaßstäblich, mit klaren Grenzen und Eigentumsverhältnissen, stabil, repräsentativ und dem Individuum verpflichtet, sondern kleinteilig, adaptiv, temporär und kollektiv genutzt.“<sup>352</sup>

Für gemeinschaftliche Wohnprojekte sind halbprivate Flächen von großer Bedeutung und anhand der Architektur in Japan kann man lernen, wie mit ihnen umgegangen, die Grenzen zwischen Innen- und Außen oder privat und gemeinschaftlich aufgelockert beziehungsweise aufgelöst werden können.

351 a.a.O., S. 28

352 a.a.O., S. 29

### Moriyama House

Office of Ryue Nishizawa, Japan, 2005

Das Konzept des Hauses macht sich den Stadtraum zu Nutze und verwandelt dadurch den einzelnen Raum zum Haus und das Haus zur Stadt. Die zehn Gebäudevolumen werden durch den Außenraum zugleich verbunden und getrennt. Die Privatbereiche werden so stark reduziert, dass sie ohne die umliegenden gemeinschaftlichen Bereiche nicht bestehen könnten. Durch die unterschiedlichen Proportionen der Gebäude und die verstreute Anordnung eröffnet sich eine große Vielfalt. Platz für ein bis sechs Wohneinheiten bieten die zehn Kuben, welche flexibel genutzt werden. Durch die Maximierung des Platzes zwischen den einzelnen Gebäuden entstehen Gemeinschaftsflächen, welche durch die hohe Transparenz des Gebäudes auch von der umliegenden Nachbarschaft benutzt werden. Dabei verschwimmen die Grenzen zwischen privat und gemeinschaftlich weiter. Der Entwurf besteht aus sieben maßgeblichen gestalterischen Elementen. 1. Der Verteilung der Funktionen auf einzelne Baukörper, wodurch die Architektur nicht mehr eine hermetische Einheit darstellt, sondern den Charakter eines Clusters annimmt. 2. Den Verzicht auf ein eindeutiges Zentrum, womit jeder Ort zum Zentrum werden kann. 3. Eine kleinteilige Struktur, welche sich perfekt an den Körper des Menschen anpasst und so wie ein Kleidungsstück funktioniert. 4. Die Schaffung einer Umwelt und dadurch ein neues Verständnis von Architektur als Landschaft. 5. Transparenz, wodurch Zwischenräume entstehen, welche die Architektur mit der Umgebung verschmelzen lassen. 6. Die Nutzungsdurchmischung, die durch die Verteilung der Funktionen eine programmatische Dichte provoziert. Und 7. der Verzicht auf Grenzziehungen, wodurch das Nutzen von Gassen und Zwischenräumen als Lebensräume notwendig wird.<sup>353</sup>

Hier teilen die Bewohner\*innen die Räume nicht nur mit anderen Bewohnern\*innen, sondern mit der ganzen Community und stellt ein *Teilen* in einem noch größeren Maßstab sowie ein neues Konzept zum Thema des Zusammenlebens und Impulse für das kollektive Leben in der Stadt dar.<sup>354</sup>

<sup>353</sup> vgl. Nishizawa 2012, S. 110f

<sup>354</sup> a.a.O., S. 145

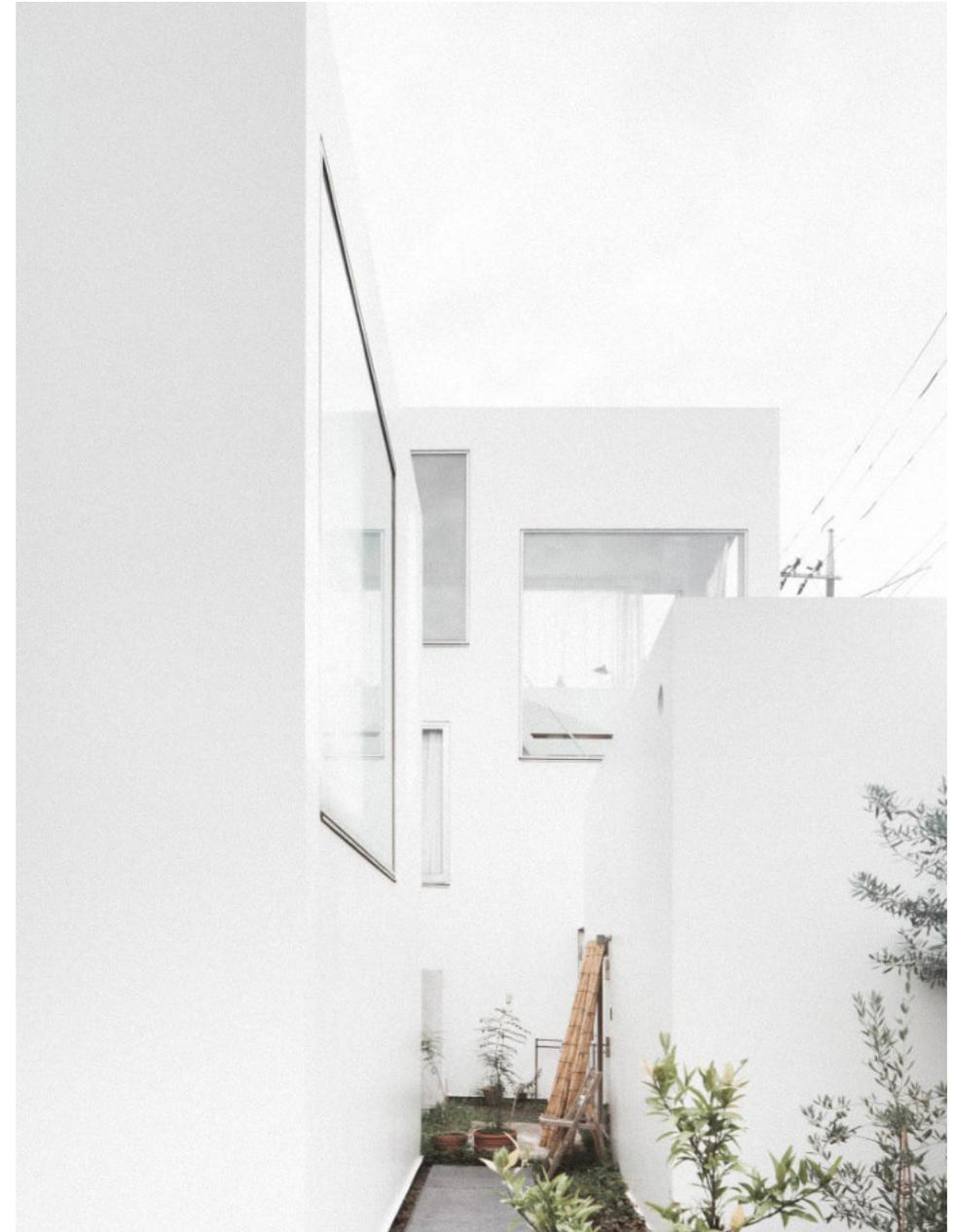
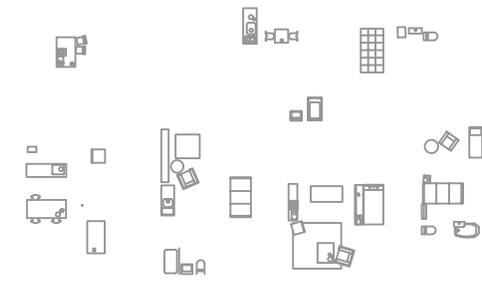


Abb. 86

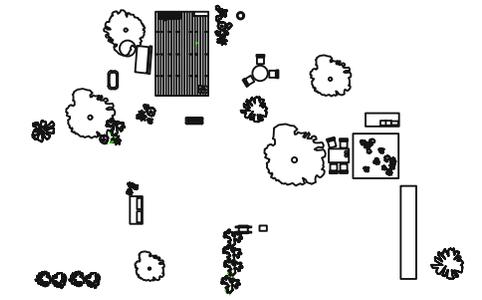
Ryue Nishizawa: Moriyama House in Japan, 2005 – Zwischenräume



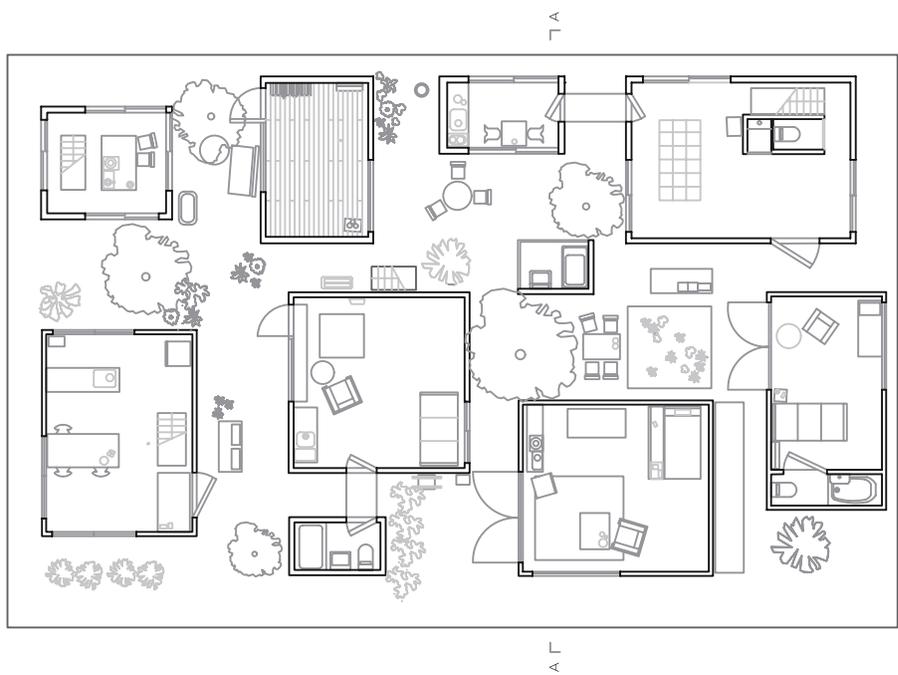
Schnitt  
A-A



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens



Grundriss  
Erdgeschoss

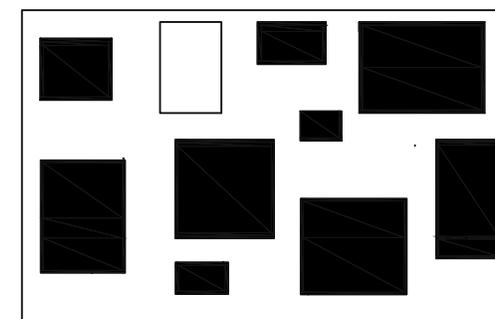


Abb. 88  
Analyse

**LT Josai***Naruse Inokuma Architects, Japan, 2013*

Das Konzept gibt Antwort auf die große Nachfrage nach gemeinschaftlichen Wohnformen in Japan. Die individuellen Räume wurden dabei gleichzeitig mit den gemeinschaftlichen Räumen entworfen und unterschiedliche Bereiche mit unterschiedlichem Komfort geschaffen. Die als Atrium dienende Eingangshalle sowie das Esszimmer mit einem großen Tisch eignen sich durch ihre Großzügigkeit perfekt zur Zusammenkunft mehrerer Personen. Im Vergleich dazu wurden Räume entworfen, wie die Bereiche in den Ecken des Wohnzimmers und die Räume an den Fenstern, welche sich wiederum durch ihre Ruhe und Geborgenheit hervorragend dafür eignen, alleine Zeit zu verbringen. Der Küchentresen bietet Platz für Kommunikation, kommt aber durch seine Größe nur für eine kleinere Anzahl von Personen in Frage. Der Teppichboden im 1.Stock lädt dafür zum Austausch und zur Kommunikation aller Bewohner\*innen im Haus ein. Mithilfe der verschiedenen gemeinschaftlichen Räume, von sehr öffentlich, semi-öffentlich, etwas zurückgezogen und ganz privat, sind die Bewohner in der Lage, diese Räume als Erweiterung ihrer individuellen Räume zu nutzen. Geteilt werden Küche, Esszimmer, Wohnzimmer, Dusche, Toilette, Waschküche, Dachterrassen und Garten. Private Bereiche gibt es für 13 Personen, welche auf unterschiedlichen Levels um die gemeinschaftlichen Flächen herum angeordnet wurden. Sogar im Grundriss lässt sich die Bedeutsamkeit der Gemeinschaftsidee klar ablesen, da die *shared spaces* immer in der Mitte des Gebäudes angeordnet wurden. Obwohl die Einzelzimmer geräumige 12,4m<sup>2</sup> groß sind und das Wohnhaus über reichhaltige Gemeinschaftsräume verfügt, konsumiert jede Person nur 23m<sup>2</sup> und weist damit eine sehr hohe Dichte auf. Durch die Auswahl der Materialien wird eine beruhigende Atmosphäre geschaffen, was in gemeinschaftlichen Bereichen, welche oft hektischer sein können, von großer Bedeutung für das Wohlbefinden darin ist.<sup>355</sup>

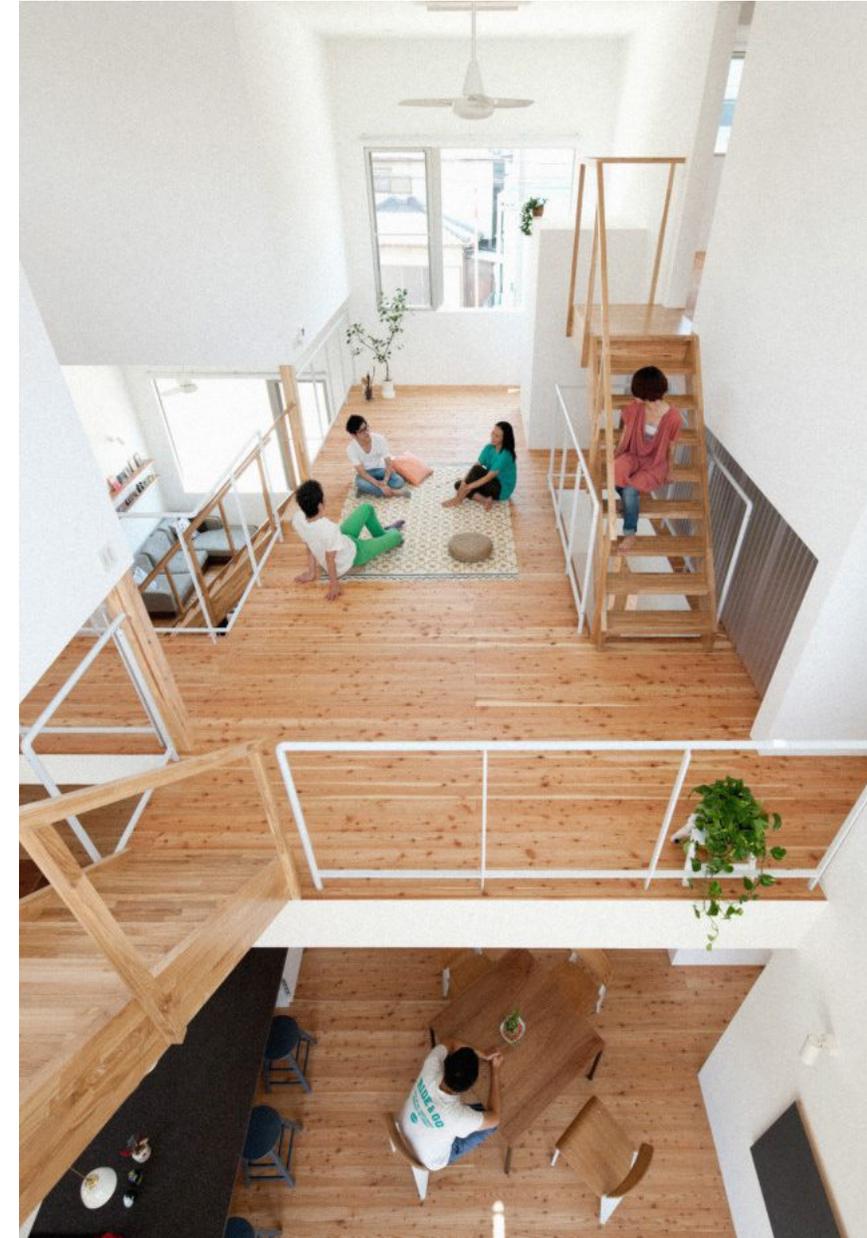
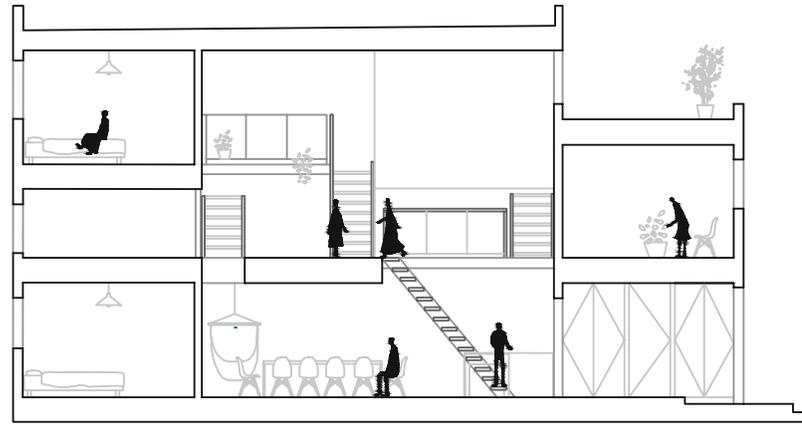
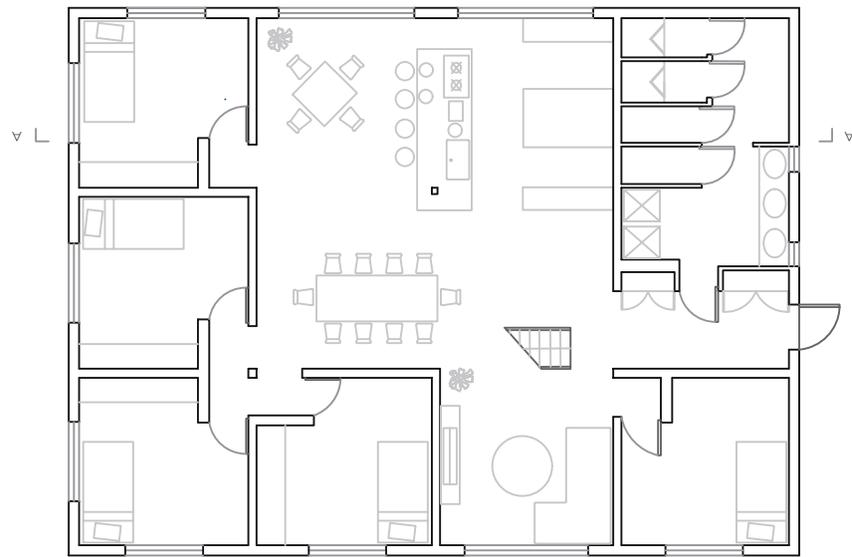
<sup>355</sup> vgl. Archdaily 2014

Abb. 89  
Naruse Inokuma Architects: LT Josai in Japan, 2013 – gemeinschaftliche Flächen



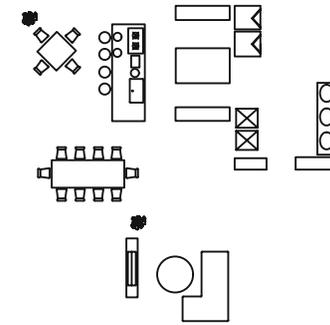
Schnitt  
A-A



Grundriss  
Erdgeschoss



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

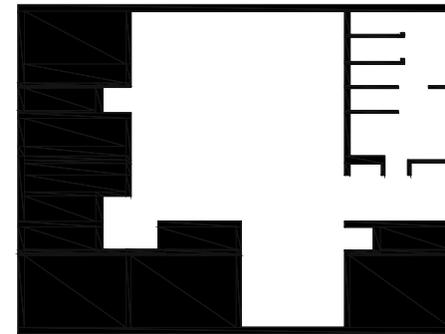


Abb. 91  
Analyse

### Apartment with a small restaurant

Toshiharu Naka + Yuri Uno, Japan, 2014

Das *Apartment with a small restaurant* ist ein minimalistisches Haus in Tokio, wobei innerhalb eines Wohnkomplexes eine kleine *Wirtschaft* geschaffen wurde. Das Restaurant soll dabei aber nicht nur der lokalen Wirtschaft helfen, sondern gleichermaßen den Einheimischen und Bewohner\*innen des Hauses einen Gemeinschaftsraum für Kommunikation, Austausch und Entspannung bieten. Der Entwurf besteht aus fünf einzelnen Wohneinheiten, dem Restaurant und einem gemeinsamen Büroraum. Die einzelnen Studios werden mit einer gemeinsamen Dachterrasse durch einen Flur verbunden und sind über einen gemeinschaftlichen Mehrzweck-Atelierraum zugänglich. Das Restaurant ist für die Bewohner\*innen wie für die Öffentlichkeit geöffnet. Durch die Stärkung des sozialen Austausches hat das Konzept des Teilens und der Kommunikation zu einem verstärkten Gemeinschaftsgefühl mithilfe einer angenehmen Atmosphäre für die Bewohner\*innen des Gebäudes und der Nachbarschaft geführt. Das neue Gebäude erweitert damit das Konzept der *Sharing Economy* und überdenkt die typische Funktion eines Wohnhauses nicht nur als Unterkunft, sondern auch als ein Geschäft; eine Idee, die in Tokio immer mehr Menschen, welche sich nach Offline-Interaktionen sehnen, anzieht.<sup>356</sup>

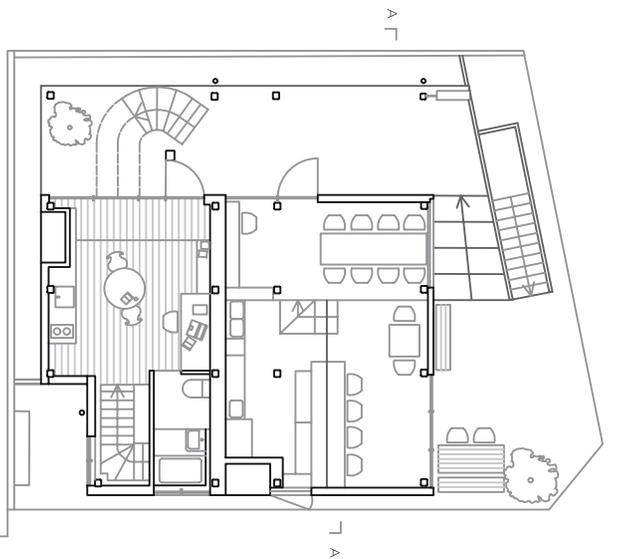
<sup>356</sup> vgl. Naka Studio 2014



Abb. 92  
Toshiharu Naka + Yuri Uno: Apartment  
with a small restaurant in Japan, 2014



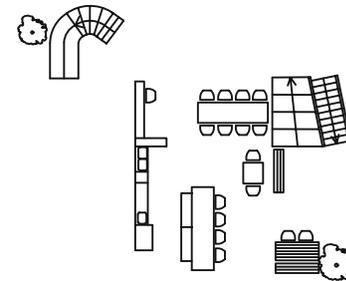
Schnitt  
A-A



Grundriss  
Erdgeschoss



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

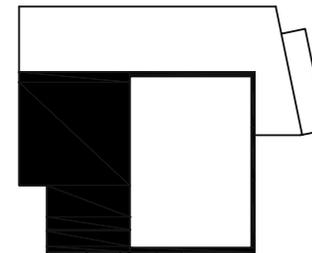


Abb. 94  
Analyse

## Songpa Micro Housing

SsD, Südkorea, 2014

Durch die hohe Dichte und den global weiter ansteigenden Wohnkosten werden die Wohnungsgrößen immer kleiner. Dadurch besteht die Gefahr, dass der Wohnungsbau vor allem Wohnungstypen mit sehr geringem sozialem Wert hervorbringt. Das Songpa Micro-Housing setzt in seinem Entwurf auf großzügige gemeinschaftliche Flächen, halböffentliche Zirkulation, Balkone und visuelle Erweiterungen, um die Gemeinschaft und die Nachbarschaft in den Gebäuden wieder zu stärken. Schnittstellen zwischen gemeinschaftlich und privat sowie innen und außen, sollen ein soziales Gewebe zwischen den Nachbarn entstehen lassen. Um flexiblen Wohnraum ebenso zu ermöglichen, gibt es vierzehn *Einheitsblöcke*, die man entweder als eine einzelne Einheit in Anspruch nehmen oder, falls ein Paar oder Freund\*innen mehr Platz benötigen, diese Blöcke miteinander zu größeren Wohnungen zusammenschließen kann. Diese Anpassungsfähigkeit ist für die wechselnden Lebens- und Arbeitssituationen von großer Bedeutung und ermöglicht den Bewohner\*innen, das Gebäude länger und nachhaltiger zu bewohnen. Um den Gemeinschaftsgedanken des Hauses weiter zu stärken, sind die Ausstellungsräume im Erdgeschoss, im Untergeschoss und im zweiten Stock als *gemeinsamer Wohnraum* räumlich dennoch mit den einzelnen privaten Einheiten verbunden. Der offene Grundriss wird zusätzlich dafür genutzt, Fußgänger\*innen von der Straße in das Gebäude hineinzuziehen, um die Stadtbewohner\*innen mit den Ausstellungs- und Caféräumen des Gebäudes zu verbinden und die Kommunikation zu stärken.<sup>357</sup>

<sup>357</sup> vgl. Archdaily 2019b

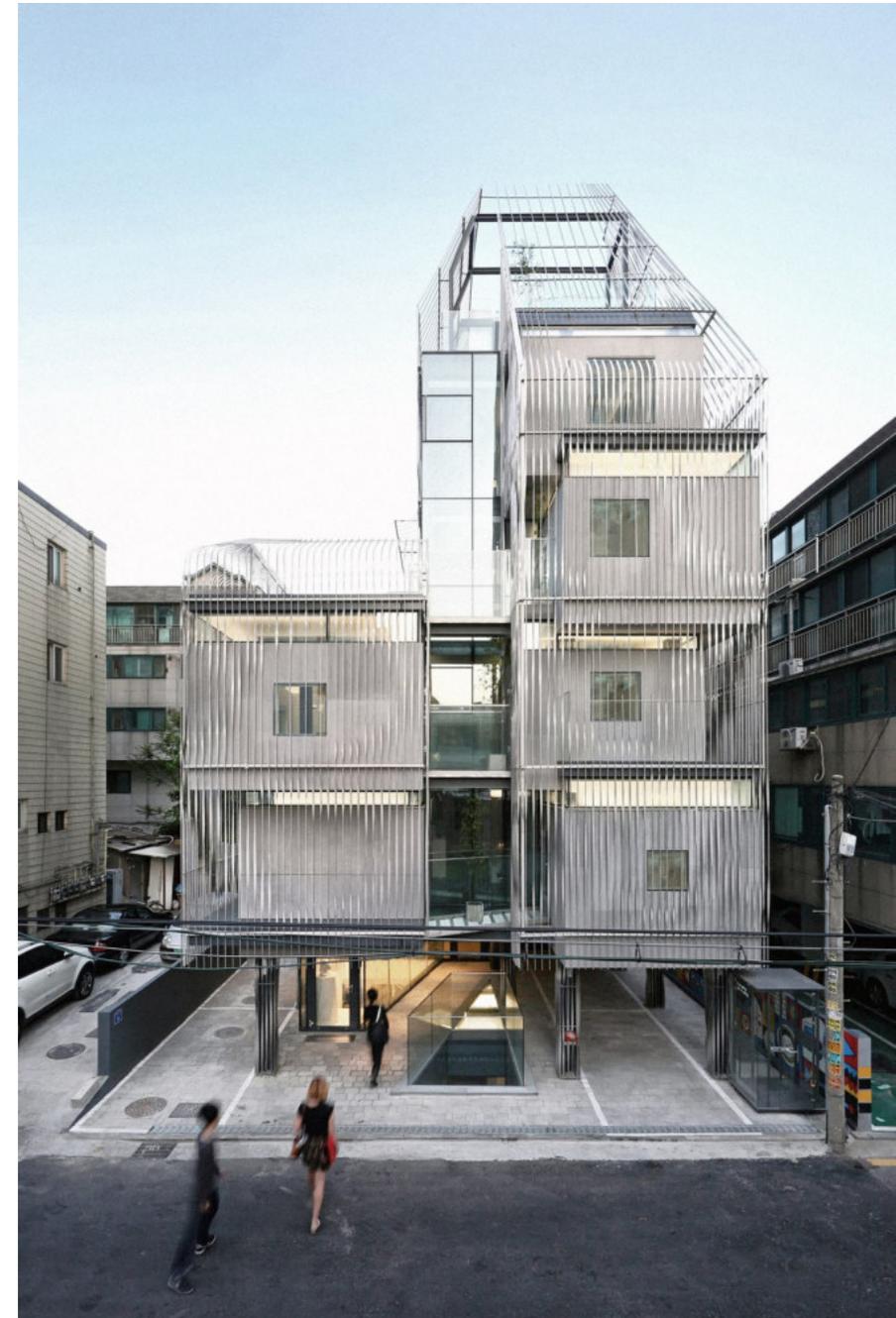
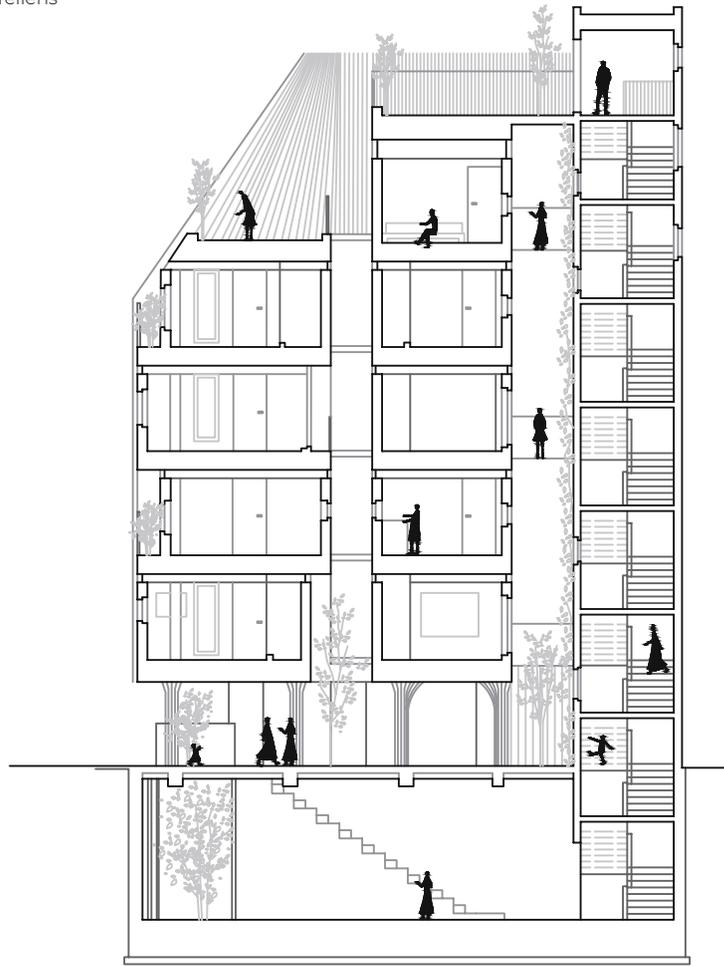
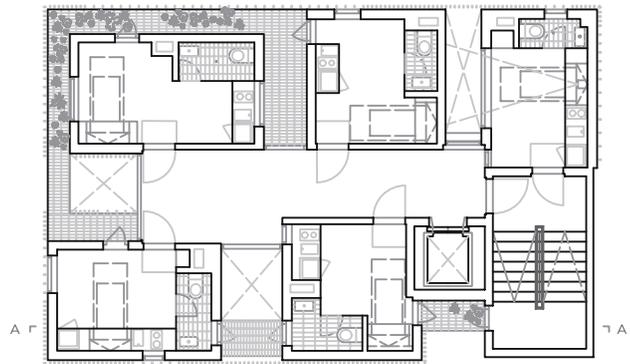


Abb. 95

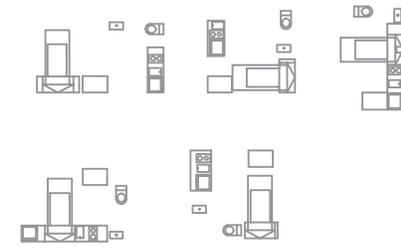
SsD: Songpa Micro-Housing in Südkorea, 2014 – Straßenansicht



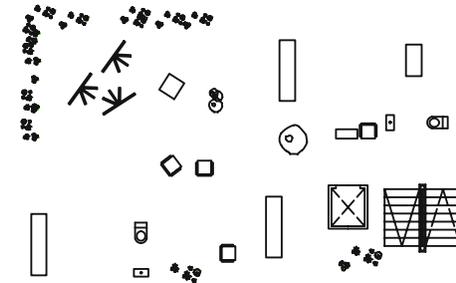
Schnitt  
A-A



Grundriss  
2. Obergeschoss



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

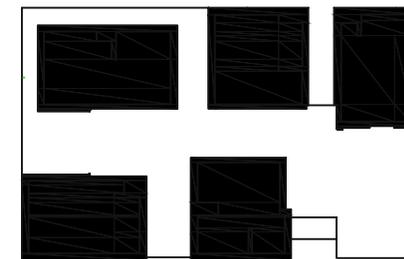


Abb. 97  
Analyse

### Yokohama Apartment

ON design partners, Japan, 2009

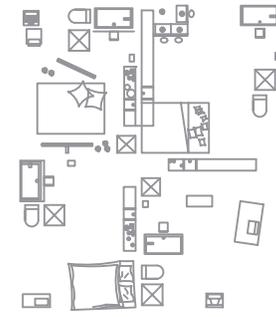
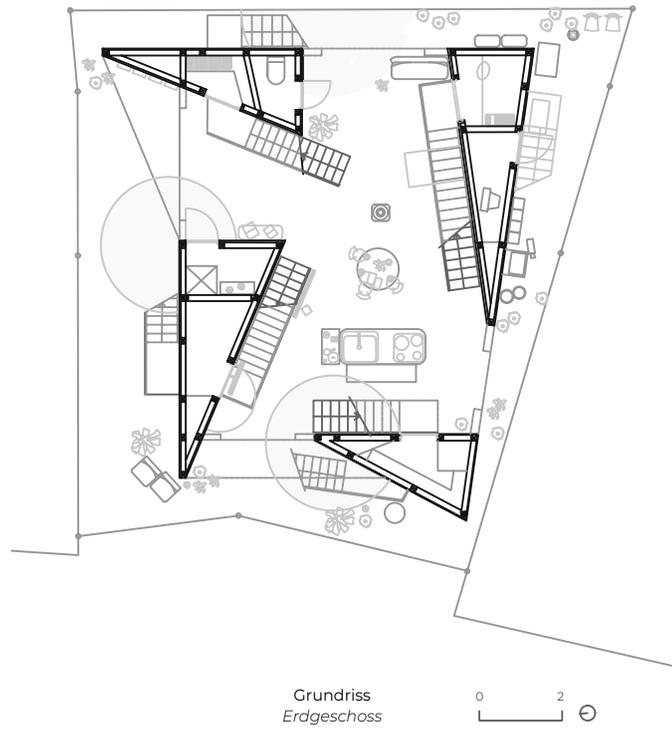
Das *Yokohama Apartment* ist ein Paradebeispiel dafür, wie der Fokus auf die Gemeinschaft bei der Gestaltung und Entwicklung eine Schlüsselrolle spielt. Das Gebäude besteht aus einer erhöhten Wohnebene, die auf vier dreieckigen doppelgeschossigen Erschließungskernen aufgeständert wurde. Die vier Kerne erschließen über vier separate, doppelläufige Außentreppen vier Ein-Zimmer-Einheiten, die jeweils mit einem kleinen Bad und einer Küche ausgestattet sind sowie teilweise über private Terrassen verfügen. Die Erschließungskerne bilden jedoch nicht nur eine konstruktive und erschließungstechnische Funktion, sondern beinhalten zudem Stau- und Multifunktionsräume. Der unter der Wohnebene liegende Raum wird von den Bewohner\*innen als Gemeinschaftsraum genutzt. Da das Apartmenthaus von jungen Künstler\*innen bewohnt wird, dient der Hof als Studio zum Arbeiten und Ausstellen, für Performances und als erweitertes gemeinschaftliches Wohnzimmer zum Feiern oder Musik machen. Der flexible, halböffentliche Raum lädt zur Aneignung durch die Bewohner\*innen ein, wie zum Austausch und Kommunikation mit der ganzen umliegenden Nachbarschaft. Eine innovative Interpretation der Idee, das Wohnen durch die Auslagerung bestimmter Funktionen urbaner gestalten zu können. Das Gebäude gewann 2016 den Preis der Jury der Biennale Expo für die Konzentration auf die Zusammenarbeit in der Gemeinschaft.<sup>358</sup>

<sup>358</sup> vgl. ON design partners 2012, S. 122f

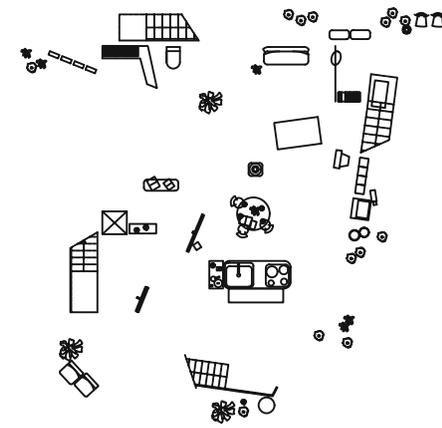


Abb. 98

ON design partners: Yokohama Apartment in Japan, 2009 – Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

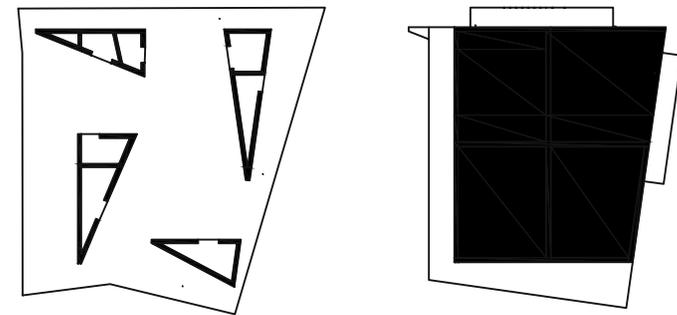
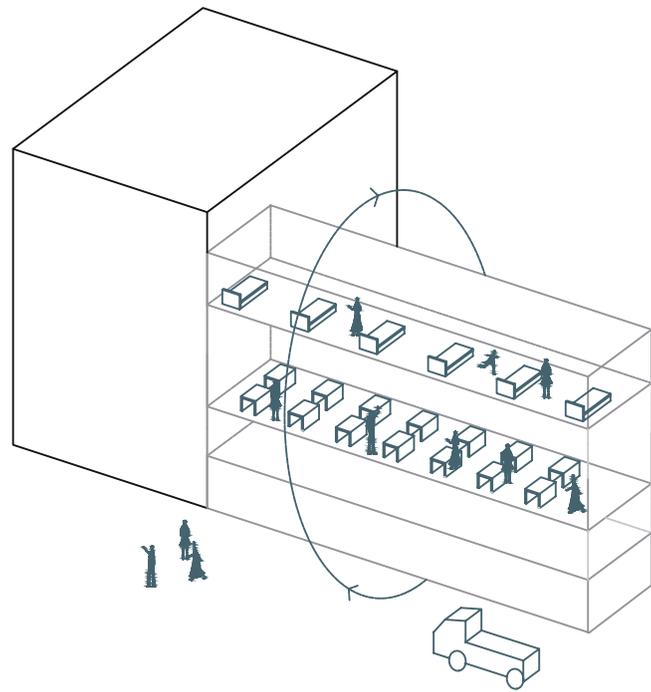


Abb. 100  
Analyse



## 02

Kreislaufwirtschaft

Agora Wohnen und CeLAB, Hütten und Paläste, Berlin, seit 2015

## Die Kreislaufwirtschaft

Die Ressourcen zu schonen ist eine zentrale Aufgabe der heutigen Gesellschaft. Der unglaublich hohe Verbrauch natürlicher Ressourcen und vor allem die dadurch entstehende Abfallmenge zählen zu den größten Herausforderungen dieses Jahrhunderts. Die Ressourcen werden weniger und die Möglichkeit die Abfälle des menschlichen Lebens aufzunehmen schwieriger. In den letzten Jahren wurde viel darüber diskutiert, wie es möglich wäre, weniger Ressourcen zu verbrauchen und besser mit dem entstehenden Abfall umzugehen. Eine Antwort darauf stellt das Konzept der Kreislaufwirtschaft dar. Im Grunde beabsichtigt die Idee der Kreislaufwirtschaft die verbrauchten Rohstoffe innerhalb des Kreislaufs wiederzuverwenden und jene zu recyceln, sodass die Abfallmenge auf ein Minimum reduziert werden kann. Genau auf das Gegenteil zielt jedoch das momentane Wirtschaftssystem ab, welches mit *Durchflussprinzip* arbeitet: *take, make, consume and dispose*. Das Ziel der Kreislaufwirtschaft wäre es, ein Produkt *am Ende seines Lebenszyklus* weitestgehend verwertet und in den Produkten innewohnende Rohstoffe wieder zurückgewonnen zu haben. Die positiven Effekte sollen sich aber nicht nur auf die Entlastung der Umwelt beschränken, sondern beispielsweise wirtschaftliche Gewinne bringen. Durch die Senkung des Verbrauchs von Rohstoffen nimmt die Abhängigkeit der Unternehmen von den Rohstoffimporten ab. Außerdem können

neue Geschäftsmodelle, Produkte und in weiterer Folge Arbeitsplätze entstehen. *„Der Verbraucher ist nicht mehr Käufer, sondern Nutzer. Objekte werden gemietet, geteilt oder weiterverkauft.“*<sup>359</sup>

## Wohnen und Produktion

Wie das Thema der zirkulären Geschäftsmodelle im Kontext des Wohnens aufgegriffen und das Prinzip der Kreislaufwirtschaft dabei umgesetzt werden kann, zeigt das Projekt **Agora Wohnen und CeLAB** in Berlin. Das Architekturbüro Hütten und Paläste versucht die beiden Nutzungen, Produktion und Wohnen zu kombinieren.

*„Die historische Lagerhalle wird in ein experimentelles Circular Economy Lab mit Läden, gemeinschaftlichen Arbeitsräumen, Galerien, Veranstaltungsräumen, Restaurants und weiteren Einrichtungen rund um die Themen Zusammenarbeit, lokale Produktionssysteme und Kreislaufwirtschaft verwandelt. Diese Einrichtungen sollen mit dem darüberliegenden Wohnbereich in gegenseitiger Abhängigkeit existieren: Die Bewohner können die Arbeitsräume und Einkaufsmöglichkeiten in der Lagerhalle nutzen, während man in den dortigen Werkstätten und Ateliers die in den Wohnungen anfallenden Abfälle zu neuen Produkten verarbeiten kann.“*<sup>360</sup>

<sup>359</sup> Circular Futures, Plattform Kreislaufwirtschaft Österreich

<sup>360</sup> Ruby u.a. 2017, S. 304

## Agora Wohnen und CeLAB

*Hütten und Paläste, Berlin, seit 2015*

Das Konzept **Agora Wohnen** stellt einen experimentellen Wohnungsbau zur Erhaltung der historischen Lagerhalle als ein Standort für Kultur und Gewerbe, welcher später mit Wohnungen aufgestockt wird, dar. Dabei werden die Wohn- und Gewerbenutzungen anhand von Kreislaufprozessen vielfältig miteinander verbunden. Das Projekt ist seit 2015 in der Ausführung, jedoch noch nicht fertig gestellt. Mit nur kleinen Interventionen gelang es das Bestandsgebäude in ein **Circular Economy Lab** um zu gestalten und vorübergehend nutzbar zu machen. Das **CeLab** stellt dabei einen offenen, experimentellen Raum für örtliche Produktion, kollaborative Methoden und intelligente Verwendung von Ressourcen sowie zirkuläre Geschäftsmodelle dar. Später soll in der langfristigen Nutzung das erprobte Konzept fortgeführt und weiterentwickelt werden. Dabei werden auf das Bestandsgebäude Wohneinheiten aufgesetzt, welche neuen kostengünstigen Wohnraum für einen großen Anteil der Bevölkerung schaffen.<sup>361</sup>

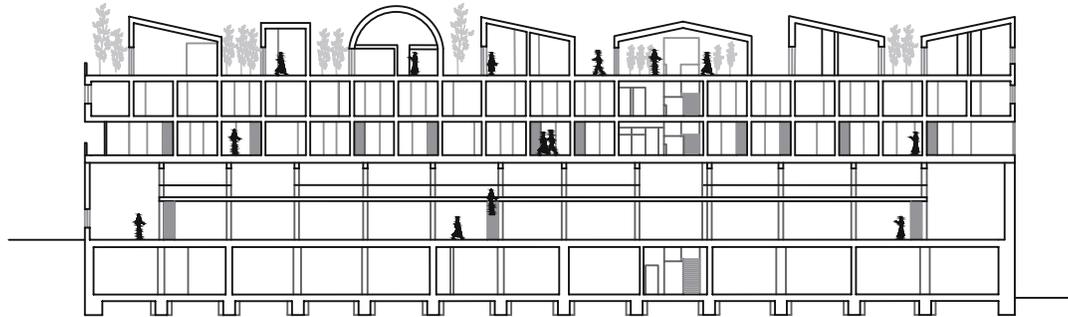
Das Mehrzweckbauprojekt, welches die historische Lagerhalle verwandelt und verdichtet, soll dabei ein vielfältiges Angebot an Wohnformen schaffen – von Einzimmerappartements für Singles bis hin zu Siebenzimmerwohnungen. Die historische Lagerhalle mit verschiedenen Läden, *Co-working Spaces*, Veranstaltungsräumen, Restaurants sowie andere Einrichtungen zum Thema Zusammenarbeit, lokale Produktionssysteme und Kreislaufwirtschaft soll mit dem darüberliegenden Wohnungsbau in gegenseitiger Abhängigkeit stehen. Einerseits können die Bewohner\*innen die Arbeitsräume und Einkaufsmöglichkeiten nutzen und andererseits haben die Werkstätten die Möglichkeit, die in den Wohnungen anfallenden *Abfälle* zu neuen Produkten zu verarbeiten. Dadurch sollen die Bewohner\*innen mit den Gewerbetreibenden eine engere Nachbarschaft und Gemeinschaft aufbauen können.<sup>362</sup>

<sup>361</sup> vgl. *Hütten & Paläste* o.J.

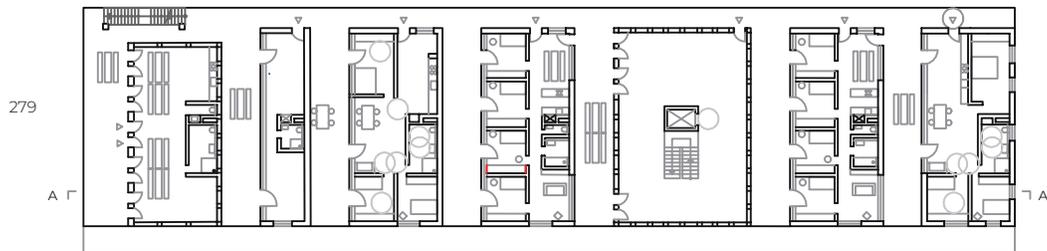
<sup>362</sup> vgl. *Ruby* u.a. 2017, S. 304



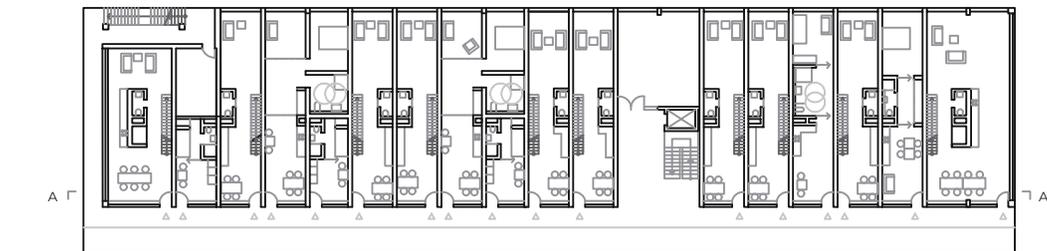
**Abb. 102**  
Hütten und Paläste: Agora Wohnen und  
CeLAB in Berlin, seit 2015 – Visualisierung



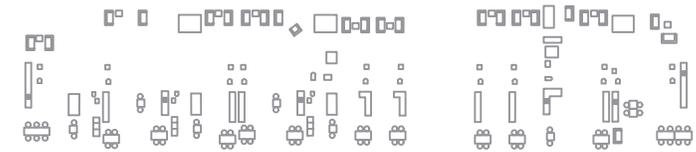
Schnitt  
A-A



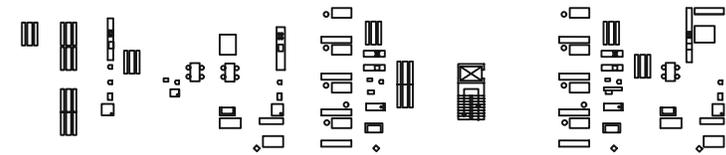
5. Obergeschoss  
Gemeinschaftsbereiche



3. Obergeschoss  
Wohnen



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

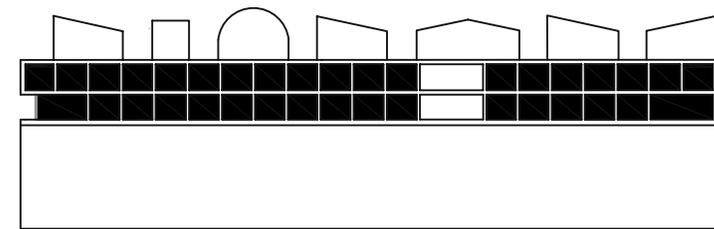
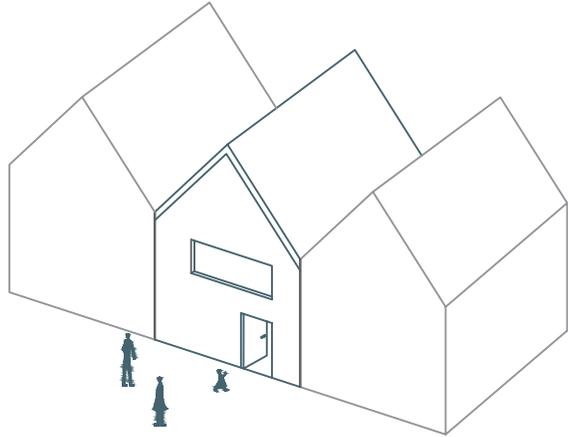


Abb. 104  
Analyse



# 03

Eigenheim

BIGyard, Zanderroth Architekten, Berlin, 2010

### Das Eigenheim

Wie kann es gelingen Ressourcen zu teilen und Räume mit anderen Bewohner\*innen gemeinsam zu nutzen, aber trotzdem das Gefühl des Einfamilienhauses zu bewahren? Ein Einfamilienhaus im urbanen Kontext, ist dies überhaupt möglich?

Einer der wohl größten Kritikpunkte an gemeinschaftlichen Wohnformen ist häufig die Angst vor dem Verlust der Privatsphäre. Für viele scheint es unmöglich in gemeinschaftlichen Wohnprojekte so viel Privatheit wie bei einem Einfamilienhaus zu ermöglichen.

Neben dem wesentlichen Motiv der Privatsphäre stellt der eigene Besitz ein wichtiges Element des Traums vom Einfamilienhaus dar. Das Einfamilienhaus gilt als das Refugium des Privaten, als Schutz und Abschottung von außen sowie als Instrument der Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit. Für viele Familien stellt der Garten, in dem Kinder unbeaufsichtigt spielen können, einen Hauptgrund dar, weshalb sie von der Stadt auf das Land ziehen. Obwohl viele vom Wohnen mit Garten in der Stadt träumen, lässt sich dies meist schwer vereinbaren. Genau auf diese Probleme und Fragen hat das Architekturbüro *Zanderroth Architekten* versucht Antworten zu finden und diese in einem Entwurf in Berlin umzusetzen. Im Unterschied zu den vorherigen Konzepten, welche eine Minimierung der Privaträume zur Maximierung der gemeinschaftlichen Räume zur Folge hatten, wird im Konzept des *BIGyards* in Berlin der private Raum nicht reduziert. Der private, individuelle Raum bleibt in seiner Form vollständig erhalten und die Bewohner\*innen werden

nicht dazu animiert, Räume mit anderen Bewohner\*innen zu teilen. Die Gemeinschaft besteht im Außenraum, genauer gesagt im Innenhof. Das Konzept versucht hierbei, anstatt einzelner verstreuter Einfamilienhäuser jene aneinanderzureihen und den Außenraum – die Gärten – zusammenzulegen und gemeinschaftlich zu bespielen. Jedes Apartment hat einen eigenen, individuellen Eingang, wodurch mehr das Gefühl eines Einfamilienhauses als einer großen Wohnanlage vermittelt wird. Durch den Verzicht auf Besitz eines eigenen kleinen Gartens konnte die Fläche zu einem großen Innenhof vereint werden, womit ein Mehrwert für alle generiert wird. Entstanden ist dadurch ein in sich geschlossenes urbanes Dorf.<sup>363</sup>

Den Architekten gelang es damit eine Wertsteigerung durch die attraktiven Gemeinschaftsbereiche einer Wohnanlage zu erzielen, welche trotzdem das Gefühl des Einfamilienhauses im städtischen Maßstab erhält. Dieses andere Konzept des Teilens eröffnet obendrein der Bevölkerungsgruppe der Familien die Vorteile des gemeinschaftlichen Wohnens und kann dennoch die gewünschte Privatheit ermöglichen.

Oft wird das Thema der Privatheit im Kontext des Wohnens nur in zwei Kategorien unterteilt und in schwarz-weißen-Denken betrachtet: Das Einfamilienhaus, welches die gewünschte Privatheit erfüllen kann; das Gegenteil davon sei die „*Großsiedlung, der Asphalt, der Lärm, die Hitze, die Enge*“, welche keinerlei Privatsphäre schaffen könne.<sup>364</sup> Dass dies also nicht der Wahrheit entspricht, zeigt das Konzept der *Zanderroth-Architekten BIGyard* in Berlin deutlich.

<sup>363</sup> vgl. von Mende 2010, S. 56f

<sup>364</sup> vgl. Moser/Reicher 2002, S. 64

## BIGyard

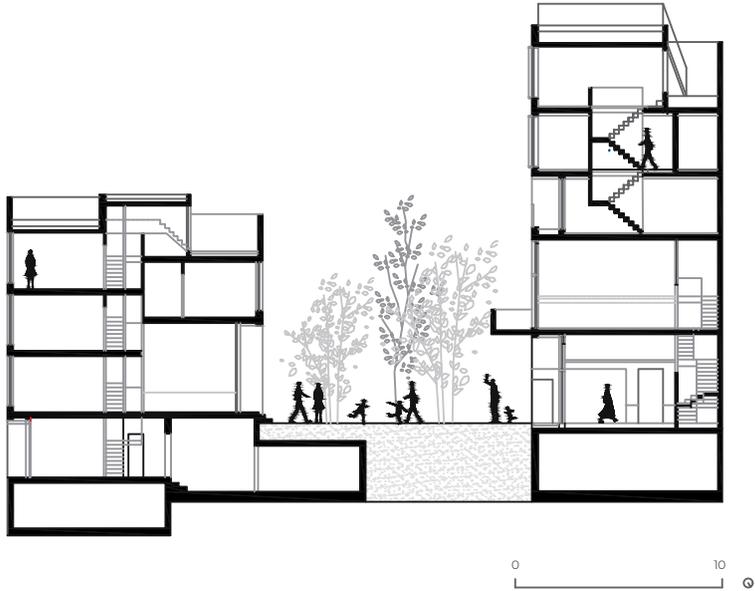
Zanderroth Architekten, Berlin, 2010

Das Konzept umfasst drei verschiedene Typologien und besteht aus 45 Wohneinheiten: Aus den straßenseitigen 4-stöckigen Reihenhäusern und einem dahinterliegenden 7-geschossigen Riegel mit zehn Gartenhäusern und den darüber liegenden zwölf Penthaus-Wohnungen. Die Reihenhäuser bilden 23 einzelne Wohneinheiten mit separaten Vordereingängen. Mit nur einer Breite von 3,65m erfolgt die Organisation der 4 Stockwerke auf zwei Ebenen. Die 23 Reihenhäuser haben einen direkten Gartenzugang und abgeschirmte Dachterrassen sowie Dachgärten. Die 10 dreigeschossigen Gartenhäuser werden über den Hof erschlossen. Sie erhalten somit individuelle Hintereingänge und eine gute Innenbeleuchtung. Die Gartenhäuser zeichnen sich vor allem durch hohe Raumhöhen und große Raumflächen aus. Die 12 darüber liegenden dreigeschossigen Penthäuser werden über Aufzüge aus der Tiefgarage und zwei Treppenhäuser erschlossen. Die Penthäuser sind im Dachgeschoss doppelseitig orientiert und haben außerdem Zugang zu den Dachterrassen. Das Hauptaugenmerk des Konzepts liegt auf der Kombination aus Gemeinschaft und Privatsphäre und versucht dabei die Vorteile des Eigenheims mit der Dichte einer Wohnsiedlung zu vereinen; sozusagen „45-mal Einfamilienhaus-Gefühl auf engstem Raum“. Weiters können durch die Größe des Projektes großzügige Gemeinschaftseinrichtungen integriert werden, welche die Nachbarschaft fördern sollen. In erster Linie dienen diesem Zweck der 1300m<sup>2</sup> große Gemeinschaftshof, eine 25m<sup>2</sup> große Dachterrasse, Kochgelegenheiten, eine Sauna und vier Gästewohnungen. Die Gebäude haben mehrere Eingänge, um auch unabhängige Zugänge zu ermöglichen, da sich die Wege in Hof, Lobby, Garage und Straße immer wieder kreuzen. Das Projekt einer Baugruppe, die aus 72 Einzeleigentümer\*innen besteht, setzte bei der Umsetzung auf eine kontrollierte Individualität. Bei der Gestaltung von Kubatur, Fassaden und Freiflächen einigte man sich auf die Hilfe der Architekten, die Aufteilung und Innenausbau erfolgte später individuell.<sup>365</sup>

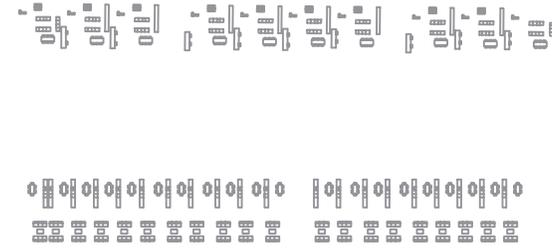
<sup>365</sup> vgl. Kleilein 2011



Abb. 106  
Zanderroth Architekten: BIGyard in Berlin, 2010 – gemeinschaftlicher Innenhof



Querschnitt



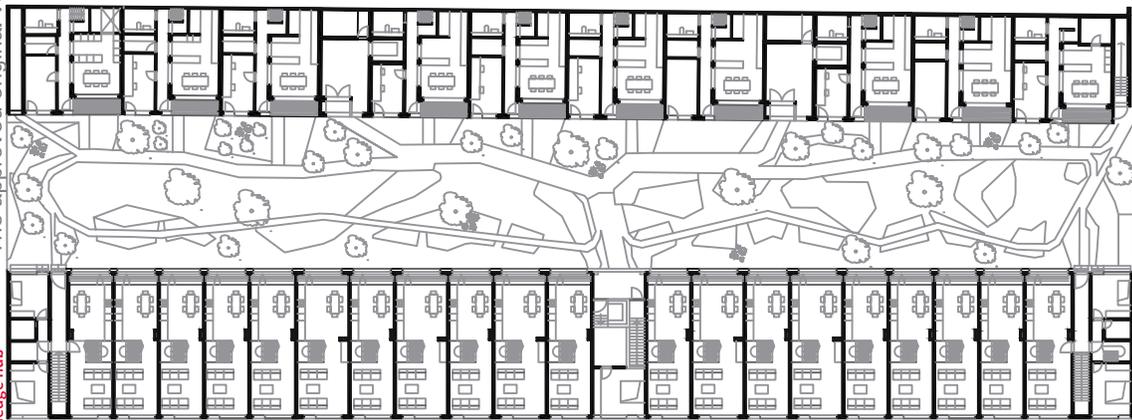
Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

287

288



Grundriss  
Erdgeschoss – Hof

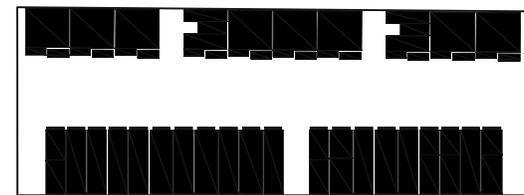
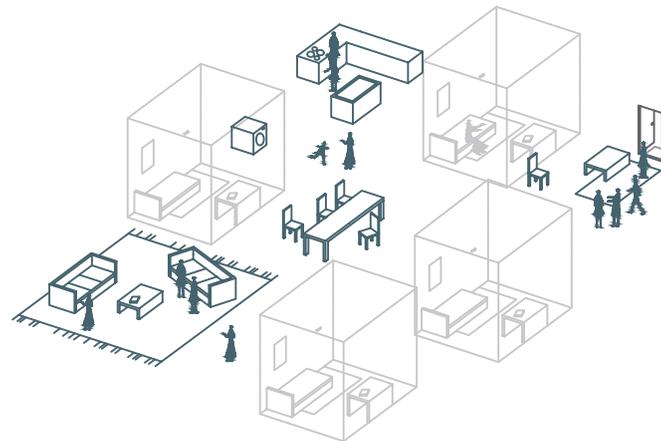


Abb. 108  
Analyse



# 04

Wohnen im Cluster

Kraftwerk1 Heizenholz, Adrian Streich Architekten, Zürich, 2012

Kalkbreite, Müller Sigrist Architekten, Zürich, 2014

*Hunzikerareal: mehr als Wohnen:*

Haus M, Duplex Architekten, Zürich, 2014

Haus A, Duplex Architekten, Zürich 2014

### Zürich als Vorreiter im genossenschaftlichen Planen

Zwar nicht unbedingt vergleichbar mit Tokio hat Zürich nichtsdestotrotz auch eine lange Geschichte des gemeinschaftlichen Wohnens. Wohnbaugenossenschaften haben in Zürich eine sehr lange Tradition und werden stets weiterentwickelt. Seit dem Jahr 2000 wurden ein Drittel aller neu errichteten Wohnungen, also rund 54.000 Wohnungen, genossenschaftlich organisiert.<sup>366</sup> Die Genossenschaft als Urform des *crowdsourcing* wird auch wegen der Wohnungsknappheit wieder zu einem gefragten Modell. Zürich nimmt sich dem Problem an, dass bis heute noch immer fast ausschließlich klassische Familienwohnungen entworfen werden. Jedoch sind jene Haushalte, welche Eltern mit mindestens einem Kind umfassen mit nur mehr 16% in der Stadt Zürich und etwa 25% im Kanton schon lange nicht mehr die dominierende Haushaltsform. Neue Formen des Familienlebens und die hohe Anzahl der Alleinlebenden benötigen eine größere Vielfalt an unterschiedlichen Wohnformen und Wohntypologien.<sup>367</sup>

Seit einigen Jahren experimentierten verschiedene Genossenschaften in Zürich mit neuen Konzepten. Durch Diskussionsrunden und den Erfahrungsaustausch von schon bestehenden Wohnmodellen entstehen neuartige Wohnideen. Es bildeten sich persönliche Netzwerke, aus denen künftige Hausgemeinschaft entstanden. Dadurch entstand die *Cluster-Typologie*, welche vor allem durch die Erkenntnisse aus den erprobten Alterswohnprojekten und Groß-WGs inspiriert wurden. Eine Clusterwohnung verbindet mehrere individuelle Zimmer zu Kleinstwohnungen, ausgestattet mit einem kleinen Bad und einer Kochmöglichkeit.

Diese einzelnen Clustereinheiten werden durch eine Erschließungsfläche miteinander verbunden. Geteilt werden Wohnräume, Arbeitsnischen und große Küchen wie Bäder. Die meisten Clusterwohnun-

<sup>366</sup> vgl. Schindler 2014, S. 24f

<sup>367</sup> vgl. Hofer 2011, S. 26

gen sind eher weniger als Familienwohnungen geeignet und sollen vor allem für alle anderen Formen Wohnraum bieten. Es entstehen vielfältige Wohnmöglichkeiten für Singles, Paare oder Alleinerziehende. Raum für jene Personen, die in einer Wohngemeinschaft zu wenig Privatheit und in einem konventionellen Mehrfamilienhaus zu wenig Kontaktmöglichkeit finden. Durch die bessere Ausstattung der privaten Räume wird das Wohnen im Cluster für viele interessant. Im Vergleich zu den konventionellen Kleinwohnungskonzepten, die alle Wohnfunktionen beinhalten, ermöglicht das Clusterwohnen durch das Teilen vieler Funktionen großzügige Gemeinschaftsflächen und Einsparungen beim individuellen Flächenverbrauch. Einen weiteren großen Vorteil stellt die Möglichkeit der gegenseitigen Unterstützung, die Entwicklung sozialer Kontakte sowie eine hohe Flexibilität bei Lebensveränderungen dar. Die Bewohner\*in kann selbst entscheiden, wie viel Nähe oder Distanz sie zu den anderen Bewohner\*innen möchte. Die Clusterwohnung lässt sich als eine Kombination aus Wohngemeinschaft und Kleinwohnung beschreiben. Jedes individuelle Zimmer hat ein Bad und Küche. Wohnraum und Infrastruktur werden mit den anderen Bewohner\*innen geteilt.<sup>368</sup>

Im Jahr 2007 feierte Zürich das 100-jährige Bestehen des gemeinnützigen Wohnbaus unter dem Motto „100 Jahre mehr als Wohnen“. Die gemeinschaftlichen Wohnprojekte waren ein großer Erfolg, die den Charakter der Stadt nachhaltig geprägt hatten. Vor allem die in den letzten Jahren entstandenen Wohnbauprojekte in Zürich, wie jenes der *Genossenschaft Kalkbreite*, stoßen nicht nur im deutschsprachigen Ausland, sondern in vielen anderen Ländern in Europa und weltweit auf großes Interesse. Die folgenden Projekte zeigen, wie unterschiedlich das Wohnen im Cluster ausformuliert und architektonisch entwickelt werden kann.<sup>369</sup>

<sup>368</sup> a.a.O., S. 30f

<sup>369</sup> vgl. Hugentobler 2015, S. 8f

### Kraftwerk1 Heizenholz

Adrian Streich Architekten, Zürich, 2012

Der gemeinschaftliche Wohnbau Heizenholz ist das zweite Projekt der Genossenschaft Kraftwerk1. Hierbei wurde aus ehemaligen Häusern des Jugendwohnheimes mithilfe eines Erweiterungsbaus ein *neues* Ganzes zusammengefügt. Diese Erweiterung ist mit den bestehenden Strukturen eng verwoben und bildet dadurch eine komplexe Wohnlandschaft. Eine Besonderheit des Gebäudes stellt die *terrasse commune* dar; eine siebenstöckige, allgemein zugängliche Veranda, durch welche die Wohnungen vertikal miteinander verbunden werden. Die gemeinschaftlichen Außenräume, die sich durch alle Geschosse ziehen, sind für das Konzept der Gemeinschaft von großer Bedeutung und ermöglichen einen Treffpunkt für alle Bewohner\*innen. Die Terrasse bildet das Kernstück der Siedlung und schafft eine Verbindung zwischen dem Neubau und den Bestandsgebäuden. Da sie nicht als ein Fluchtweg zählt, kann sie frei möbliert werden und kann dadurch als erweiterte Wohnfläche genutzt werden. Das Wohnprojekt wurde als Mehrgenerationen-Haus entworfen. Aus diesem Grund sind die Wohnungen altersgerecht konzipiert beziehungsweise altersgerecht anpassbar. Durch eine große Vielfalt an Wohnungsgrundrissen, wie Einzimmerwohnungen bis hin zu Großwohnungen mit rund 330m<sup>2</sup>, gibt es unter den 85 Bewohner\*innen eine breite Altersdurchmischung. Um die Nachbarschaft und Gemeinschaft zu stärken wurden vielfältige Gemeinschaftsräume in den Entwurf integriert. Von Anfang an war es möglich sich bei der Planung des Wohnprojekts einzubringen. Die Mitsprache bezog sich vor allem auf soziale Aspekte, wie neue Wohnformen, den Wohnungsmix und die Durchmischung, den Gemeinschaftsflächen sowie den Aspekt der Mobilität.<sup>370</sup>

<sup>370</sup> vgl. Kraftwerk 1 o.J.

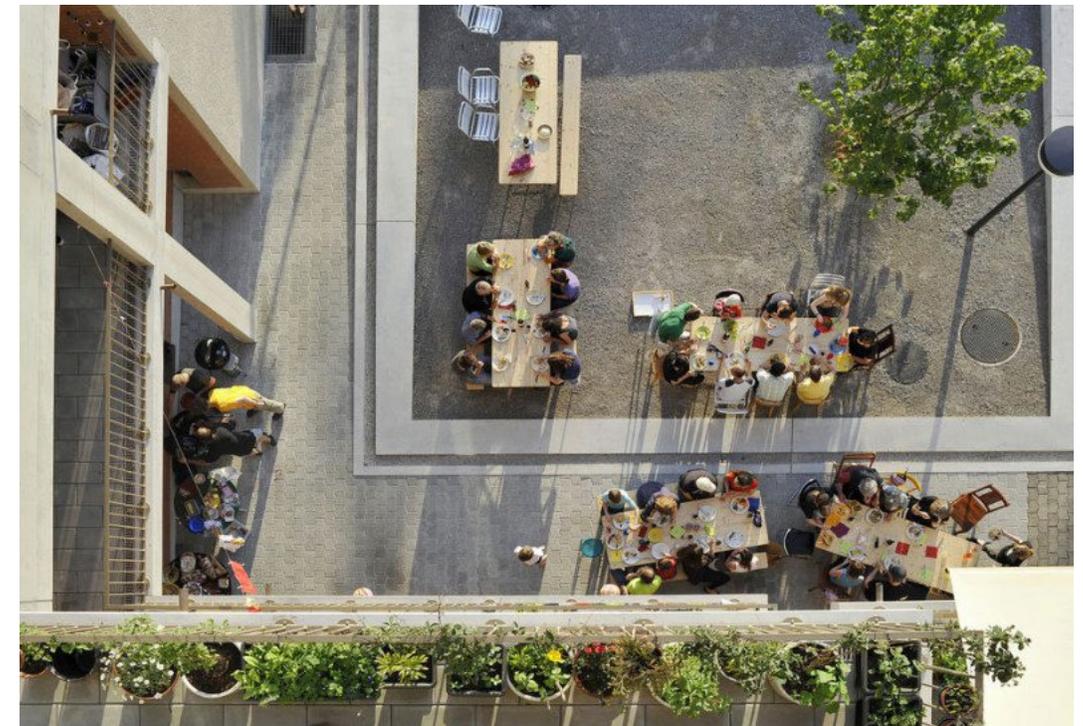
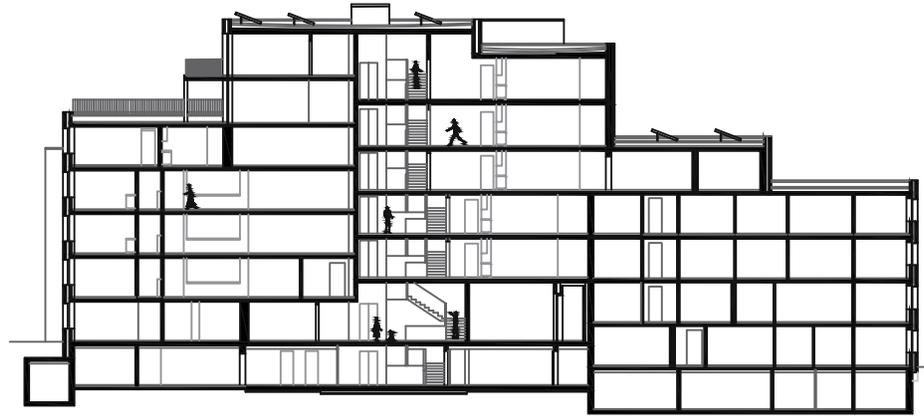


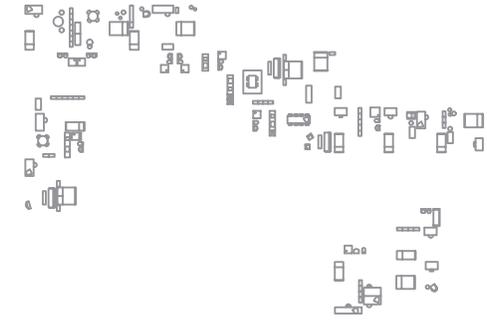
Abb. 110  
Adrian Streich Architekten: Kraftwerk1 Heizenholz in  
Zürich, 2012 – gemeinschaftlicher Außenraum



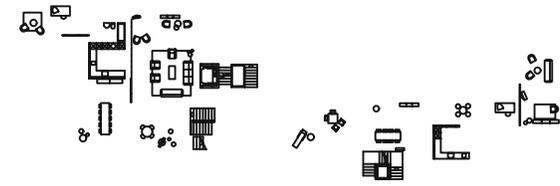
Schnitt  
A-A



Grundriss  
2. Obergeschoss – Cluster-Wohnung & Großwohngemeinschaft



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

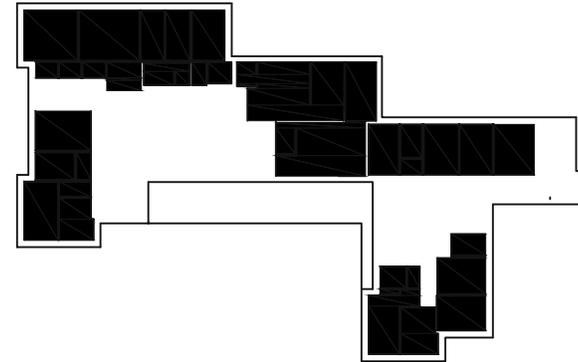


Abb. 112  
Analyse

## Kalkbreite

Müller Sigrist Architekten, Zürich, 2014

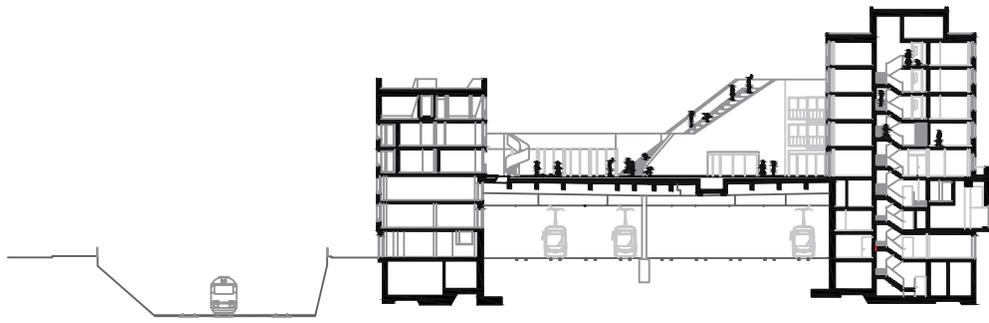
Das Gebäude verfügt über 97 Wohnungen in unterschiedlichen Formen und Arten und bietet damit Raum für rund 250 Bewohner\*innen. Neben den traditionellen Wohnungstypologien für Familien und kleine Wohngemeinschaften gibt es in diesem Konzept Platz für neue Wohnformen: Gemeinschaftswohnungen mit bis zu 17 Zimmern sowie auch Ein-Personenwohnungen, welche zu Cluster-Wohnungen zusammengeschlossen wurden. Eine weitere Besonderheit ist das Prinzip des Großhaushaltes, in dem etwa 50 Bewohner\*innen zusammenleben und eine gemeinsame Infrastruktur nutzen. Aufgrund des Partizipationsprozesses und der Wünsche der Bewohner\*innen wurde die Anzahl der 2-3-Zimmerwohnungen zu Lasten der großen Wohnungen vergrößert und die Kleinstwohnungen (1 Person) zu Wohnclustern mit gemeinsamen Wohnzimmern zusammengefasst. Die Bewohner\*innen der Großhaushalte führen zusammen einen Haushalt mit einem gemeinsamen Koch und gemeinschaftlichen Essensraum. All diese Arten des Wohnens bieten ein hohes Maß an Flexibilität. Verändern sich die Lebenssituationen oder die Bedürfnisse einzelner Bewohner\*innen, so kann innerhalb der Genossenschaft sehr einfach die Wohnung gewechselt werden. Für einen steigenden Raumbedarf, wurden Wohnjoker konzipiert; also ein zusätzlich separates Mietbares Zimmer. Sie dienen der erweiterten räumlichen Flexibilität im Gebäude. Ausgestattet mit Dusche und WC, jedoch ohne Küche sind diese Wohnjoker immer einer Stammwohnung zugeordnet und können nur temporär gemietet werden, abhängig vom Bedarf zwischen 6 Monate und 4 Jahre. Außerdem wurde auf ein großes Repertoire an gemeinschaftlichen Räumen geachtet und ein besonderes Augenmerk für Wohnen im Alter sowie Wohnen und Arbeiten gelegt. Die obersten vier Geschosse sind dem Wohnen vorbehalten. In den unteren drei Geschossen befinden sich Gastro-Verkaufsflächen, Büros und Dienstleistungsangebote. Auf dem 2.OG – dem Terrassengeschoss – findet der meiste soziale Austausch statt.<sup>371</sup>

<sup>371</sup> vgl. Kalkbreite o.J.

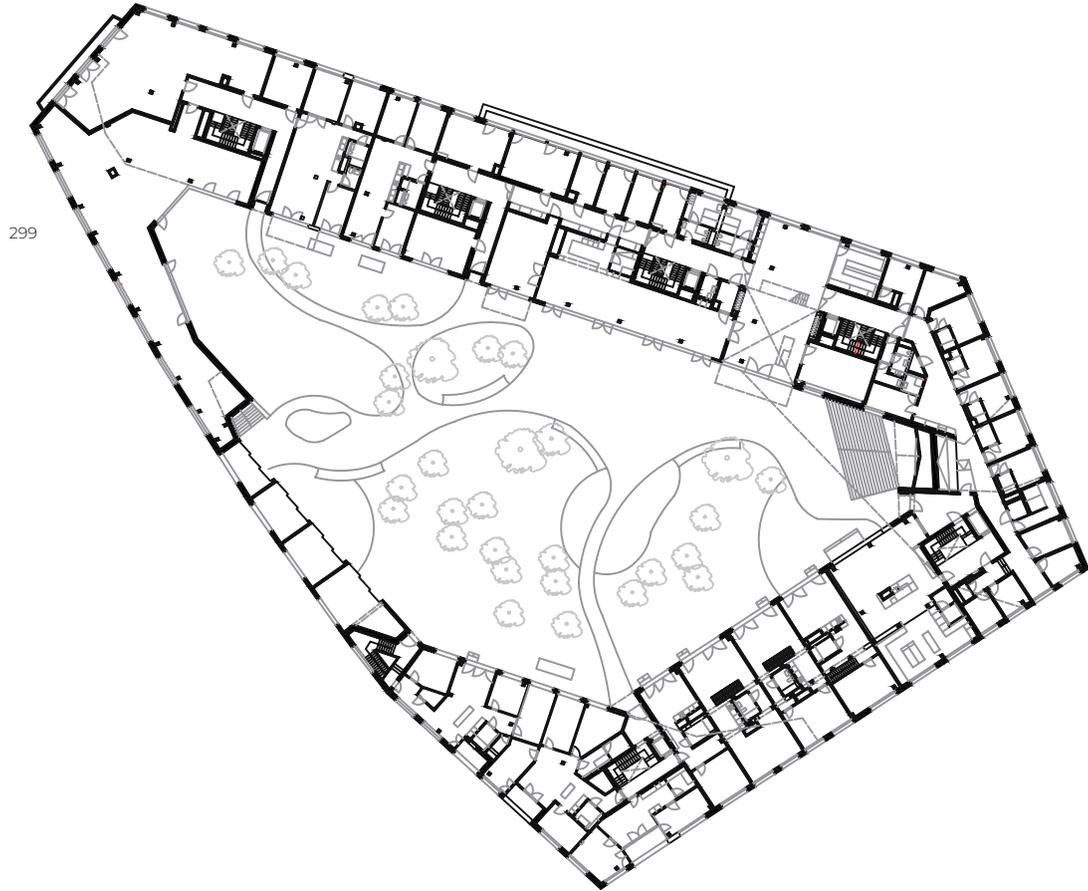


Abb. 113 und 114  
Müller Sigrist Architekten: Kalkbreite in Zürich,  
2014 – Bibliothek und Erschließungsbereich

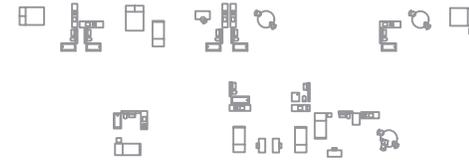
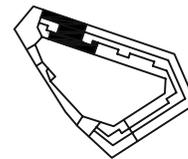
Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.



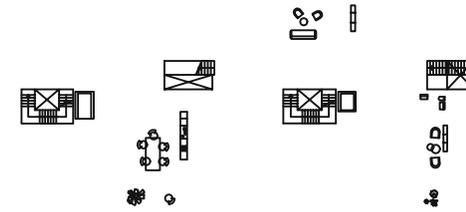
Querschnitt



Grundriss  
2. Obergeschoss



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

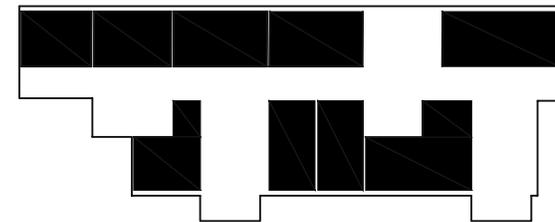


Abb. 116  
Analyse

### Haus M - Der Piranesi

Duplex Architekten, Zürich, 2014

Das Haus M der Duplex Architekten umfasst auf 6 Stockwerken neunundzwanzig Wohnungen; fünf Wohnungen mit 6 ½ Zimmern, fünf Wohnungen mit 5 ½ Zimmern, zehn Wohnungen mit 4 ½ Zimmern und fünf Wohnungen mit 3 1/2 Zimmern sowie vier Studios. Ein 130m<sup>2</sup> großer Lichthof innerhalb des Gebäudes erstreckt sich über die fünf Geschosse und ist am Dach verglast. Dabei ist er nicht nur Erschließungsraum, sondern auch Begegnungsort für aller Bewohner\*innen. Die Galerien der einzelnen Geschosse umlaufen den Lichthof auf jeder Etage unterschiedlich, die Treppen wurden kreuz und quer durch die Luft gelegt: „ein Piranesi, nicht bloß gezeichnet, sondern gebaut“. Dieser Piranesi ist das Bühnenbild des genossenschaftlichen Zusammenlebens. Im Inneren öffnet sich das Gebäude in eine freudige, lichtdurchflutete Leere. Die gemeinsame Treppe des Gebäudes schlängelt sich durch den Raum und führt zu den einzelnen Wohnebenen. Zwischen den Korridoren und dem Raum vor jeder Wohnung bleibt genügend Platz für die Bewohner\*innen zum Abstellen von Schuhen, Spielzeug oder Fahrrädern. Der Piranesi soll die Menschen dazu ermutigen, außerhalb ihrer Wohnungen und in der Gemeinschaft zu leben. Die Treppe dient als der größte Gemeinschaftsraum des Gebäudes, indem sie Tageslicht einzieht und als ein sozialer Raum fungiert. Im Erdgeschoss findet sich die Idee des mehrfach und gemeinschaftlich genutzten Raums ebenso wieder. Die über Oberlichten erhellte Mitte stellt gleichzeitig Garderobe, Erschließungsraum und Spielfläche des Kindergartens sowie der heilpädagogischen Schule dar. Die Funktionen öffnen sich zu den gemeinschaftlichen Räumen und zum gemeinsamen Grün, welche die Vision der Entwicklung „einen Teil der Stadt und nicht eine Siedlung zu schaffen“ entspricht. Die neutral entworfene, erst grau wirkende Fassade, wird durch die Bewohner\*innen zur Kulisse für die kleinen Eigenheiten des Alltagslebens.<sup>372</sup>

<sup>372</sup> vgl. Themenheft von Hochparterre 2015, S. 40f

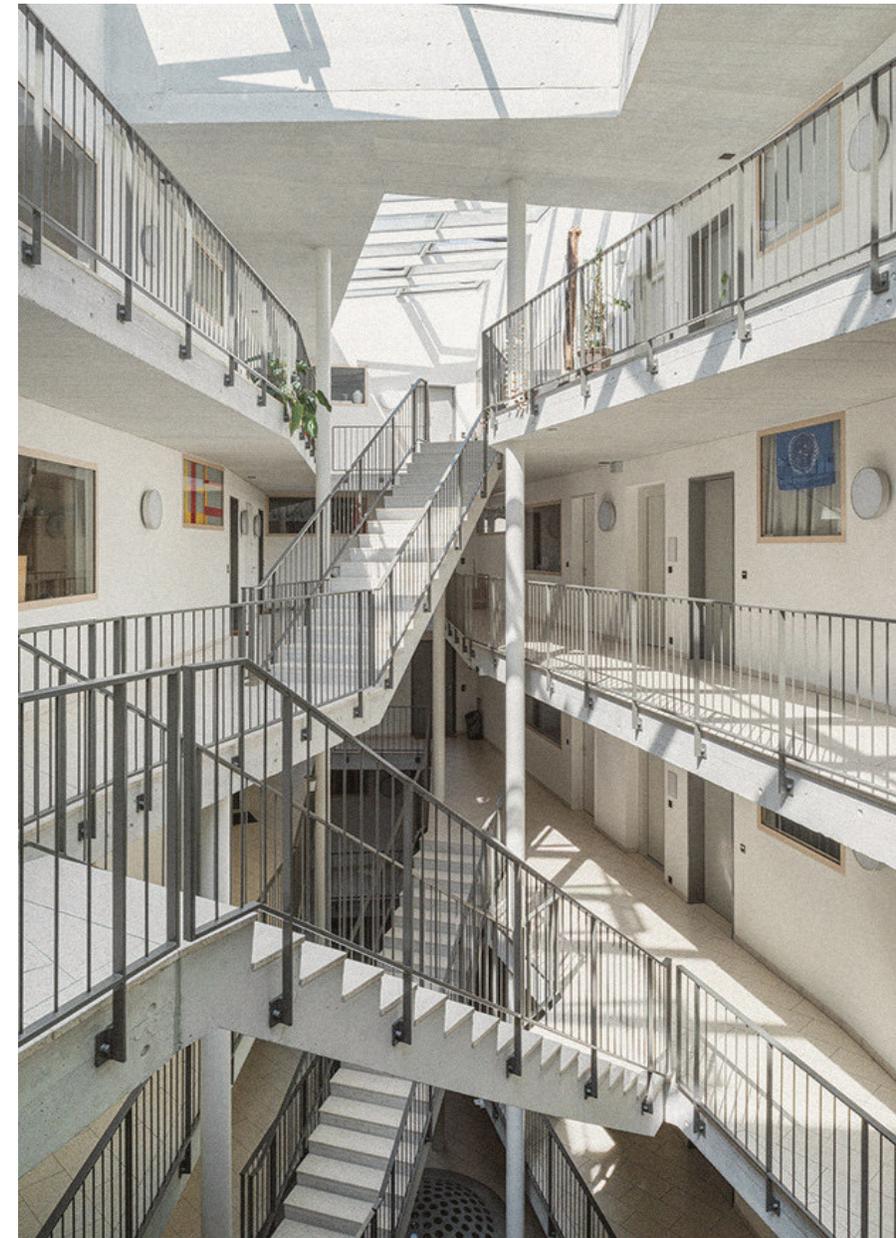
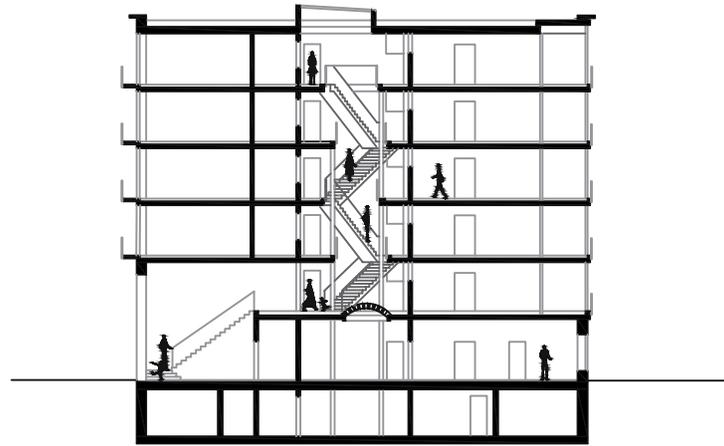
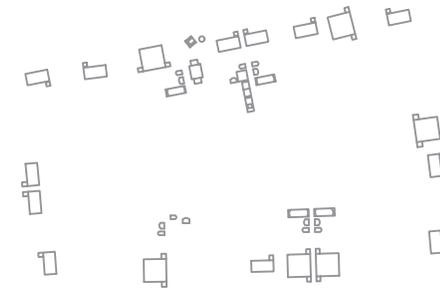


Abb. 117

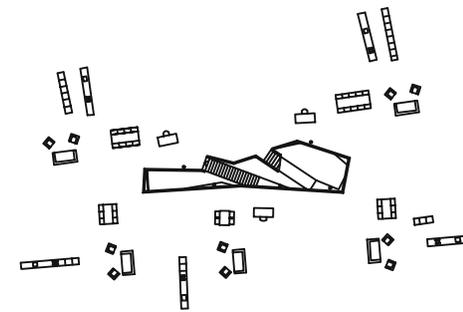
Duplex Architekten: Haus M – der Piranesi in Zürich, 2014



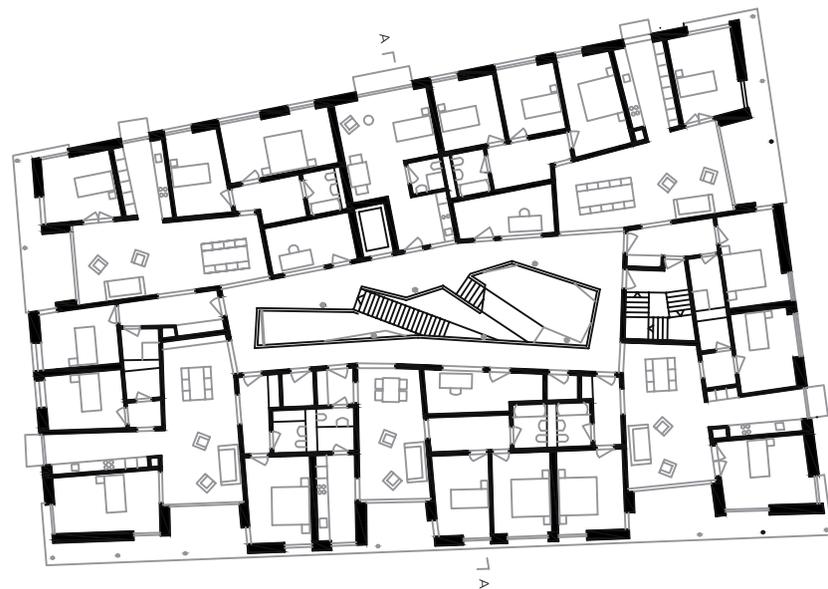
Schnitt  
A-A



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens



Grundriss  
1. Obergeschoss

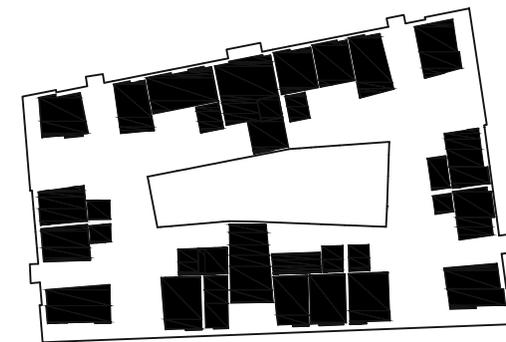


Abb. 119  
Analyse

### Haus A - Die Innenstadt

Duplex Architekten, Zürich, 2014

Ein Wohnhaus als kleine Stadt; die einzelnen privaten Zimmer der Cluster stehen wie Häuser in den gemeinschaftlichen Räumen. Elf Clusterwohnungen mit 320m<sup>2</sup> oder 400m<sup>2</sup> schließen sich aus fünf oder sechs unterschiedlichen Einheiten zu einem großen Gemeinschaftsraum zusammen. Eine Clusterwohnung bietet dabei Platz für sieben bis zwölf Personen. Jede private Wohneinheit verfügt über eine eigene Nasszelle, kleine Küchenzeile sowie einen kleinen Balkon. Die gemeinschaftlichen Räume öffnen sich unterschiedlich und sind verschieden stark verdichtet oder verschlossen. Die zentrale Treppenhalle ist das Herz des Clusterhauses. Die Clusterwohnungen öffnen sich mit ihren raumhohen Fenstern einerseits zum Treppenhaus, um die Kontakte mit der Hausgemeinschaft zu stärken, sowie andererseits nach außen hin, um die Interaktion mit dem Quartier zu fördern. Die Bewohner\*innen des Hauses sind stark durchmischt; von jungen Erwachsenen, welche zwar nicht mehr in typischen WGs leben wollen, aber auch nicht alleine, bis zu Patchworkfamilien, welche oftmals zeitweise auf Unterstützung angewiesen sind. Betreutes Wohnen wurde ebenfalls integriert. Im Erdgeschoss leben Jugendliche aus schwierigen Verhältnissen und Bewohner\*innen mit geistigen Einschränkungen werden im 1. Obergeschoss betreut. Das Haus stellt eine Synthese aus privaten Rückzugsorten und einem Miteinander in gemeinschaftlichen Bereichen dar.<sup>373</sup> Die Besonderheit des Projektes liegt für die Architekt\*innen genau in diesem Spannungsfeld:

*„Geborgenheit und Privatsphäre auf der einen Seite und dem vielfältigen Angebot, an der Gemeinschaft teilzunehmen, auf der anderen Seite. Auf der städtebaulichen Ebene ist es das Spiel zwischen Bebauung zu Freiraumelementen wie Wegen und Plätzen, das Pendant in den Wohnungen ist das Miteinander von Gemeinschaftsräumen und privaten Bereichen.“<sup>374</sup>*

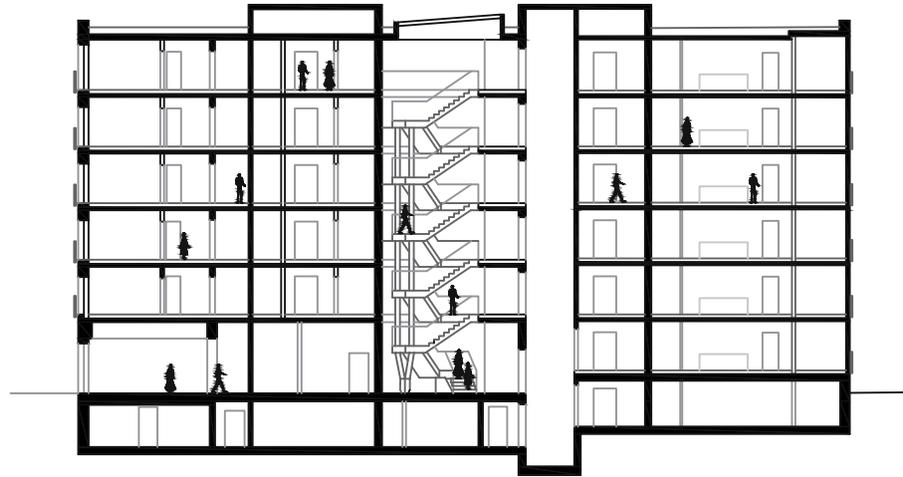
<sup>373</sup> vgl. Themenheft von Hochparterre 2015, S. 14f

<sup>374</sup> Duplex Architekten, o.J



Abb. 120

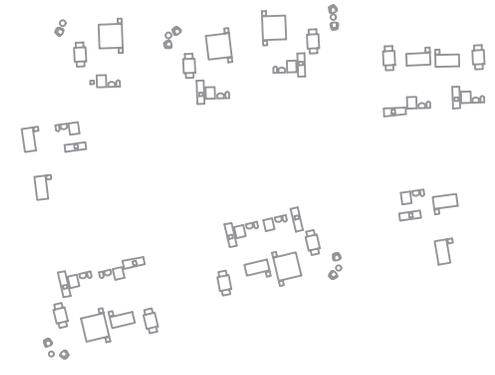
Duplex Architekten: Haus A – die Innenstadt in Zürich, 2014



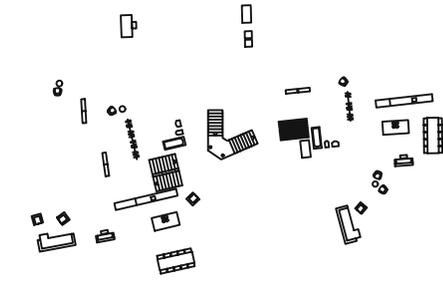
Schnitt  
A-A



Grundriss  
Regelgeschoss



Elemente des Privaten



Elemente des Teilens

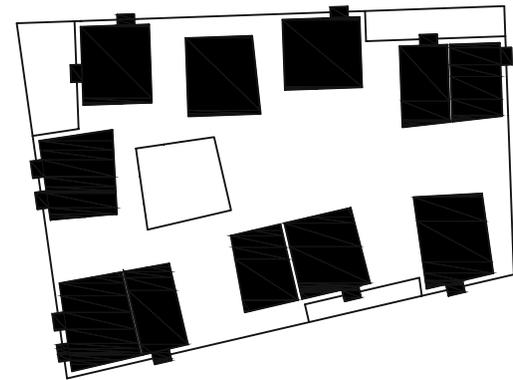
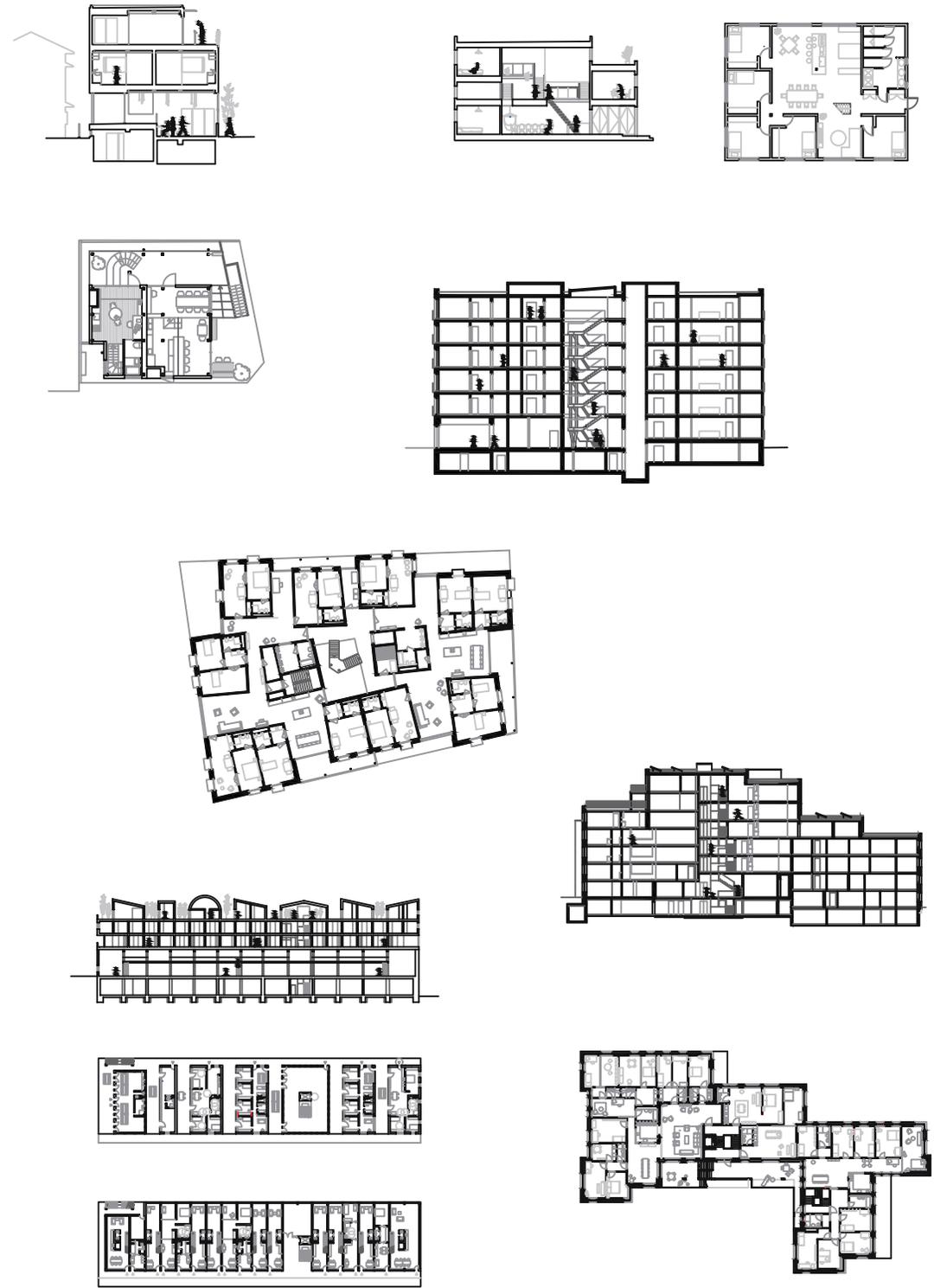
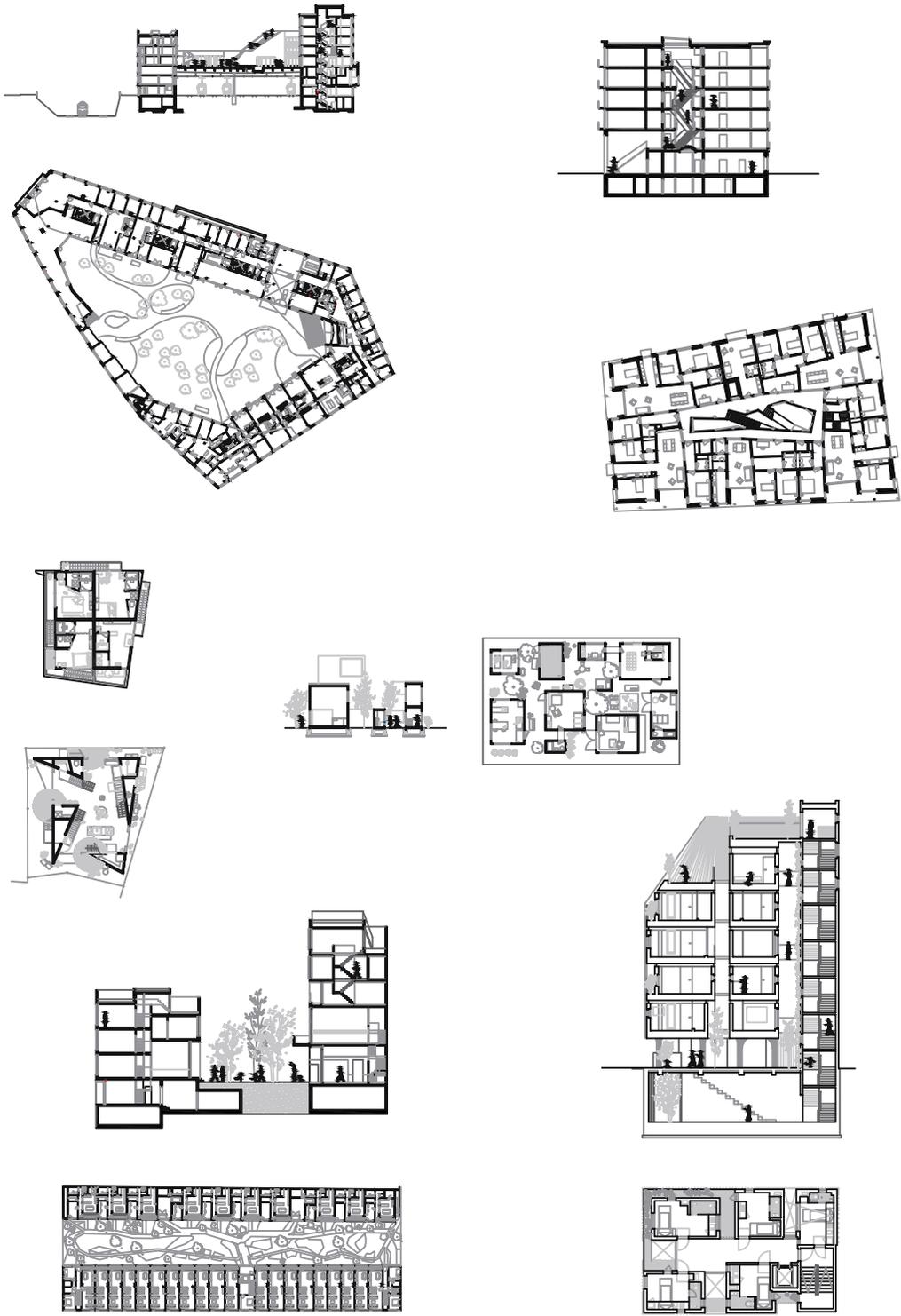
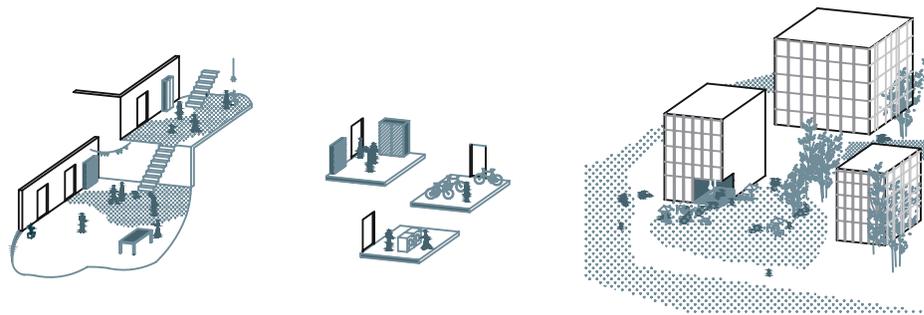


Abb. 122  
Analyse

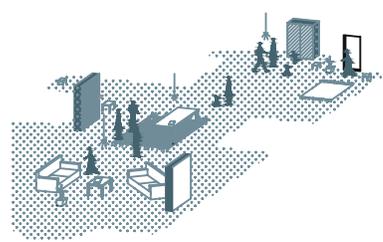




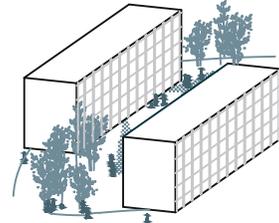
Pufferzonen

Serviceräume

Stadträume



Räume der Gemeinschaft



Außenräume

## Ein Resümee

Die zuvor vorgestellte und analysierte Auswahl kollektiver Projekte deckt ein breites Spektrum gemeinschaftlicher Wohnformen und geteilter Räume ab. Natürlich lassen sich viele weitere Beispiele finden, welche die Gemeinschaft als zentralen Punkt behandeln, jedoch soll dieser Katalog einen Überblick über die unterschiedlichen Formen schaffen. Dabei folgen die Beispiele verschiedenen architektonischen Gestaltungsprinzipien. Sie generieren einen Katalog an Mitteln und Instrumenten, wie Gemeinschaft gelebt und gestaltet werden kann. Allen Referenzen ist gemein, dass sie sich über gestalterische Mittel definieren, welche Gemeinschaft fördern sollen; die Intensität der Gemeinschaft variiert in den Projekten hingegen sehr stark und ermöglicht unterschiedliche Grade des gemeinschaftlichen Wohnens. Dies äußert

sich beispielsweise in der Anzahl der geteilten Räume, was teilweise merklich voneinander differenziert. Die Projekte umfassen Konzepte unterschiedlichster Natur. Dies beginnt beim Teilen von allem bis auf jene intimsten Räume mit anderen Bewohner\*innen und endet beim Versuch des klassischen Einfamilienhausgefühl, wo nur der Außenraum in Form eines großen kollektiven Innenhofs an der gemeinschaftlichen Nutzung partizipiert. Die Zelle, also der Raum des Schlafens, bleibt aber bei allen analysierten Referenzbeispielen stets vollkommen privat. In den aufgezeigten Beispielen ist natürlich das Verhältnis aus privat und gemeinschaftlich nicht zwangsläufig ideal balanciert. Vereinzelt ist diese Harmonie schlechter oder besser gelungen. Die Auswahl der Beispiele folgt aber einer Idee, welche im daraus folgenden Konzept die großen Unterschiede im Umgang solcher gemeinschaftlicher Räume veranschaulichen soll.

### Pufferzonen – Erschließungsräume

Eine sehr große architektonische Relevanz zur Entstehung von Begegnungen der Bewohner\*innen im Haus weisen halböffentliche Räume auf, welche Pufferzonen zwischen privaten und gemeinschaftlichen Räumen darstellen. Das

Projekt des Hunzikerareals in Zürich, das Haus M, die Kalkbreite oder auch das Projekt Heizenholz zeigen wie bedeutsam Erschließungsräume und -flächen für die passive Interaktion und zufällige Treffen der Bewohner\*innen sein können. Sie sind Orte des Alltags und führen daher automatisch zu einer Wechselbeziehung der Bewohner\*innen. Je nach architektonischer Gestaltung können sich diese Pufferzonen sehr positiv und fördernd auf die Bildung einer Gemeinschaft aus- oder genau das Gegenteil bewirken. Bei den Erschließungsbereichen sollte in erster Linie auf eine klare und offene Gestaltung geachtet werden: zum Beispiel helle Räume, die zum Verweilen einladen, wie der Piranesi des Haus M, welcher nicht nur Erschließungsraum, sondern gleichfalls Begegnungsort der Bewohner\*innen ist. Ähnlichem entspringt der Gedanke der terrasse commune des Projektes Heizenholz: eine siebenstöckige Veranda, die als Erschließung und Verbindung mit dem Neubau genutzt wird.<sup>375</sup> Zusätzlich ist sie frei möblierbar und kann als erweiterte Wohnfläche genutzt werden. Dadurch wird Platz für einen beliebten Treffpunkt geboten. Die gleiche Idee wurde in der Kalkbreite umgesetzt. Die Rue Intérieure bildet die Erschließungszone in dem Gebäude, die auch für Schuhregale und

<sup>375</sup> vgl. Kraftwerk 1 o.J.

<sup>376</sup> vgl. Kalkbreite o.J.

andere Möbel verwendet werden darf und somit ein anderes Gefühl als nur der Wegeführung und Erschließung erzeugt.<sup>376</sup> Diese Pufferzonen sind von essenzieller Bedeutung, da hier Interaktion und Austausch zwischen den Bewohner\*innen spontan stattfindet, was zu einer stärkeren Bildung eines Gemeinschaftsgefühls führen kann.

### Service Räume

In den gemeinschaftlichen Wohnformen werden unter anderem die Service Räume wie beispielsweise Fahrradräume, Waschräume oder andere Hauswirtschaftsräume zusammen genutzt. Durch die Auslagerung der Service Räume aus den privaten Wohnung, bieten auch diese Räume eine Bühne für alltägliche Kommunikation. Hierbei können sich die Bewohner\*innen in einem informellen Kontext treffen, welches sowohl die Möglichkeit für eine schnelle, kontaktfreie Erledigung der dafür vorgesehenen Funktion als auch die Chance für Kontaktaufnahme zu anderen im Gebäude bietet. Die Natur der Service Räume ermöglicht neben zwanglosen Smalltalk ebenso mögliche Gespräche über die Verwendung des Service Raumes, sei es im gemeinschaftlichen Nutzen oder geteilten Interessen aufgrund ähnlicher Verwendung. In kleineren Projekten wie dem LT

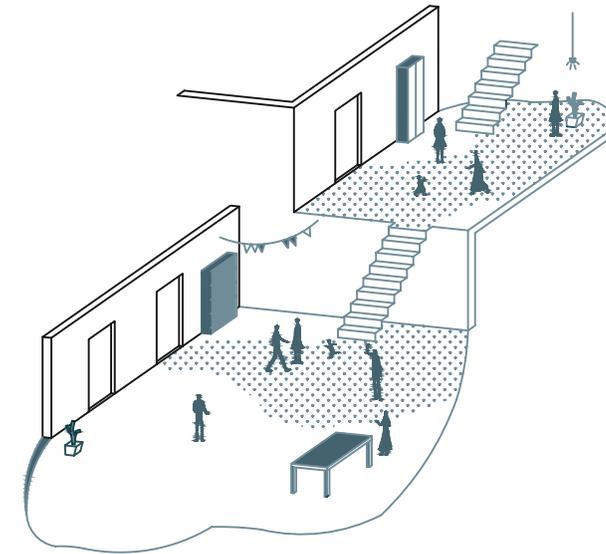


Abb. 125  
Pufferzonen

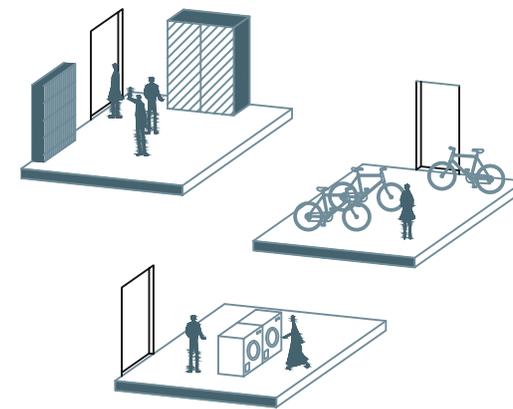


Abb. 126  
Service Räume

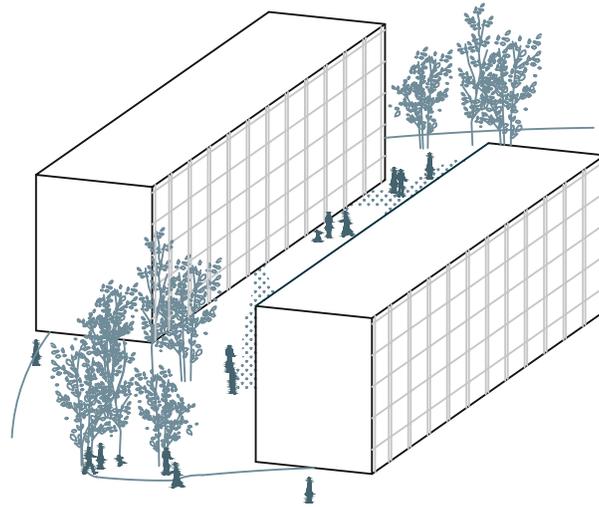


Abb. 127  
Außenräume

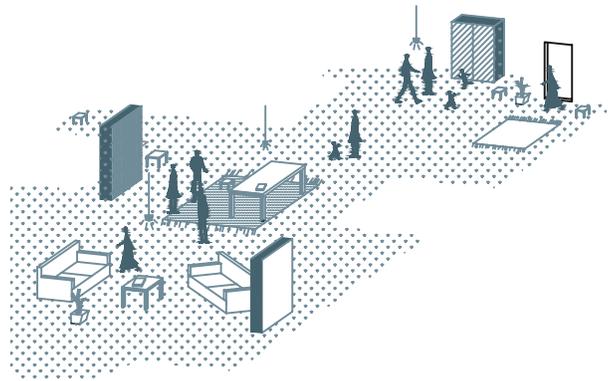


Abb. 128  
Räume der Gemeinschaft

Josai oder dem Yokohama Apartment werden alle Hauswirtschaftsräume mit allen Bewohner\*innen geteilt, was die Gemeinschaft in den Projekten zusätzlich stärkt.

#### Außenräume

Ein zentrales *Element* stellen unter anderem die gemeinschaftlich genutzten *Außenräume* im Sinne von Innenhöfen oder Dachterrassen dar, wie beispielsweise die Kalkbreite in Zürich oder das Projekt BIGyard in Berlin deutlich zeigen. Teilweise werden sie zum zentralen Element, über welches sich das Gebäude schlussendlich definiert und bilden bedeutsame Treffpunkte für die Bewohner\*innen. Die Gestaltung der Außenräume ist ausschlaggebend für ihre Nutzung: so zählen eine gute Erreichbarkeit wie Erschließbarkeit und vor allem eine zentrale Lage zu den Anforderungen, die eine hohe Frequentierung hervorrufen. Beispielsweise kann eine gut durchdachte Wegführung in den Höfen die Treffpunkte der Bewohner\*innen steuern und dadurch erhöhen.

Eine intensivere Ausgestaltung dieser Außenräume, wie es zum Beispiel bei der Kalkbreite der Fall ist, führt durch die vorhandene Infrastruktur, zu einer vermehrten Nutzung der Bewohner\*innen.

Dies schafft mehr Kommunikation und Interaktion. Höfe und (Dach)-Terrassen stellen ein simples, aber dennoch effektives Mittel dar, um gemeinschaftliche Treffpunkte zu bilden.

#### Räume der Gemeinschaft

Neben den Räumlichkeiten, die zwar nicht explizit für die Gemeinschaft entworfen wurden, aber trotzdem einen großen Einfluss darauf haben, geht es natürlich in den vorgestellten Projekten vor allem um jene Räume, die rein zur Förderung des Gemeinschaftsgefühls entworfen wurden und sich damit von den klassischen Wohnformen abheben. Ein beliebtes Element des Teilens ist die Küche. Die Mehrzahl der analysierten Projekte haben, ergänzend zu den meist kleinen Küchenzeilen in den privaten Zimmern, große Gemeinschaftsküchen, in denen zusammen gekocht und gegessen werden kann. In einigen Projekten wird dies erweitert durch zusätzliche Angebote, zum Beispiel jene eines Mittagstischs oder einer gemeinsamen Köchin wie in der Kalkbreite. Auch das Wohnzimmer wird häufig aus den privaten Bereichen ausgelagert und zu großen gemeinschaftlichen Wohnräumen zusammengeschlossen. Außerdem können bei vielen der Projekte Räume für unterschiedlichste Nutzungen wie Gästezimmer für Besuch,

Hobbyräume, Werkräume oder Gewerbeflächen genutzt oder gemietet werden.

Diese Art der Gemeinschaftsräume, die mit Absicht Treffpunkte bilden und Kommunikation entstehen lassen, können als eine Erweiterung des individuellen, privaten Raums verstanden werden. Durch den Versuch die herkömmlichen Wohntypologien so anzupassen, dass ein Mehr an Gemeinschaft in den Wohnungen entsteht, bilden sich teilweise gar neue Grundrisstypologien. Dies resultiert in erster Linie durch eine andere Gewichtung von Nähe und Distanz in den Räumen. Die Satellitenwohnungen im Hunzikerareal, die Großhaushalte in der Züricher Kalkbreite oder die Clusterwohnungen im Entwurf des Projektes Heizenholz, stehen für diese neuen Arten der Grundrisstypologien und ein Anders-Denken des Zusammenlebens. Diese unterschiedlichen Wohnungstypen setzen neue Impulse für zukünftige gemeinschaftliche Wohnprojekte und zeigen den stattfindenden Wohnwandel.

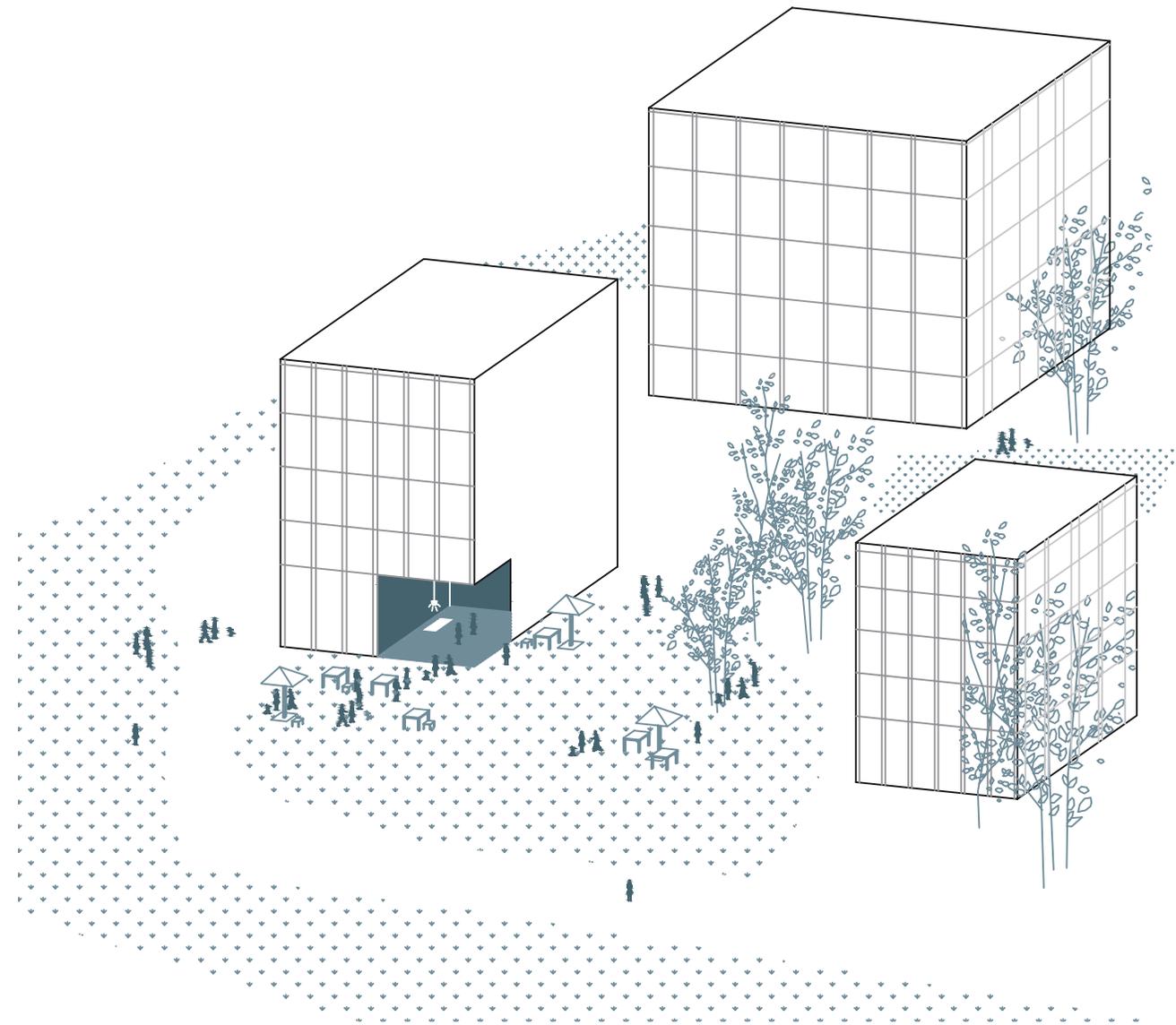
**Stadträume**

Einige der gemeinschaftlichen Konzepte machen sich außerdem die Umgebung und den Stadtraum zu Nutzen, indem sie versuchen diese in das

Gebäude einzubeziehen. Das Moriyama House ist dafür ein ideales Beispiel. Hier teilen die Bewohner\*innen die Räume nicht nur mit den anderen Bewohner\*innen, sondern mit der umliegenden Nachbarschaft. Die Integration von Cafés oder Restaurants in dem Gebäude fördert beispielsweise nicht nur die Gemeinschaft der Bewohner\*innen, sondern bindet gleichermaßen das umliegende Quartier ein. Das Konzept des Apartment with a Restaurant tut dies genauso. Durch die Stärkung des sozialen Austausches hat das Konzept des Teilens und der Kommunikation zu einem verstärkten Gemeinschaftsgefühl mithilfe einer angenehmen Atmosphäre für die Bewohner\*innen des Gebäudes und der Nachbarschaft geführt.

Obgleich sich die analysierten Beispiele in Art und Größe sowie in Anzahl und Definition der kollektiv genutzten Räume klar unterscheiden, haben sie doch immer eines gemein: das Konzept funktioniert nach dem Prinzip ein Haus als Stadt. Aufgrund der verschiedenen Layer gemeinschaftlich geteilter oder eben privat verwendeter Räume erfahren die Bewohner\*innen schon innerhalb des Gebäudes die unterschiedlichen Kategorien und Abstufungen von Gemeinschaft.

Abb. 129  
Stadträume



Wie kombiniert sich nun Kollektivität, also geteiltes Gemeinsames, mit Temporalität, dem Mobilien und sich Verändernden? Manch paradigmatische Widersprüche lösen sich durch die Veränderung des Kontexts auf, wenn man nur den Zeitpunkt dafür erkennt. Was in früheren Zeiten weder erstrebenswert noch möglich war, ist heute mehr als ein Ziel: Bedürfnis oder gar Bedarf.

In Zeiten der versuchten und gesuchten Sesshaftigkeit war Temporalität ebenso wenig positiv behaftet, wie es in Zeiten des kapitalistischen Materialismus die Kollektivität ist. Während die Temporalität schon seit einigen Jahren schrittweise Einkehr in nun veränderte Denkweisen gehalten hat, so ist die Einsicht zur dringend benötigten Kollektivität der aktuell gehende Schritt. Dabei entspringt diese geplante Voraussicht einer logischen Überlegung: Reflektieren wir frühere Nutzungsweisen, so finden wir die Bedürfnisse als Ursache und die architektonischen Planungen als Konsequenz.

# Entwurf

das temporäre Habitat





### III ENTWURF

Das temporäre Habitat

#### III.I s. 336-354

Der Raum der  
individuellen Existenz

#### III.II s. 356-388

Der Raum der  
kollektiven Erinnerungen

#### III.III s. 390-408

Der Raum der  
urbanen Anonymität

*„Wandlungsfähig ist das Haus  
wie der Mensch, beweglich und  
doch fest.“*

Bruno Taut.

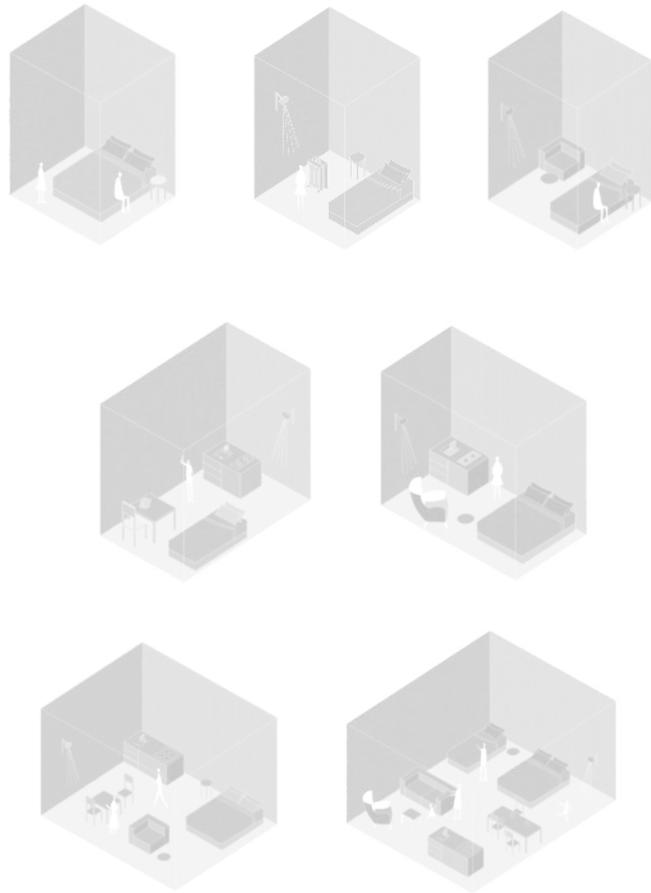


Abb. 131  
Konzeptskizzen: Der private Raum

## Die Wohntypen

*Es stellt sich zuerst die Frage wer von der Temporalität und Mobilität betroffen ist? Welche Wohntypen es gibt und welche erst daraus entstehen?*

Zählt man selbst nicht zu der Gruppe der urbanen Nomaden, die ständig auf Reisen sind, so sind doch grundsätzlich alle immer von dem sich Verändernden, dem Unvorhersehbaren betroffen. Nicht einmal bei der Mehrzahl der Leute verändert sich das Leben jedes Jahr durch den Umzug in ein anderes Land oder eine andere Stadt, dennoch können neue Beziehungen, Trennungen, Familienzuwachs oder auch der Auszug der erwachsen gewordenen Kindern zu unvorhersehbaren Veränderungen führen. Aus diesem Grund sind doch alle immer in gewisser Weise von Temporalität betroffen.

Wie muss nun der Raum der individuellen Existenz in weiterer Konsequenz aussehen? Welche Elemente können der Gemeinschaft zugeschrieben werden? Wie viel können wir mit anderen teilen, ohne unsere Privatsphäre zu

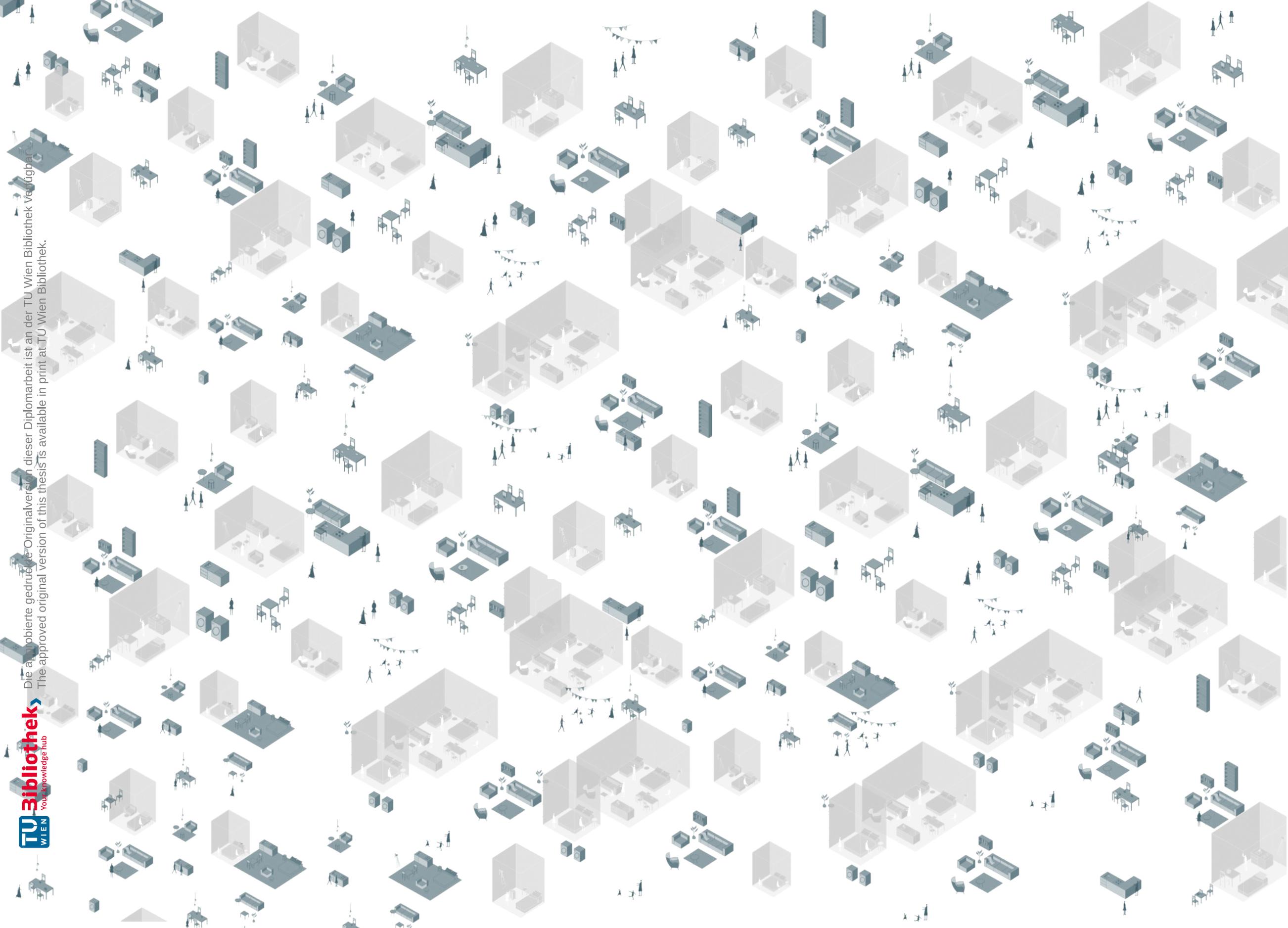
verlieren oder uns unwohl in der Gemeinschaft zu fühlen? Können wir durch eine Kategorisierung der Bewohner\*innen herausfinden, wie viel privat bleiben muss und wie viel geteilt werden kann? Klar ist folgendes: je weniger privaten Raum wir für uns besitzen, desto mehr gemeinschaftlicher Raum wird nötig, um der Bewohner\*in trotzdem alle Bedürfnisse erfüllen zu können. Können also durch die Kategorisierung und die damit verbundene Definition privater beziehungsweise geteilter Elemente relevante Ressourcen geschont, gerechter verteilt und so ein Mehr für alle erzeugt werden? Wenn die Gemeinschaft auf dieser Basis nahezu komplett aus den privaten Wohnräumen verlagert wird, entsteht dadurch eine gegenseitige Abhängigkeit mit den gemeinschaftlichen Räumen. Ohne den Gemeinschaftsbereichen sind die privaten Räume zu klein für Austausch und Zusammensein mit anderen Bewohnern\*innen oder Freund\*innen; ohne privaten Wohnraum fehlt der Zufluchtsort für das Individuum. Es bleibt demnach die Frage, in welchem Verhältnis die Fläche des Individuums zu der Fläche der Gemeinschaft stehen soll. Jede Bewohner\*in besitzt schließlich seine eigene Beziehung zur Individualität, wie auch zum Gemeinschaftssinn und gewichtet dementsprechend seine Prioritäten verschieden.



Abb. 132  
Raum des Rückzugs – Raum  
der Teilhabe

Wie kann die räumliche Organisation der individuellen Räume funktionieren und welche kollektiven Räume entstehen dabei? Wie kann die Synthese zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft räumlich ausformuliert werden? Können die individuellen Wohntypen so zusammen funktionieren, dass trotz Minimierung des eigenen Raums ein Mehr für alle erzeugt wird? Und muss jedem Bewohner\*intyp ein eigener Wohnungstypus zugewiesen werden oder soll der Raum in der Lage sein, jegliche Bewohner\*innentypen zu beherbergen und die Fähigkeit besitzen, sich stets an Veränderungen anzupassen?

Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar.  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.



### Ein Zuhause, zwischen Rückzug und Teilhabe

*„The way we think about architecture is organized by the way we think about the relationships between inside and outside, private and public. With modernity there is a shift in these relationships, a displacement of the traditional sense of an inside, an enclosed space, established in clear opposition to an outside. All boundaries are now shifting. This shifting becomes manifest everywhere. In the city of course, but also in all the technologies that define the space of the city; The railroad, newspapers, photography, electricity, advertisements, reinforced concrete, glass, the telephone, film, radio, ... Each can be understood as a mechanism that disrupts the older boundaries between inside and outside, public and private, night and day, depth and surface, here and there, street and interior, and so on.“*<sup>377</sup>

Städte müssen heute mit immer mehr und mehr Menschen geteilt werden. Zusätzlich steigen Wohnungskosten weiter an, während Wohnungsgrößen durchschnittlich kleiner werden. Dadurch läuft man Gefahr, vor allem Wohnungstypen mit geringem sozialem Wert zu entwerfen. Im Kontext der Individualisierung, der Veränderung der Familienkonstellationen und der flexibilisierten Arbeitswelt entstehen neue Nutzungsanforderungen für das Wohnen. Insgesamt wird das Leben mobiler, unstabiler und lässt sich nur mehr schwer in starre Typologien eingrenzen.

Die Entwurfsidee versucht einen Prototyp zu konzipieren, der sich mit den Begriffen der Teilhabe und dem sich Verändernden in ihrer gegenwärtigen Relevanz eingehend auseinandersetzt und als Katalysator für ein gemeinschaftliches Leben und Wohnen agiert. Das Projekt umfasst private Zellen und kollektive Räume, die je nach Kontext und Umgebung verschieden zusammengefügt werden können. Dabei zielt die Organisation darauf ab, die individuellen Räume zu minimieren und die gemeinschaftlichen Räume zu

maximieren. Der private Raum fungiert als Zufluchts- und Rückzugsort des Individuums. Der gemeinschaftliche Raum dient zur Interaktion mit anderen sowie als erweiterter Wohnraum. Das Konzept sieht eine Abhängigkeit der privaten Räume mit den gemeinschaftlichen Flächen vor.

Besonders die Öffnung zu einer Gemeinschaft bei gleichzeitiger Bewahrung der individuellen Bedürfnisse nach Rückzug verlangt nach Wohnformen, welche sich auf verändernde Ansprüche anpassen und flexibel auf diese Veränderungen reagieren können. Das Temporäre als das **Unvorhersehbare** soll hierbei nicht nur akzeptiert werden, sondern zum Ausgangspunkt des Entwurfs gemacht werden. Lebendigkeit, Temporalität und Vergänglichkeit werden zu einem integralen Bestandteil des planerischen Denkens. Dafür bedarf es modularer Systeme, welche auf die neu entstehenden Bedürfnisse jederzeit reagieren können und mit der Bewohner\*in wachsen oder schrumpfen. Das Gebäude wird zu mehr als der Summe seiner Funktionen; der Raum, welcher verhandelt.

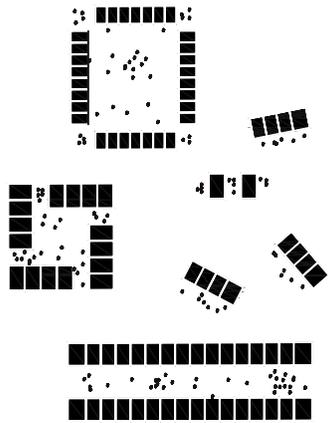
*Ein Entwurf von innen nach außen.* Das Verhältnis zwischen dem Innen und dem Außen, zwischen dem Privaten und dem Kollektiven, dem Individuum und der Gemeinschaft, also dem Einzelnen und der Nachbarschaft – Rückzug und Teilhabe. Der Raum der individuellen Existenz, der Raum der kollektiven Erinnerungen und der Raum der urbanen Anonymität; jeder dieser Räume hat sein eigenes Verhältnis zur Individualität und Kollektivität, muss aber im Zusammenhang mit den anderen Raumfragmenten verstanden werden. Die Räume stehen also unentwegt in Abhängigkeit zueinander. Es gibt ein Innen und ein Außen, und das Dazwischen, welches die Kommunikation zueinander zu sehen versucht. Eine wiederholbare Struktur entsteht, die an verschiedenen Standorten, in verschiedenen Konfigurationen umgesetzt werden kann. Ein Vorschlag für ein städtisches Wachstum, das situativ organisiert werden kann, ausgehend vom individuellen Raum und seiner universellen Fügung.

<sup>377</sup> Colomina zit. nach Hennig 2015, S. 17

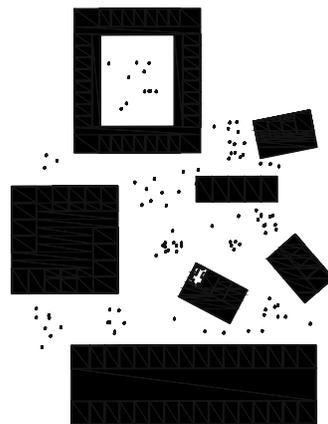
Die Raumfragmente



Das Innen



Das Dazwischen

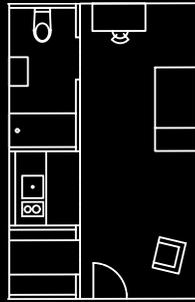


Das Außen

*Der Raum der individuellen Existenz  
der private Raum*

*Der Raum der kollektiven Erinnerungen  
der gemeinschaftliche Raum*

*Der Raum der urbanen Anonymität  
der öffentliche Raum*



Baustein  
der private Raum

### III.I

Der Raum der  
individuellen Existenz

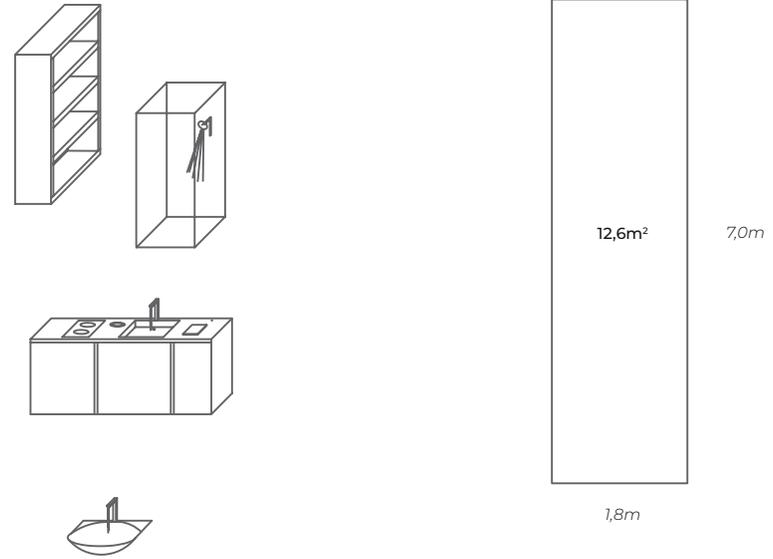
*Das Innen*

Das kleinste Fragment des Entwurfs bildet  
der private Raum des Menschen und  
fungiert als das Refugium der Zuflucht  
sowie des Rückzugs für das Individuum.  
Ein Baustein, der je nach Kontext anders  
zusammengesetzt werden kann.

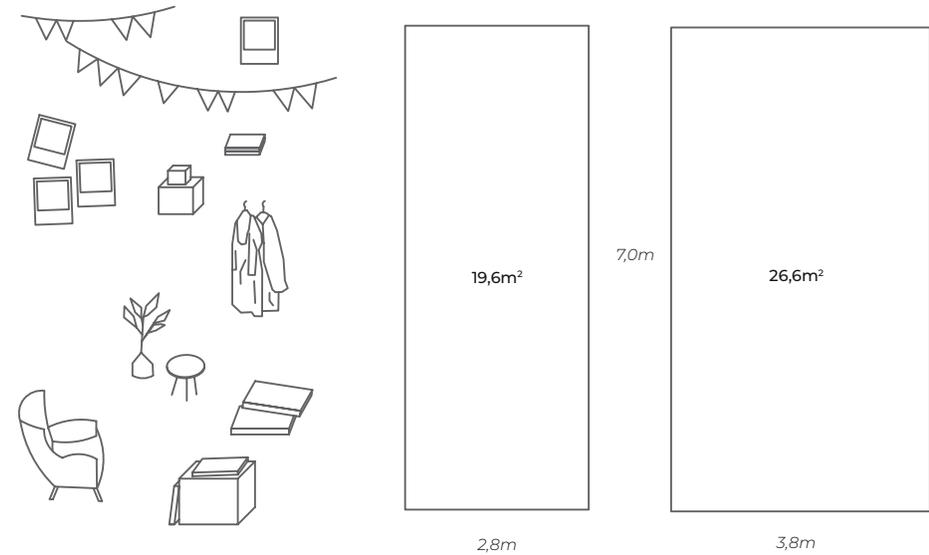
### Der private Raum

*Der Raum als neue Identität*

Der Entwurf entwickelt sich von innen nach außen ausgehend vom kleinsten Nenner: der Zelle als das zeitgemäße Refugium. Der private, individuelle Raum wird auf sein Minimum reduziert, sodass er zum Zufluchts- und Rückzugsort des Individuums wird. Hier findet der Dialog mit dem Ich statt. Der private Wohnraum besteht dabei aus zwei Fragmenten. Die bewohnbare Wand, der Nebenraum, in dem alle festen Versorgungseinrichtungen wie Bad, Küche oder Abstellraum/Stauraum untergebracht werden können. Und dem Hauptraum der einen leeren, undefinierten Raum darstellt, welcher einzig die feste Funktion des Schlafens behält. Alle weiteren Funktionen, die der Raum übernehmen soll, werden von den Bewohner\*innen selbst bestimmt. Da alle anderen Funktionen auch im kollektiven Raum zu finden sind, soll die Bewohner\*in selbst im Stande sein zu entscheiden, welche Funktionen sie privat halten möchte. Der Raum kann nun von ihr frei gestaltet werden, um ein Gefühl der Heimat und der Vertrautheit zu erzeugen. Der Raum dient als neue Identität.



Grundrisschema: Raum der Infrastruktur



Grundrisschema: Raum der Identität



Die Wände der individuellen Räume enthalten alle grundlegenden Wohnelemente, wodurch in den privaten Zellen freie sowie undefinierte Räume entstehen, die je nach Bedarf eingerichtet und genutzt werden können.

Abb. 136

Grundrisskonzept: Raumgrößen



Werden die einzelnen Wohnräume nebeneinandergereiht, so können die jeweiligen Rückseiten der Wände entweder von anderen Bewohnern\*innen oder auch der Gemeinschaft als zusätzlicher Stauraum genutzt werden.

Abb. 137

Grundrisskonzept: additiv gereichte Wohnmodule

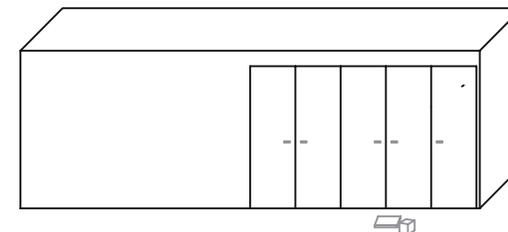
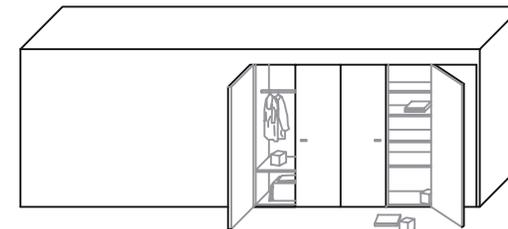
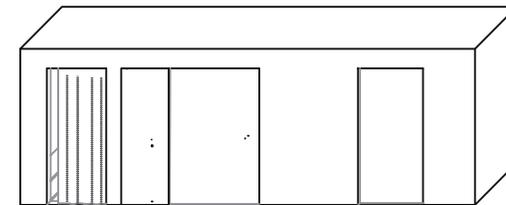
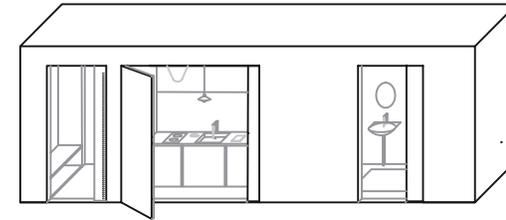


Abb. 138

die bewohnbare Wand

Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU-Wien Bibliothek verfügbar  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.



**TU** WIEN  
**Bibliothek**  
Your knowledge hub

Raum der Infrastruktur  
**Bewohnbare Wand**

Die bewohnbare Wand funktioniert wie ein Schranksystem, in welchem die gesamte Infrastruktur untergebracht wurde. Da alle essenziellen Funktionen schon im Wohnmodul enthalten sind, wird den Bewohner\*innen das Ein-, Aus- und Umziehen erleichtert. Alles, was wir brauchen, aber nicht einfach in einen Koffer oder einen Umzugskarton packen können, ist darin enthalten.

Entwurf

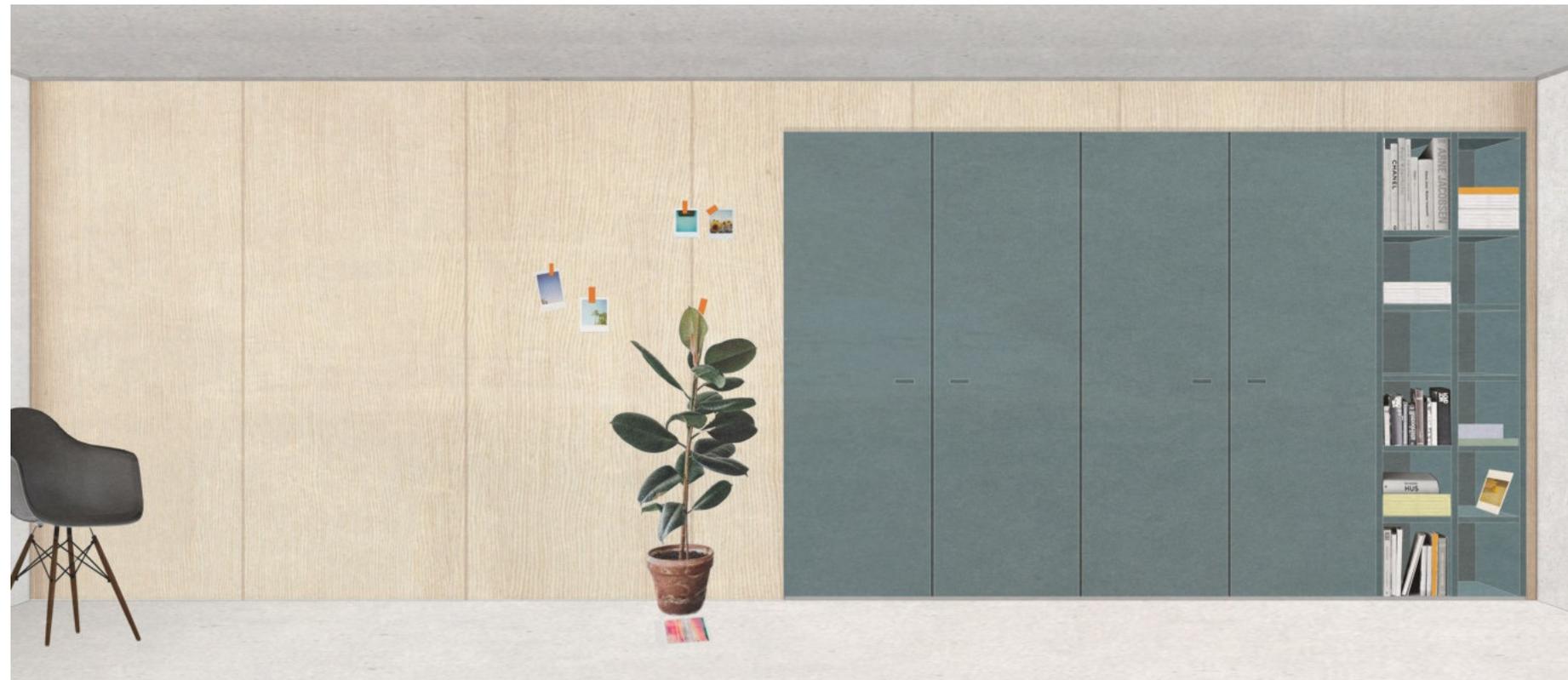
343



Raum der Infrastruktur, Rückseite

### Bewohnbare Wand

Werden die einzelnen Wohnmodule aneinandergereiht, entstehen auf der Rückseite große Schrankelemente, die von den anderen Bewohner\*innen genutzt werden können. Da die Räume klein sind und kein Platz für große Schränke in den Räumen bleibt, ist dieser Stauraum von großer Wichtigkeit. Die Dimension der multifunktionalen Wand bleibt mit 12,6m<sup>2</sup> immer dieselbe. Die Aufteilung beziehungsweise Nutzung der bewohnbaren Wand variiert dabei nach der Anzahl und der Bedürfnisse der Bewohner\*innen.



### Das Modulsystem

In Anbetracht der stetigen Wandlungen und Neuerungen in menschlicher Lebensplanung, in erster Linie in Bereichen der Familienkonstellationen und der Berufswege, wirken das klassische Verständnis des Wohnens und vor allem die starren, traditionellen Grundrisstypologien schon seit vielen Jahren überholt. Da ein Gebäude bekanntermaßen länger lebt als seine Bewohner\*innen und sich die Lebensstile der Menschen rasant weiter wandeln werden, müssen adäquate Wohnformen entworfen werden, welche neu entstehenden gesellschaftlichen Wohnmodellen Raum bieten.

Vor allem die Öffnung zu einer Gemeinschaft bei gleichzeitiger Bewahrung der individuellen Bedürfnisse nach Rückzug verlangt nach neuen Wohnformen. Diese müssen sich auf verändernde Ansprüche anpassen und flexibel auf diese Veränderungen reagieren können.

Durch die gleichbleibenden Dimensionen der Wohnräume entsteht ein adaptives und stets flexibles Modulsystem. Für jede Bewohner\*in ist ein Nebenraum und ein Hauptraum vorgesehen. Bei mehr Personen können die einzelnen Räume je nach Bedürfnis und Anzahl der Bewohner\*innen simpel miteinander kombiniert werden. Die Anordnung der Räume und deren Eigenschaften ermöglichen es den Bewohner\*innen, ihren Wohnraum selbst zu programmieren. Sie können unterschiedlich kombiniert werden und lassen somit Veränderung zu. Das additiv gereichte Wohnmodul bietet als Wohneinheit ein hohes Maß an Flexibilität, durch nutzungsneutrale Räume und vor allem deren Anpassungsfähigkeit an Unvorhergesehenes.

#### Abb. 141

Beispiele in Dimension und Unterteilung der Wohnräume



Durch die Aneinanderreihung der additiven Wohnmodule wird bei Bedarf auch eine kollektive Unterteilung der bewohnbaren Wände ermöglicht. So können sich Haushalte beispielsweise eine bewohnbare Wand teilen und beidseitig als Küchenzeile nutzen. Familien können nach dem Ausziehen der Kinder eine Wand für andere freigeben oder beim Wachsen der Familie eine Zelle dazunehmen. Wird ein Wohnraum frei, kann dieser beispielsweise auch als Atelier oder Homeoffice zugemietet werden. Demnach soll das Konzept weder nur den traditionellen Familienmodellen noch allein den Singlehaushalten gerecht werden. Es wird versucht, allen Lebensphasen und Modellen des Zusammenwohnens gerecht zu werden.

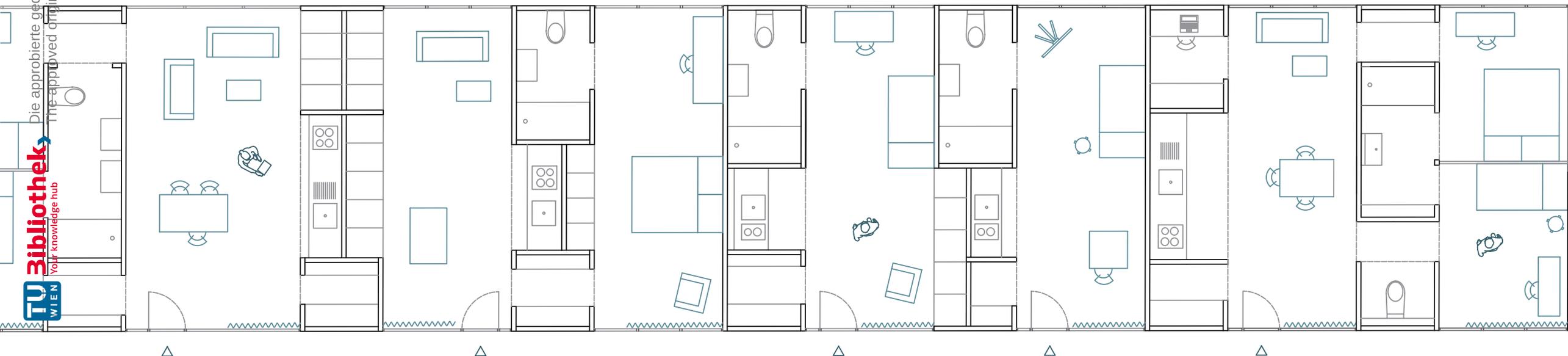
Nicht nur durch die Aneinanderreihung entstehen viele Variationen an Grundrissstypologien. Ebenso können in den einzelnen privaten Wohnräumen sekundäre Trennwände oder beispielsweise Bettnischen aufgebaut und später wieder demontiert werden. Somit

passen sich die Wohnungen je nach unterschiedlichen Bedürfnissen und Lebensphasen ihrer Bewohner\*innen an. Das Temporäre, das Mobile als das Unvorhersehbare, soll also nicht nur akzeptiert werden, sondern zum Grundkonzept des Entwurfs werden.

Natürlich erfordern diese Formen eine andere Herangehensweise als traditionelle Formen der Wohnarchitektur. Gegenwärtig sind in den meisten traditionellen Typologien Wände wie auch Trennwände starre Strukturen. Ob etwas in der Wohnung verändert werden kann oder darf, darüber sind sich die meisten Bewohner\*innen nicht im Klaren. Dies führt zu einem unveränderlichen Wohnrahmen der Wohnungen, was sich nur schwer Veränderung zulässt. Die Konsequenz? Durch Veränderungen in unserem Leben werden wir gezwungen umzuziehen oder Räume teilweise komplett leer stehen zu lassen. Die Variabilität und Anpassungsfähigkeit der einzelnen additiven Wohnmodule soll dafür eine Lösung bieten.

Abb. 142

Grundriss einer beispielhaften Nutzungsvariante



Grundrisskonzept

Verschiedene Nutzungsvarianten der modularen Räume

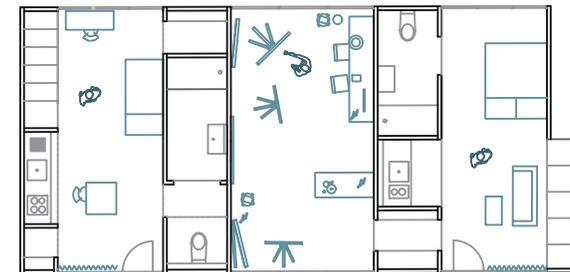


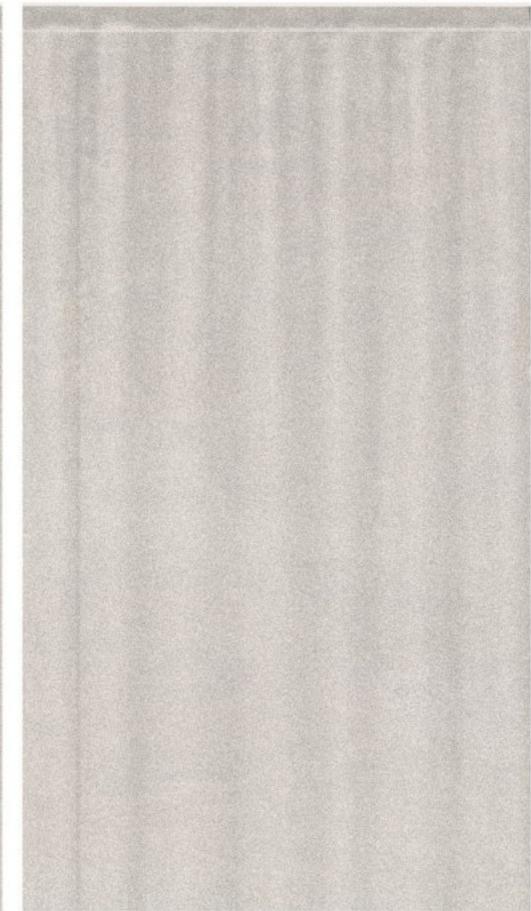
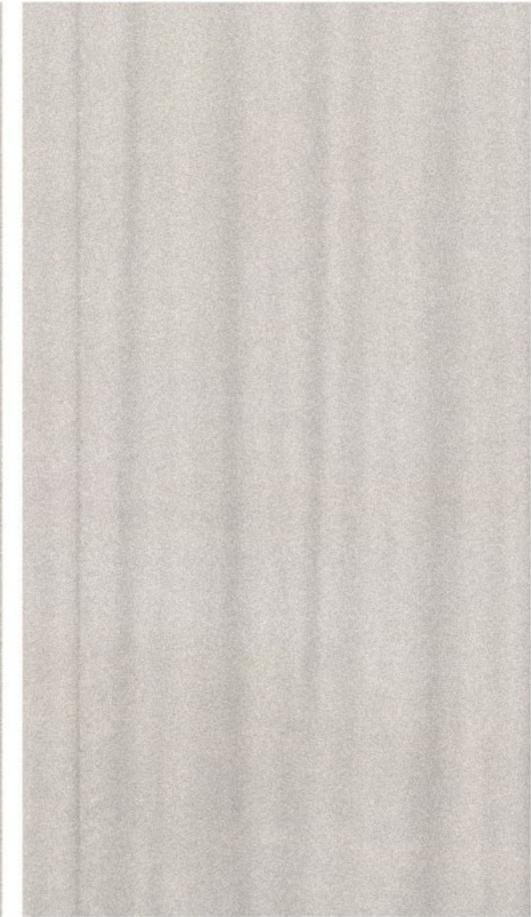
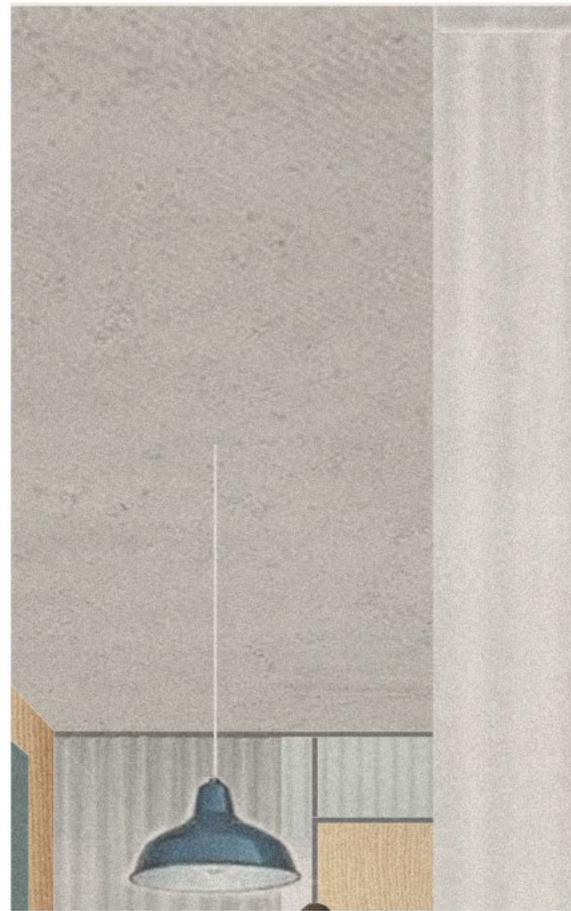
Abb. 143 und Abb. 144  
 Grundrisskonzepte: Nutzungsneutralität und  
 Schaltbarkeit

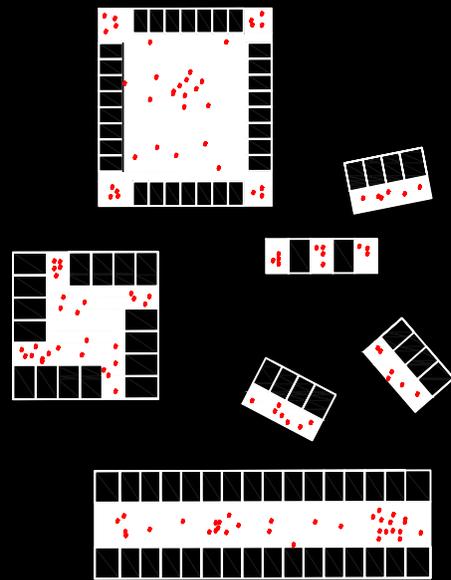


Die approbierte gedruckte Originalversion ist über die Bibliothek verfügbar.  
The approved original version is available through the library.



*Der Raum  
als neue Identität?*





Typologien  
der gemeinschaftliche Raum

### III.II

*Der Raum der  
kollektiven Erinnerungen*

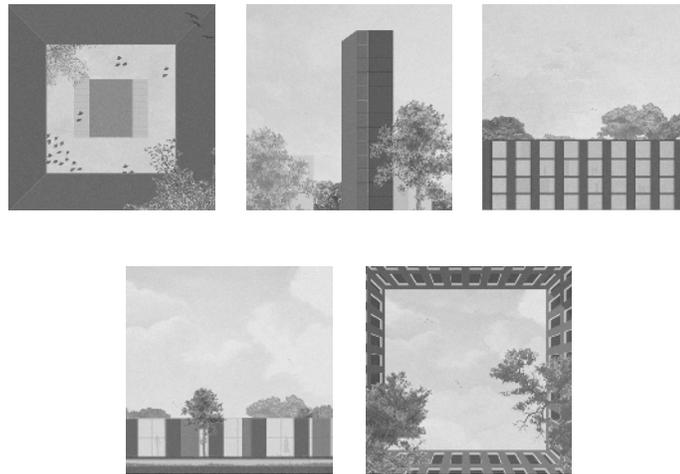
*Das Dazwischen*

Der Raum der Gemeinschaft stellt den Vermittler zwischen dem existenziellen, individuellen Innen und dem anonymen Außen dar. Er ist Raum der Bewegung, in dem wir mit anderen in Kontakt treten und interagieren können. Durch die Anordnung oder Reihung des Fragments des individuellen Raums können verschiedenste Typologien und Formen der Gemeinschaft entstehen. Der Raum figuriert als poröses Gefüge, welcher durch seine Bewohner\*innen und deren Nutzung unaufhörlich neu definiert werden kann.

## Typologien

### *Der Raum der kollektiven Erinnerungen*

Folgende Entwurfskonzepte sollen nicht als abgeschlossene, isolierte Gebäude verstanden werden, sondern beispielhaft Möglichkeiten sichtbar machen, welche Formen und Strukturen durch das Fragment des privaten Raums entstehen und welche Unterschiede sich dadurch in dem Raumfragment der Gemeinschaft ergeben können.



*„Die Wohnung als Schutz ist eine Ausweitung des Wärmehaushaltsmechanismus unseres Körpers – eine Kollektivhaus, ein Gemeinschaftskleid.“<sup>378</sup>*

<sup>378</sup> McLuhan zit. nach Reichardt 2014, S.351

## Die Besitzfrage

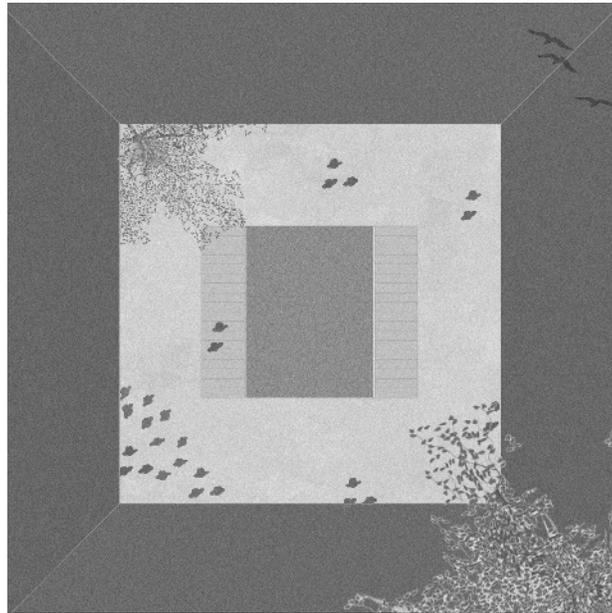
### wem gehört es?

In welchem Modell würde sich der Entwurf des *Temporären Habitats* umsetzen lassen? Welches Wohnmodell wäre in der Lage den Rahmen des Privateigentums in Frage zu stellen und somit eines der bisher wichtigsten Ziele des Wohnungsbaus aufzulösen?

Eine Form wäre beispielsweise das Mietshäuser-Syndikat, welches eine Alternative zum Eigentumsprinzip darstellt. Seit fast über zwanzig Jahren existiert das Mietshäuser-Syndikat in Deutschland und zielt in erster Linie darauf ab, Wohnraum aus dem gewerblichen Immobilienmarkt zu befreien – „selbstorganisiert wohnen, solidarisch wirtschaften“. Der grundlegende Wunsch des MHS ist, selbstbestimmtes Leben in einem Wohnhaus zu ermöglichen und gleichzeitig bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Außerdem zeichnet es sich durch die Neutralisierung von Eigentum, einer dezentralen Organisationsstruktur aus und verpflichtet sich weiters, neue Projekte finanziell zu unterstützen.<sup>379</sup>

Wird das *Temporäre Habitat* durch die Prinzipien des Mietshäuser-Syndikat organisiert, so kann ebenso ein besserer Austausch zwischen den Wohnhäusern ermöglicht werden. Folglich kann dadurch ein Umzug in ein anderes Wohngebäude oder ein Tausch beziehungsweise eine Erweiterung der Wohnräume für die Bewohner\*innen vereinfacht werden. Auch Aufgaben, wie die Betreuung sowie Versorgung der einzelnen Wohnhäuser, kann zwischen den Bewohner\*innen des MHS aufgeteilt oder gar zusammen bewältigt werden.

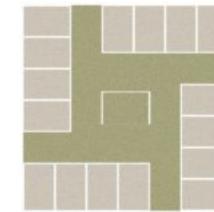
<sup>379</sup> vgl. Mietshäuser Syndikat Verein o.J.



/

## Typologie 1

*Das Atrium*



Ordnet man die individuellen Räume um ein Atrium an, so entstehen überdachte kollektive Flächen für die Gemeinschaft in der Mitte der Struktur. Diese schaffen ein Gefühl von Großzügigkeit und Offenheit. Gleichzeitig ergeben sich durch die Anordnung des privaten Fragments auch halbprivate beziehungsweise halböffentliche Bereiche, welche gleichermaßen eine gewisse Privatheit im geteilten Raum erzeugen können. Das Atrium dient als der zentrale Raum des Gebäudes und der Gemeinschaft, von welchem aus die umliegenden individuellen, privaten Räume erschlossen werden.

Typologie 1  
Das Atrium

Legende

- 1. Küche
- 2. Wohnbereich
- 3. Atelier
- 4. privater Raum
- 5. Stauraum
- 6. Waschraum
- 7. Lernplätze
- 8. Essbereiche
- 9. Arbeits/Meetingsraum
- 10. Sauna
- 11. Treppenhaus
- 12. Lift

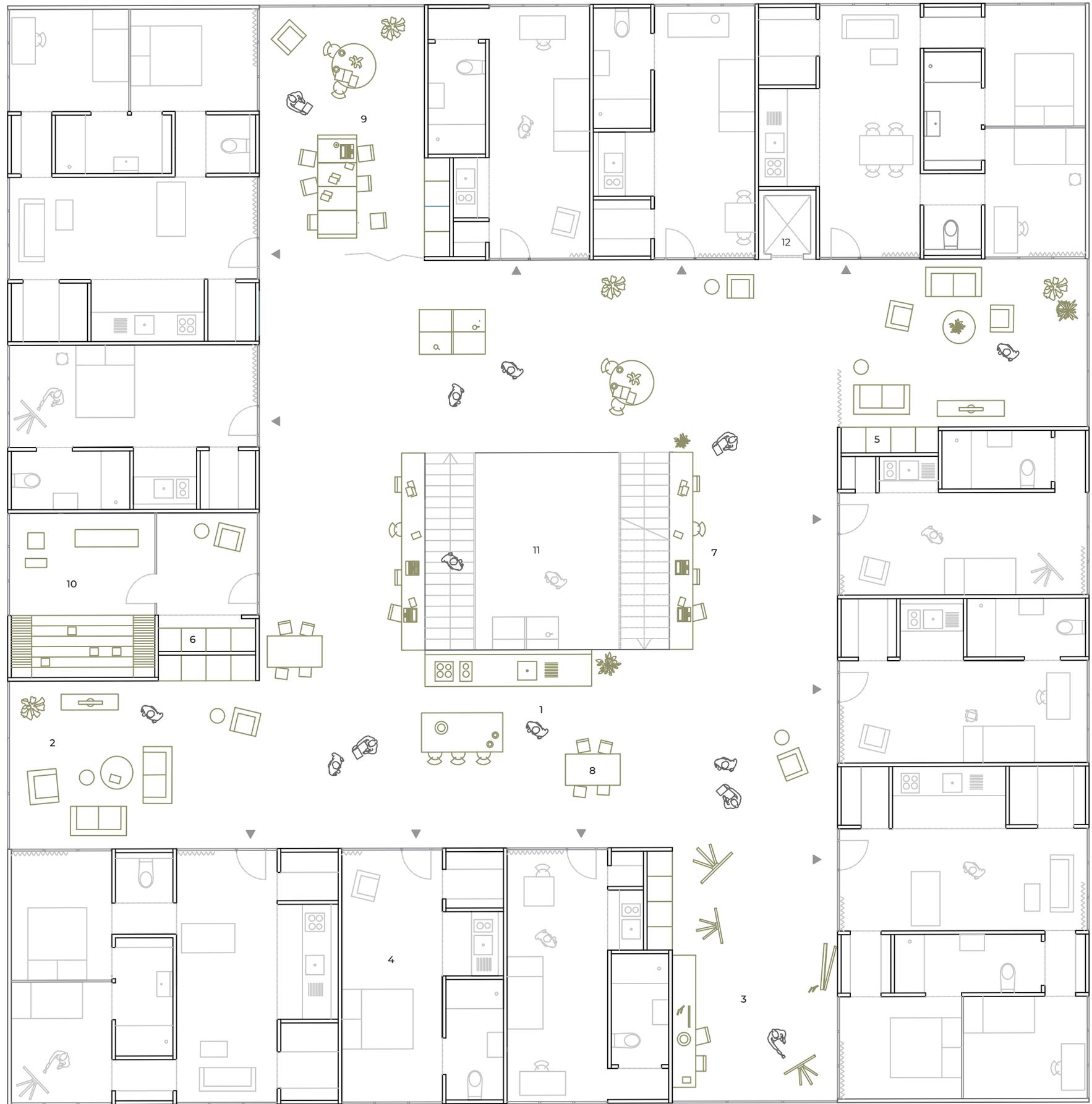
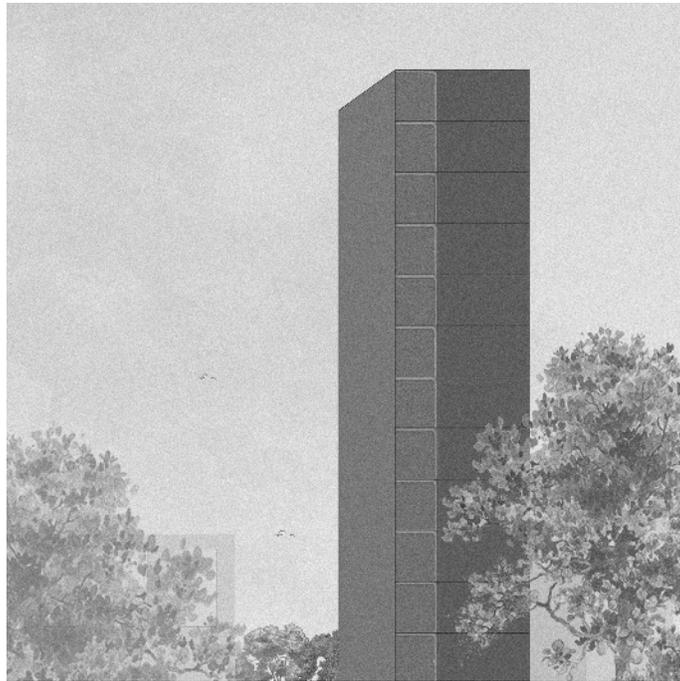




Schaubild  
Halböffentliche Bereiche



Schaubild  
Das Atrium



//

## Typologie 2

*Das Wohnhochhaus*



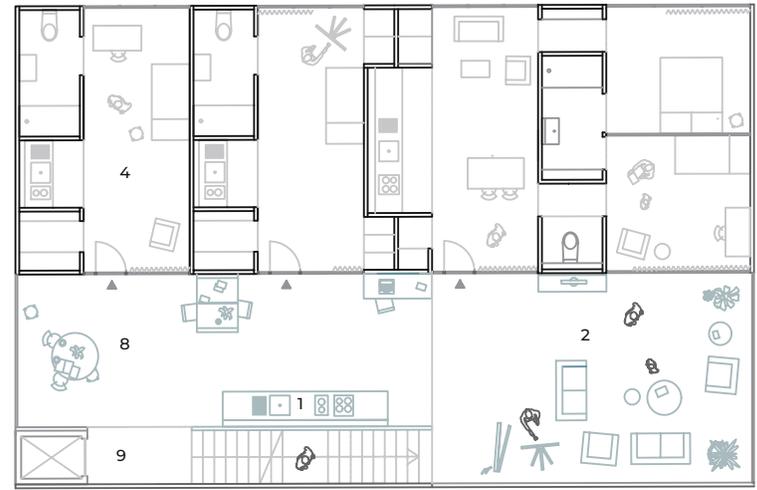
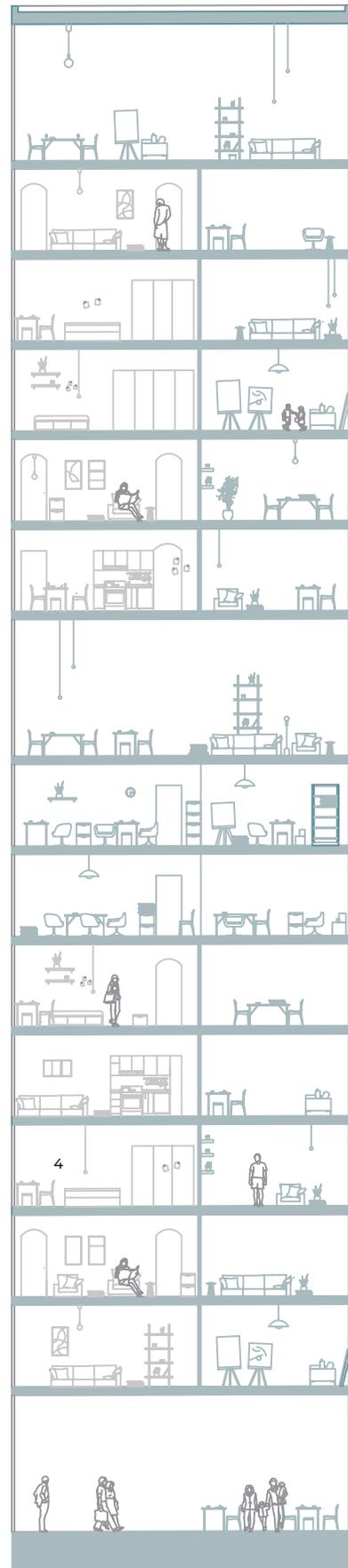
Durch eine vertikale Stapelung der individuellen Zellen kann beispielsweise auf einem kleinen Bauplatz ebenso viel Wohnraum gewonnen werden, wodurch eine hohe Dichte geschaffen wird. Die Gemeinschaft wird dabei neben den individuellen Zellen angeordnet und erweitert somit den privaten Raum. Durch eine vertikale Stapelung können, zusätzlich zu dem gemeinschaftlich genutzten Raum, vor den privaten Zellen ganze Stockwerke der Gemeinschaft zugeschrieben werden.

Typologie 2  
 Das Wohnhochhaus

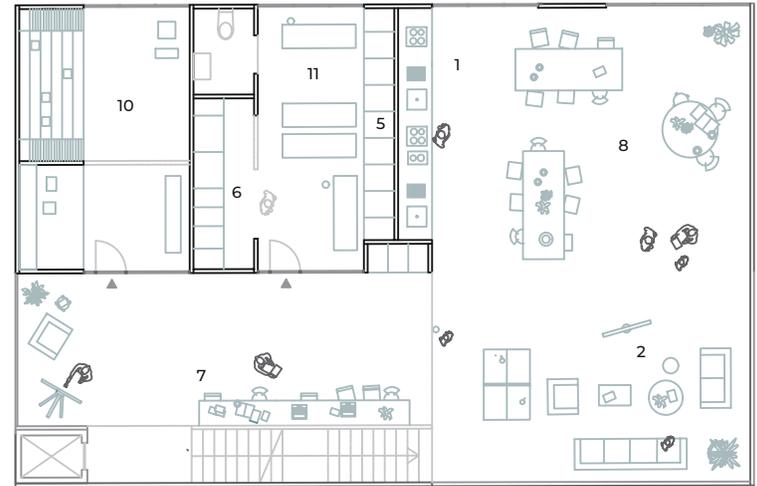
367

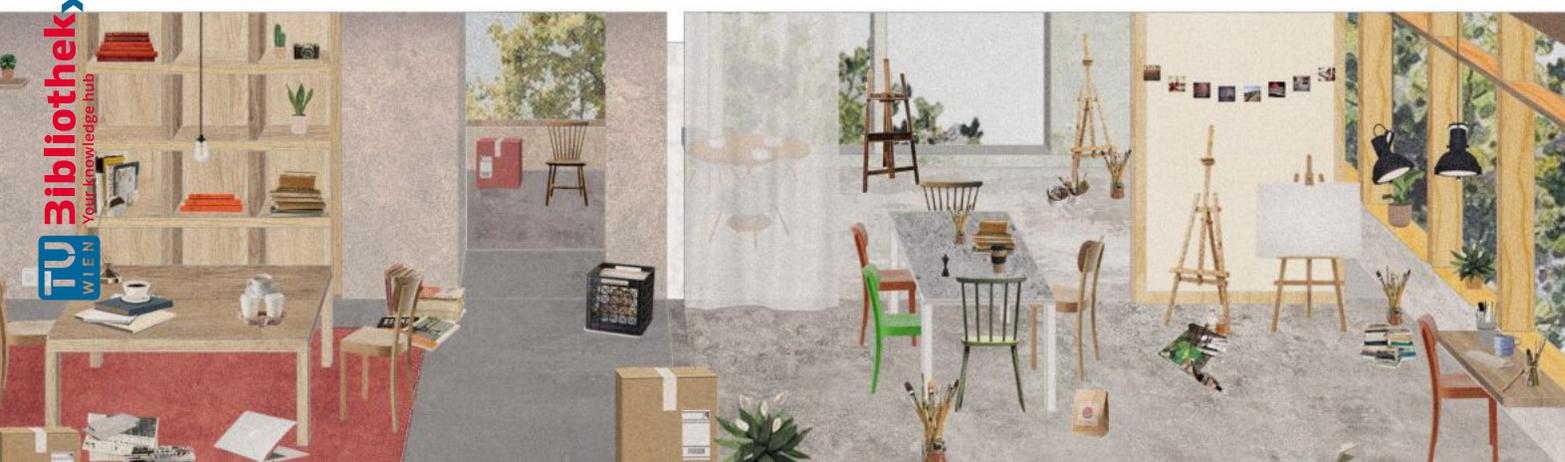
**Legende**

- 1. Küche
- 2. Wohnbereich
- 3. Atelier
- 4. privater Raum
- 5. Stauraum
- 6. Waschraum
- 7. Arbeitsplätze
- 8. Essbereiche
- 9. Erschließung
- 10. Sauna
- 11. Yogaraum
- 12. Meetingräume



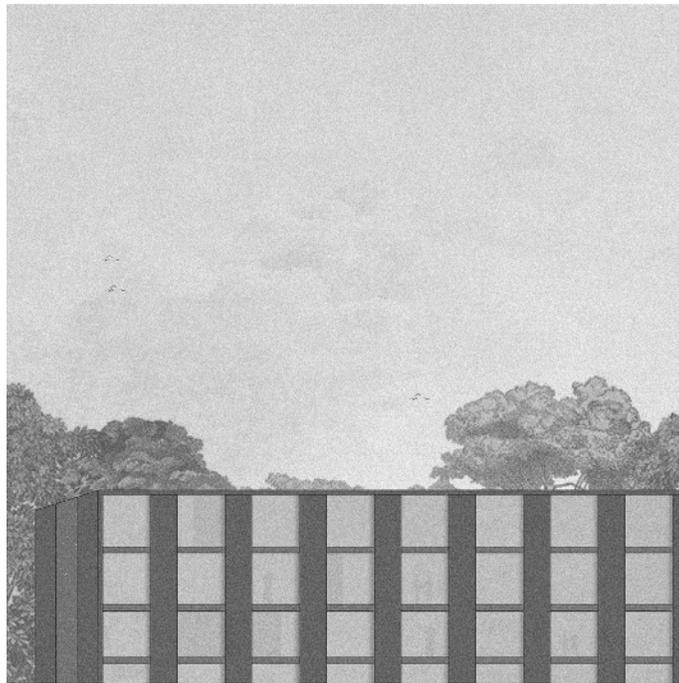
368





Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar.  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.

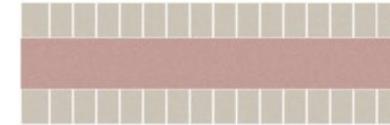




///

### Typologie 3

*Der Riegel*



Sowie vertikal lässt sich das kleinste Fragment, der Raum des existenziellen Innen, gleichfalls bestens horizontal aneinanderreihen. Die Gemeinschaft nimmt dabei den Raum zwischen den privaten Fragmenten ein. Der große, zentrale Raum in der Mitte des Gebäudes erhält die Funktionen der Gemeinschaft und erstreckt sich über mehrere Geschosse, wobei die privaten Zellen seitlich angeordnet und über Laubengänge erschlossen werden können. Zu der großen gemeinschaftlichen Fläche im Erdgeschoss können überdies auf jeder Ebene einzelne Räume dem gemeinschaftlichen Nutzen zugeschrieben werden.

Legende

- 1. Küche
- 2. Wohnbereich
- 3. Atelier
- 4. privater Raum
- 5. Eingang
- 6. Waschraum
- 7. Arbeitsplätze
- 8. Essbereiche
- 9. Erschließung
- 10. Sauna
- 11. Yogaraum
- 12. Meetingräume
- 13. Lift
- 14. Musikraum



Die approbierte gezeichnete Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar  
 The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.



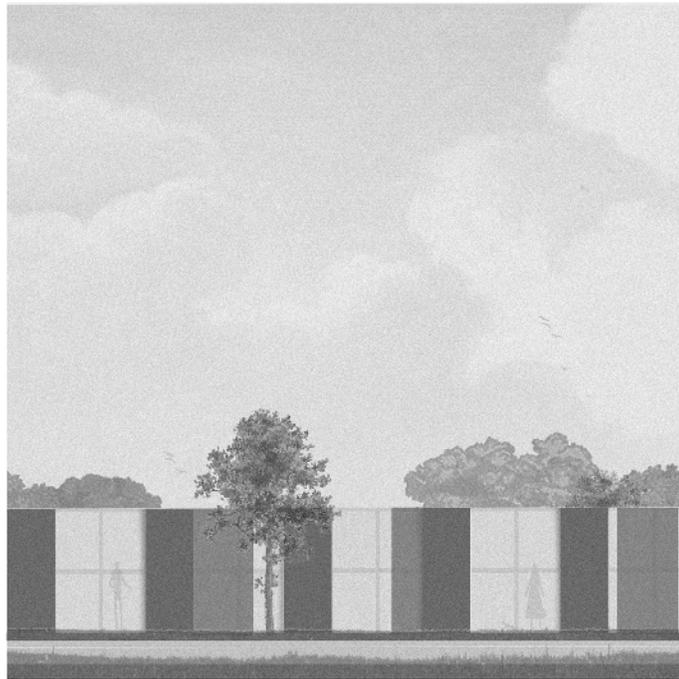
Abb. 161  
 Grundriss Erdgeschoss



Schaubild  
Blick auf die individuellen Räume



Schaubild  
Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss



IV

## Typologie 4

*Die Hofhäuser*



Das Fragment des Privaten kann unter anderem auch als eingeschossige Bebauung funktionieren. Hierbei können die gemeinschaftlichen Bereiche beispielsweise zwischen den einzelnen individuellen, privaten Wohnräumen angeordnet werden, wobei man dadurch den privaten Raum über den Nebenraum betreten kann. Der gemeinschaftliche Raum wird zudem nur von jeweils zwei Haushalten geteilt, funktioniert als erweiterbarer Wohnraum und erhält damit mehr privaten Charakter als in anderen Typologien.

Typologie 4  
 Die Hofhäuser



Abb. 166  
 Schnitt

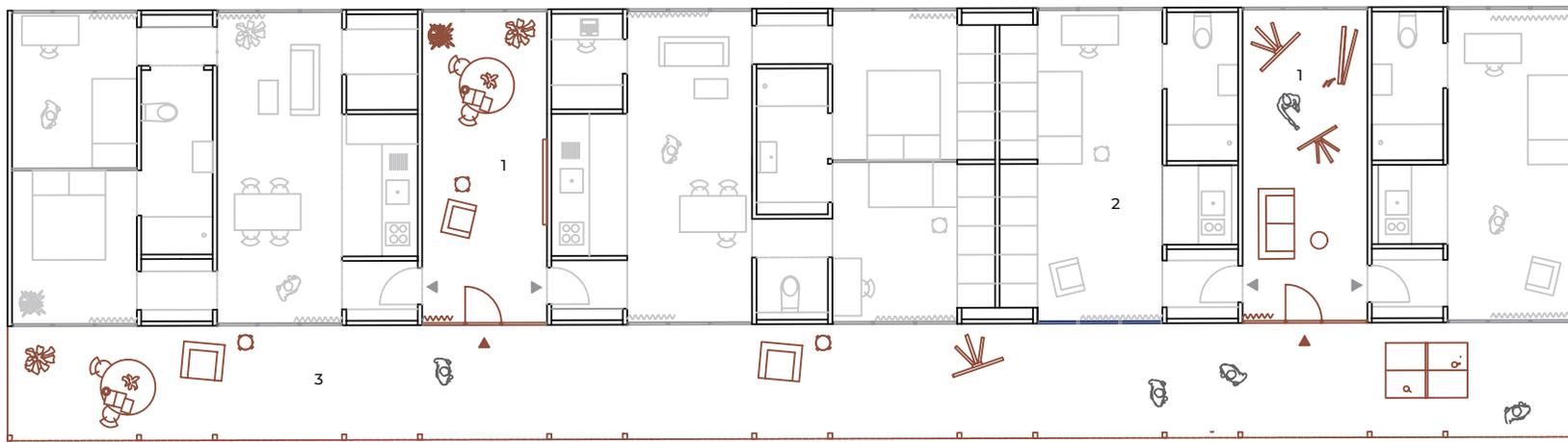


Abb. 167  
 Grundriss Erdgeschoss

Legende

- 1. Gemeinschaftsräume  
 (geteilt von je zwei Haushalten)
- 2. privater Raum
- 3. Terrasse
- 4. Garten
- 5. Spielplatz
- 6. Waschraum
- 7. Müllraum

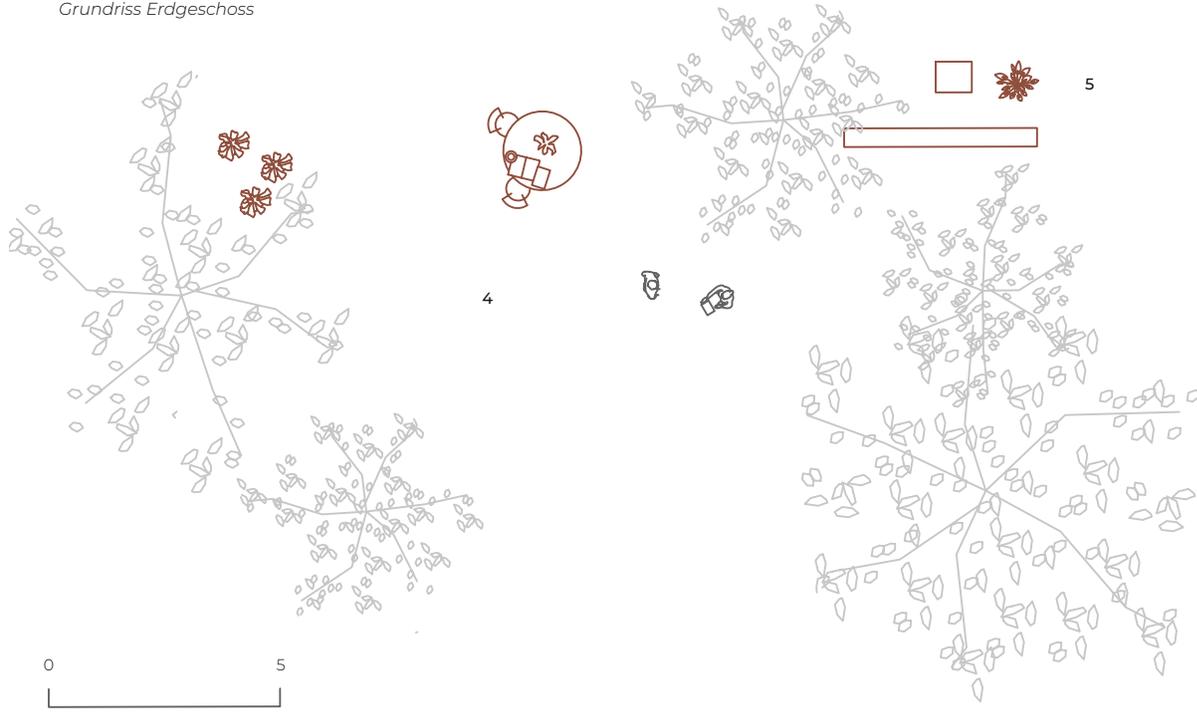
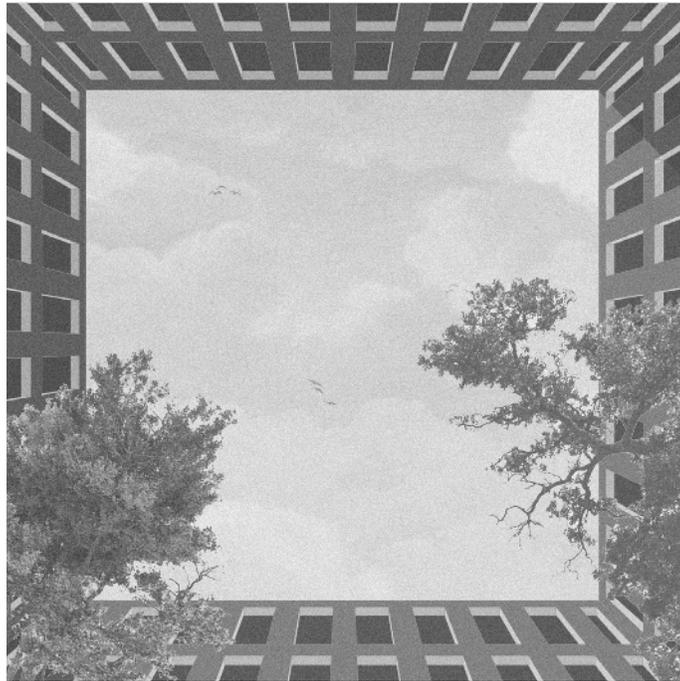




Schaubild  
Der Blick von Außen



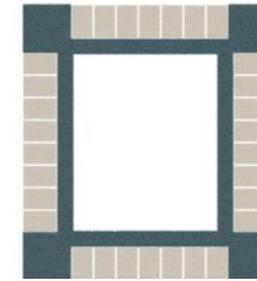
Schaubild  
Der Blick von Innen



v

## Typologie 5

*Der Innenhof*

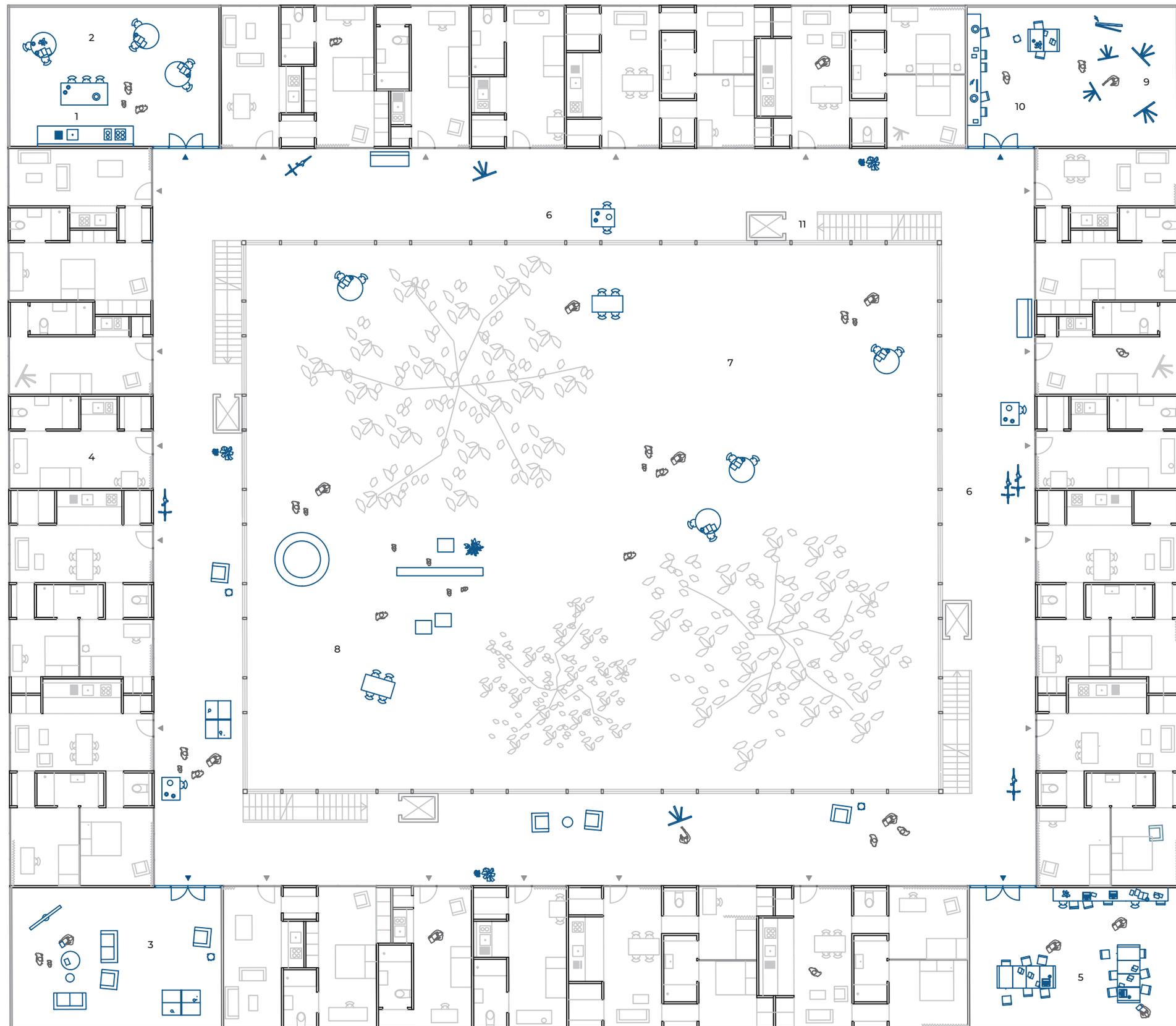


Der Außenraum kann ein wichtiges Motiv der Gemeinschaft darstellen. Bei dieser Typologie ordnen sich die privaten Räume rund um den großen Hof an und bilden damit ein geschlossenes, "sicheres" Innen. Weitere Gemeinschaftsräume und -flächen ergeben sich an den Ecken der Struktur. Die privaten Räume können durch Laubengänge erschlossen werden, welche genügend Platz bieten, um als eine Erweiterung des Wohnraums in den Außenbereich genutzt zu werden und die Individualität der Bewohner\*innen in die Gemeinschaft zu bringen.

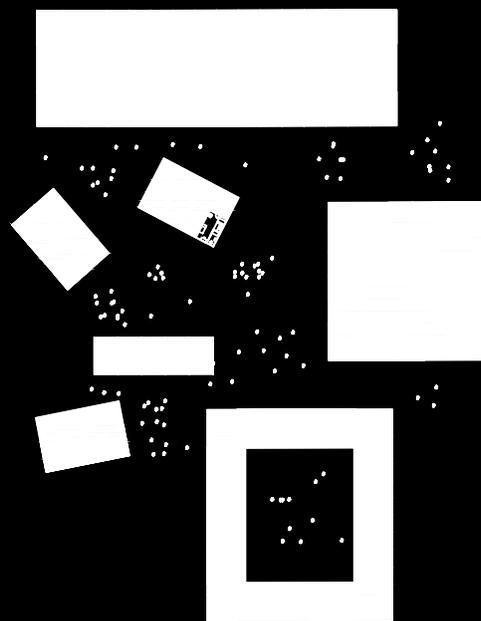
Typologie 5  
Der Innenhof

Legende

- 1. Küche
- 2. Essbereich
- 3. Wohnbereich
- 4. privater Raum
- 5. Arbeitsplätze
- 6. Laubengang
- 7. Innenhof
- 8. Spielplatz
- 9. Atelier
- 10. Lernplätze
- 11. Erschließung







Kontext  
der öffentliche Raum

### III.III

*Der Raum der  
urbanen Anonymität*

*Das Außen*

Die beiden Fragmente des individuellen Raums und die dadurch entstehenden Gemeinschaftsräume können vielfältig im Stadtraum verortet und je nach Kontext verändert werden. Durch die Modularität können sie sich um bestehende Stadtgefüge herumbewegen oder neue Strukturen entstehen lassen.. Alles generiert sich vom Inneren zum Äußeren. Es entsteht ein Vorschlag für eine wiederholbare Struktur, die ausgehend vom Raum der individuellen Existenz an verschiedenen Orten in verschiedenen Konfigurationen immer wieder neu umgesetzt werden kann.

### Der Stadtraum

Raum der urbanen Anonymität

Der öffentliche Raum – der Zwischenraum – ist die Voraussetzung jeder Stadt. In diesem Raum spiegelt sich das Verhältnis zwischen dem Individuum und der Gesellschaft wider. Für Richard Sennett ist der öffentliche Raum der Raum, in dem man dem prüfenden Blick der anderen ausgesetzt ist, jener Raum, in dem es Akteure und Zuschauer\*innen gibt, in dem man also gleichzeitig Beobachter aber auch Beobachteter ist.<sup>380</sup> *Der Raum der urbanen Anonymität.* Die urbanen Lebensräume sind oft hektisch, schnelllebig und geprägt von Chaos. Großstädte sind gekennzeichnet durch ihre Fremdheit und Anonymität. „Die Stadt wird dadurch ein Ort der Produktivität, der Innovation, der Chance auf sozialen Fortschritt und der Befreiung der Individuen von den engen Zwängen dörflicher Gemeinschaften.“<sup>381</sup> Die Möglichkeiten, die dadurch geschaffen werden, haben jedoch zur Folge, dass sich das Individuum im urbanen Raum verloren fühlen kann. Die Fremdheit und Anonymität können verunsichern. „Die Stadt ist der Ort von Lust und Gefahr, von Chance und Bedrohung. Sie zieht an und stößt ab und kann das eine nicht ohne das andere.“<sup>382</sup>

Der öffentliche Raum erhält seine Nutzungsmöglichkeiten immer nur temporär. Er zeichnet sich nicht durch Stabilität oder Kontinuität aus, sondern ist prozesshaft und situativ – ein Verhandlungsraum. Der Stadtraum ist also kein organisierter, rationaler, kontrollierter Raum, sondern viel mehr spontan, flüchtig, unvorhersehbar. Er ist ständig in Bewegung und zeichnet sich durch das Unvorhersehbare aus. Wir leben und handeln im Raum. Unser gesamtes persönliches, sowie auch kollektives Leben spielt sich in Räumen ab.

380 vgl. Berger/Wildner 2018

381 Wehrheim 2007

382 Baumann 1997, S. 223

Der private Raum steht immer in einer engen Beziehung mit dem öffentlichen Raum, wobei jedoch eine bestimmte Polarität stets erhalten bleibt und der dazwischenliegende gemeinschaftliche Raum versucht, zwischen dem *Innen* und dem *Außen*, zu vermitteln. Alle drei Raumfragmente besitzen ihr eigenes Verhältnis zur Individualität – Rückzug – und Kollektivität – Teilhabe, müssen aber stets mit den anderen Raumfragmenten verstanden werden.

### Kontext

Auch Architektur und Stadt sind untrennbar miteinander verbunden. Der Raum ist immer Teil eines Gebäudes oder einer größeren Struktur, und das Gebäude immer Teil einer Stadt und reagiert dabei stetig auf den umliegenden Kontext. Architektur gliedert sich somit in ihre Umgebung ein und es entsteht dabei ein neuer *Interpretationsraum*. Stadt und Architektur bedingen sich also gegenseitig, da durch die Gebäude die Stadträume definiert werden, welche erst zwischen den Gebäuden entstehen können. Sie bilden einen Rahmen, die physisch umgebende Raumstruktur, für städtische Bewegungen und die Atmosphäre der Stadt.

„In ihren Quartieren und Stadtteilen (...) besteht sie aus gebauten Strukturelementen, die zwischen den Maßstabebenen des einzelnen Architekturobjektes auf der einen und größere Einheiten (Quartier, Stadt) auf der anderen Seite vermitteln – und damit auch zwischen der Individualität von Haus und Parzelle und der Kollektivität einer umfassenden städtischen Umgebung.“<sup>383</sup>

383 Bürklin/Peterek 2008, S.9

## Identität

Kontext: Architektur und Stadt

Städte sind kulturelles wie auch soziales Produkt. Sie sind zum größten Teil gewachsene Strukturen und erhalten dadurch über Jahrzehnte ihre unverwechselbare Identität. Die Identität umfasst dabei das Wesen, die Art, die Natur, den Charakter eines jeweiligen Ortes. Die *städtische Identität* zeichnet sich schlussendlich dadurch aus, was die Menschen an einen bestimmten Ort miteinander verbindet – Sie ist etwas das nach innen wirkt, also das Wesen einer Stadt. Der Stadtraum trägt also immer seine eigene Kultur, Identität und Erlebnisse in sich. Durch ihre Permanenz und Beständigkeit unterstützen die Städte sowie die Architektur als kollektives Gedächtnis die Erinnerungen der Einzelnen. Jedes Land, jede Stadt, jeder Ort erhält seine eigene, individuelle Atmosphäre. Bei neuen Projekten muss sich also immer die Frage gestellt werden, wie sie sich auf die vorhandene Silhouette der Stadt auswirken werden. Aber nicht nur die Architektur prägen das Stadtbild, sondern vor allem auch die Plätze, Straßenräume, welche zwischen den einzelnen Gebäuden entstehen. Einen wesentlichen Faktor kann also auch die Gestaltung des öffentlichen Raums, darstellen, ob sich die Bewohner der Städte mit ihrem Wohnort identifizieren können.

Die Fragmente ermöglichen es Gebäude beziehungsweise Strukturen zu schaffen, welche sich auch an unterschiedlichste Städte, Kulturen, Umgebungen anpassen können. Von außen jedoch nicht wahrnehmbar, dass es sich immer um dieselben Fragmente handelt. Und doch ist es immer wieder derselbe bekannte Raum. Egal an welchem Ort wir uns befinden mögen, kommen wir doch immer wieder *nach Hause*.



Collage I  
Atriumhaus



Collage II  
Wohnhochhaus



Collage III  
Hofhaus

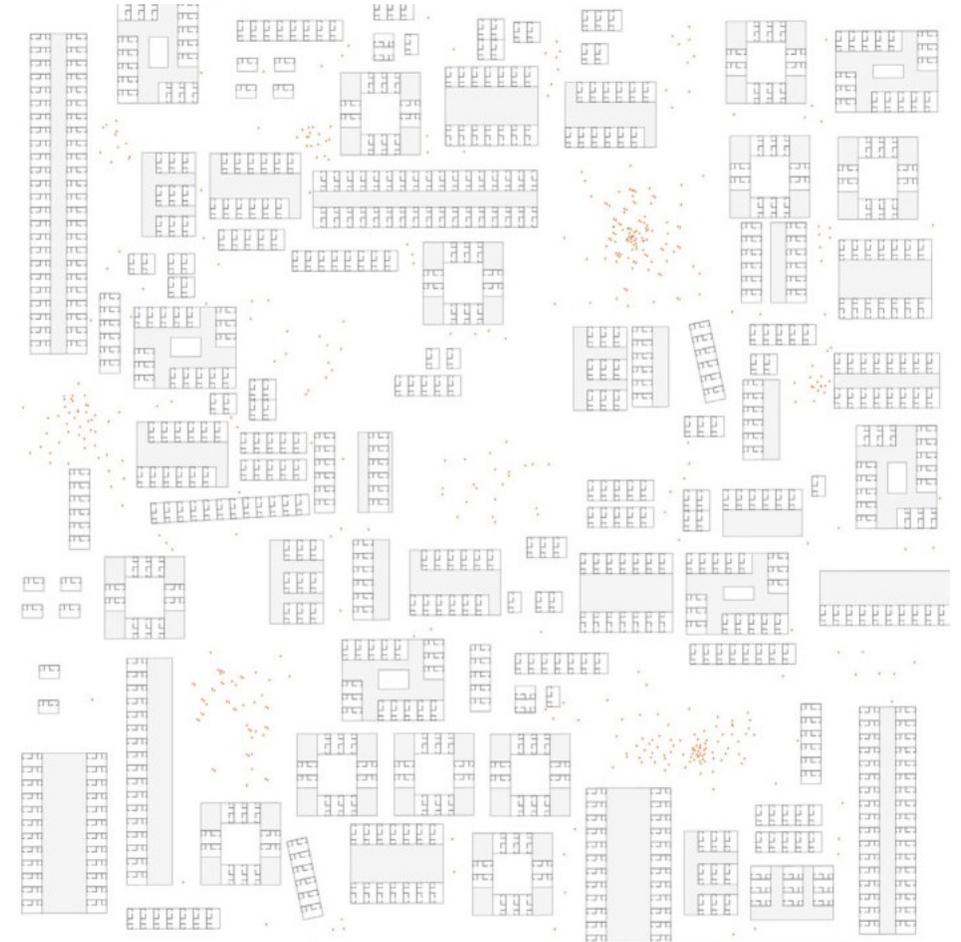
### Stadtgefüge

Das temporäre Habitat

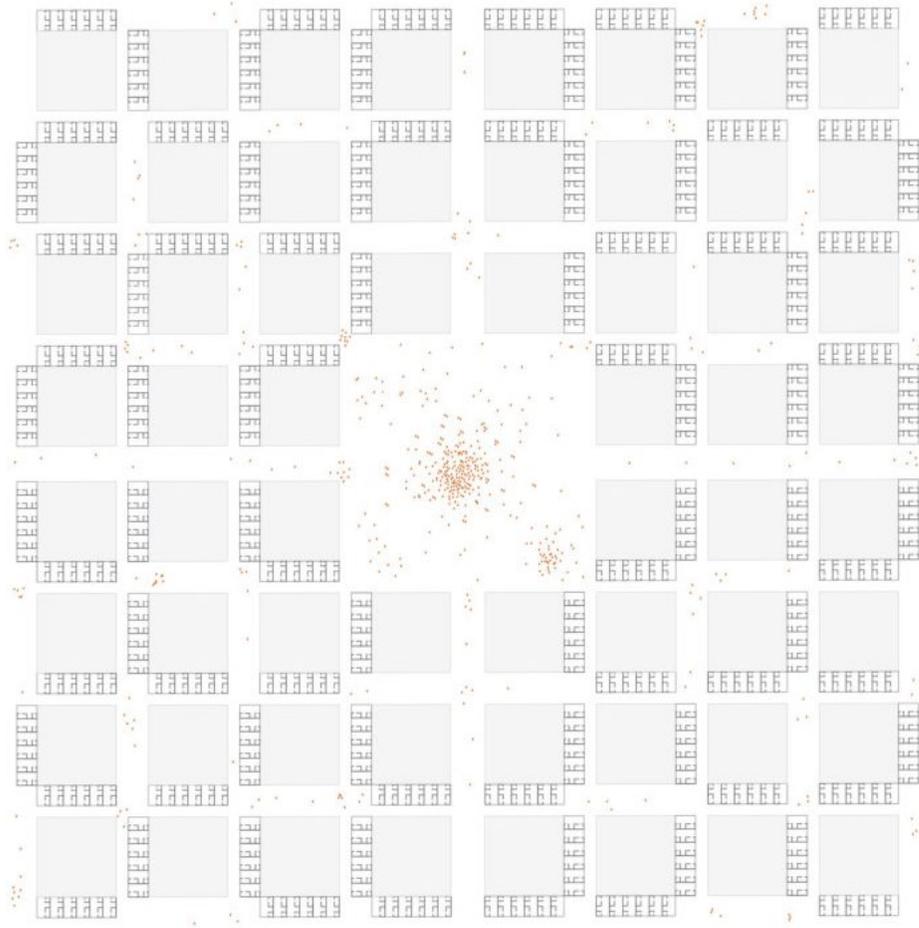
Die beiden Fragmente des individuellen, privaten Raums und die der gemeinschaftlichen Räume, ergeben unterschiedliche Typologien und Strukturen, welche vielfältig im dritten Raum, dem Stadtraum, verortet werden können und sich je nach Kontext individuell anpassen können. Durch die Modularität des kleinsten Fragments – des Raumes der individuellen Existenz – können sich die Typologien um bestehende Stadtgefüge herumbewegen und kommunizieren mit ihrer Umgebung.

Die Fragmente funktionieren aber auch allein und können Bausteine für Strukturen jeder Art darstellen. Ordnet man die Fragmente immer wieder neu aneinander so entstehen Wege, Plätze, Räume zwischen den Gebäuden. Erst durch diese Zwischenräume kann eine Stadt entstehen. Die Fragmente können sich zwar in bestehende Strukturen einfügen aber auch neue Städte entstehen lassen. Im Folgenden sollen verschiedenen utopische Stadtgefüge das Potential der Fragmente zeigen und welche Stadtcodes dadurch entstehen können. Stadtgefüge die sich aus den individuellen, kollektiven und anonymen Räumen entwickeln.

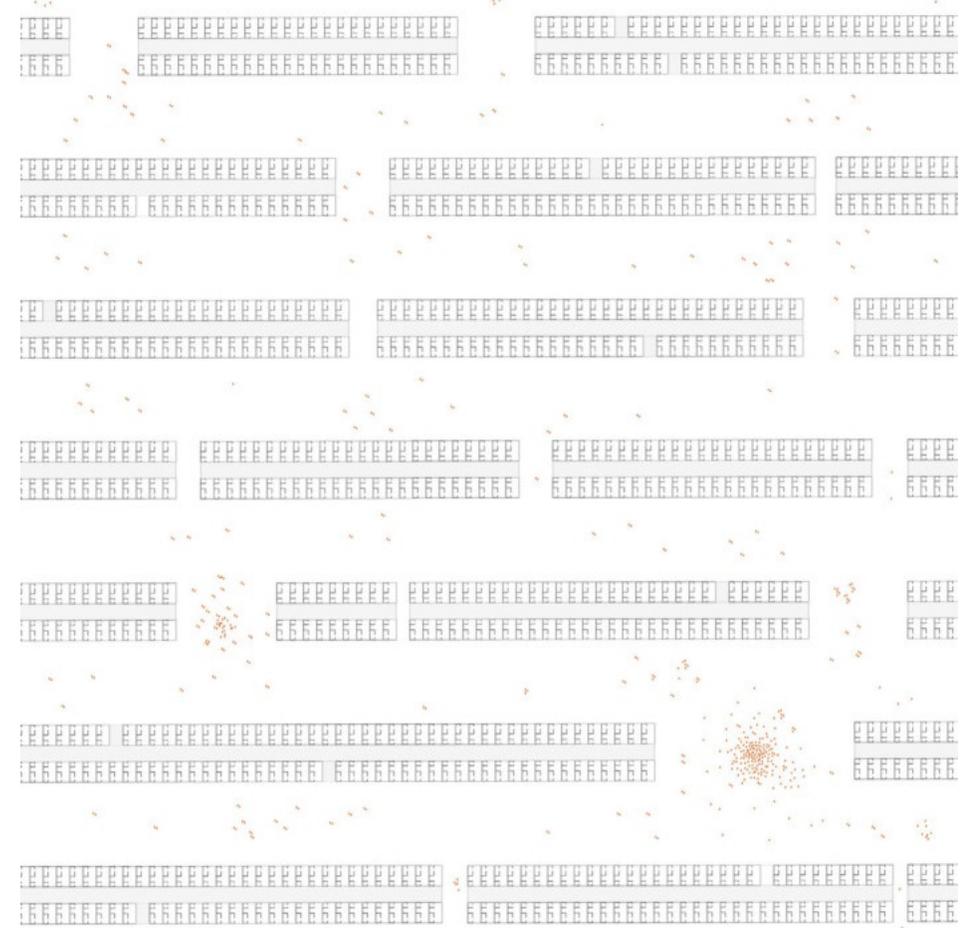
*Städte, zusammengesetzt aus Fragmenten, die schrittweise und von Fall zu Fall neu organisiert werden können, ausgehend vom Raum der individuellen Existenz.*



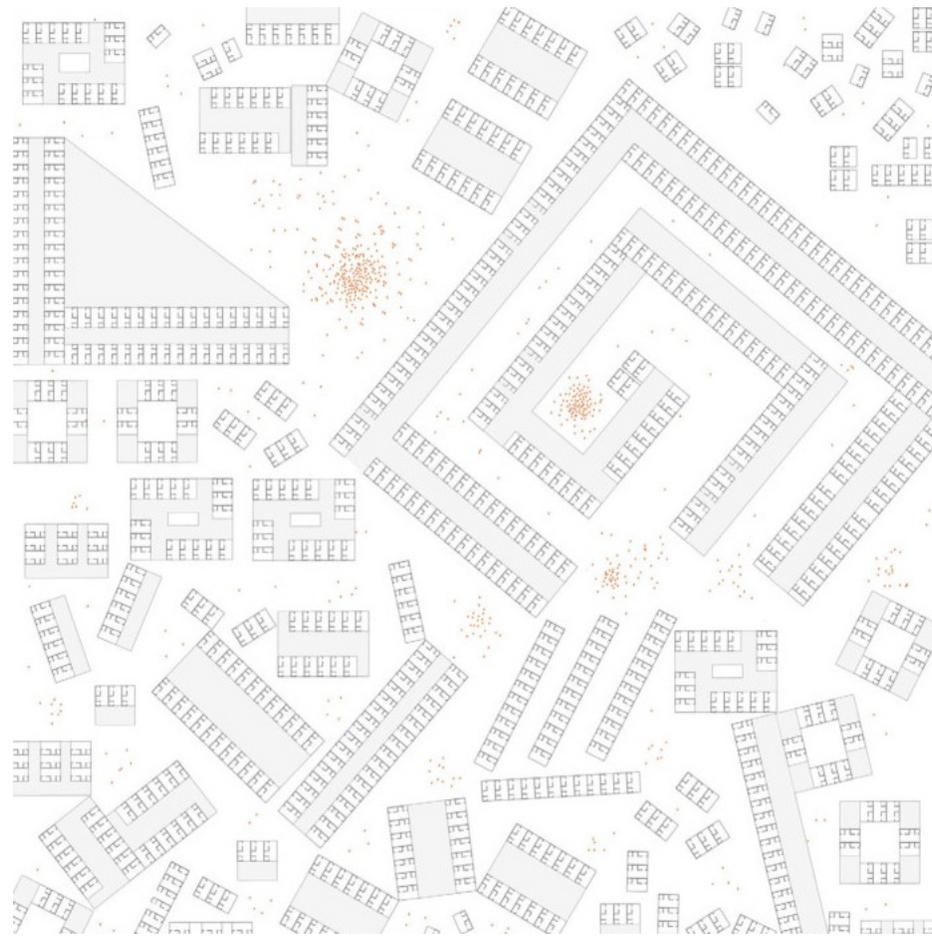
die gewachsene Stadt



die gerastete Stadt

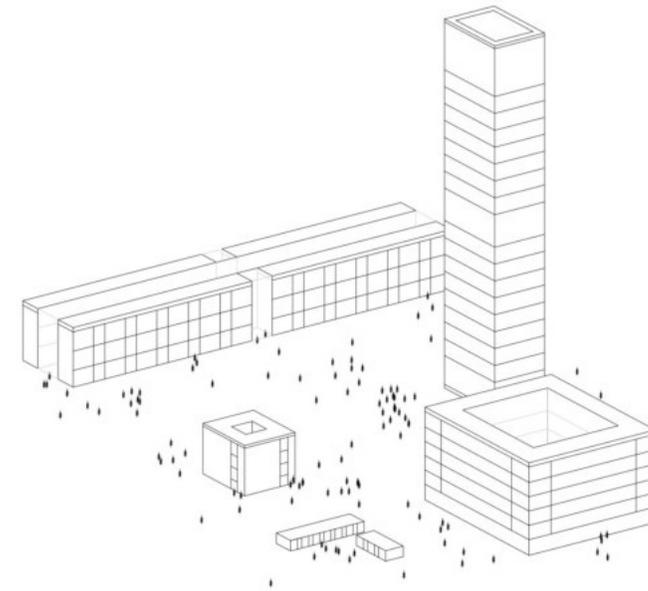


die lineare Stadt



die labyrinthische Stadt

**Utopie**  
Das Ensemble



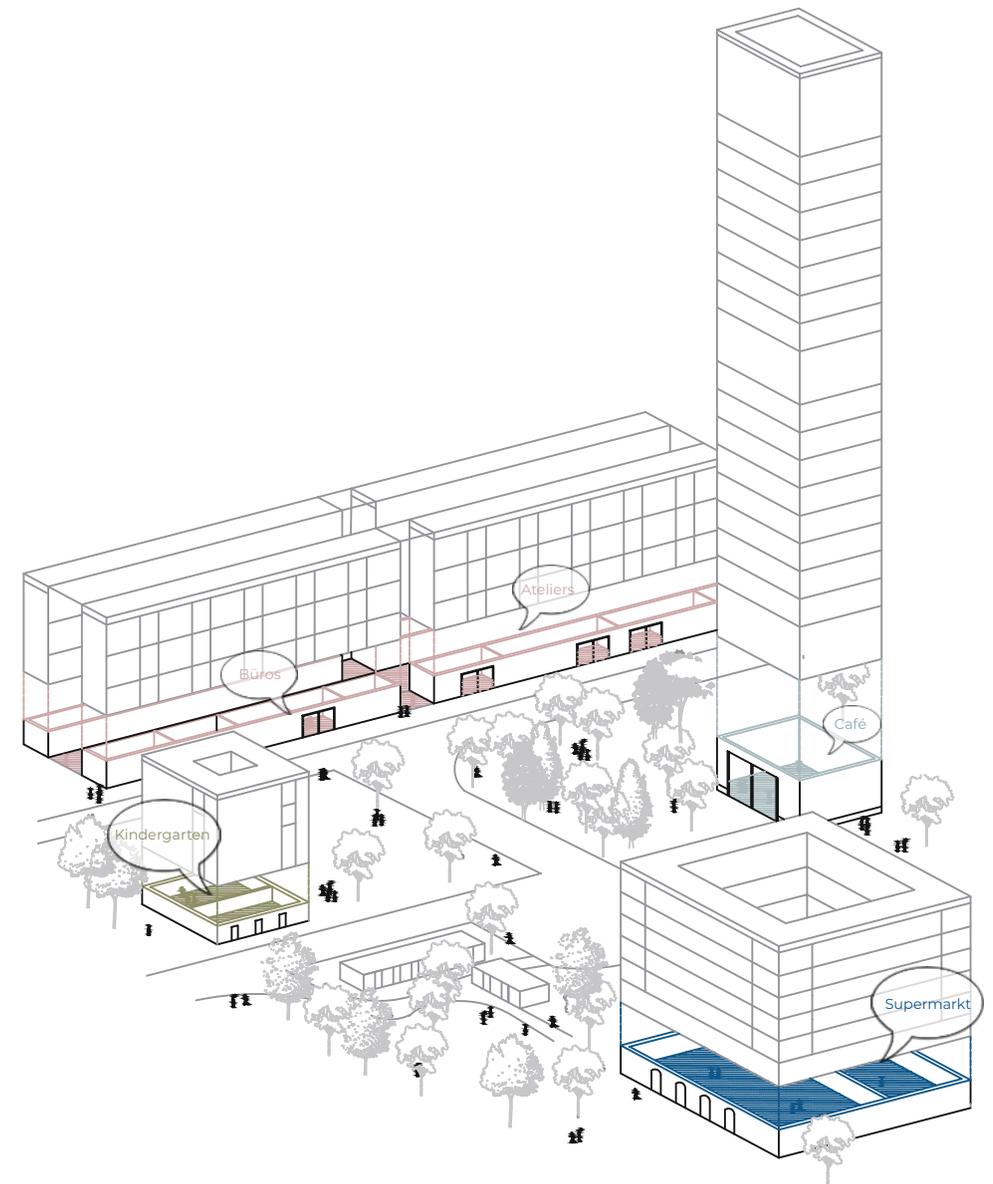
Isometrie  
Stadt der Bausteine

### Die Erdgeschosszone

#### Sockel und Wohnen

Die Erdgeschosszone prägt die Identität, den Charakter und die Atmosphäre einer jeden Stadt. Sie bildet den Übergang zwischen dem öffentlichen Stadtraum und dem überbauten Raum – dem Wohnraum. Diese Schnittstelle ist Ort des urbanen Lebens und vielfältiger Nutzungen, hier ereignet sich alles, was eine Stadt ausmacht. Das Erdgeschoss ist also Rahmen wie auch Bestandteil des urbanen Lebensraums und spielt eine wichtige Rolle für die Versorgung der Bevölkerung. Sie ist Ort des kulturellen, sozialen wie auch wirtschaftlichen Lebens – Begegnungsraum, Bindeglied zwischen öffentlich und privat. Für eine funktionierende Stadt ist eine funktionierende Erdgeschosszone unverzichtbar.

Das Wohnen ordnen sich dabei über der Sockelzone an – es ist immer untrennbar mit den anderen Funktionen der Stadt verbunden. Ohne die Erdgeschosszone kann sie nicht funktionieren. Die Stadt der Bausteine kann beispielsweise auch auf bestehenden Erdgeschossstrukturen aufgesetzt werden. Die Erdgeschosszone und ihre Nutzung sind das zentrale Element der urbanen Räume. Der Sockel muss dabei immer weitere Nutzungen als das Wohnen übernehmen, um eine Stadt überhaupt möglich zu machen. Auch für die einzelnen Typologien wäre vorgesehen das Erdgeschoss immer zu einem Ort der Gemeinschaft und der Stadt zu machen. Hier soll kommuniziert werden, soziale Kontakte hergestellt werden und die Nahversorgung gesichert sein. Sie ist der Motor der Stadt, der ein urbanes Gefühl erst ermöglicht und den Charakter eingehend prägt.



Isometrie  
Nutzung der Erdgeschosszone



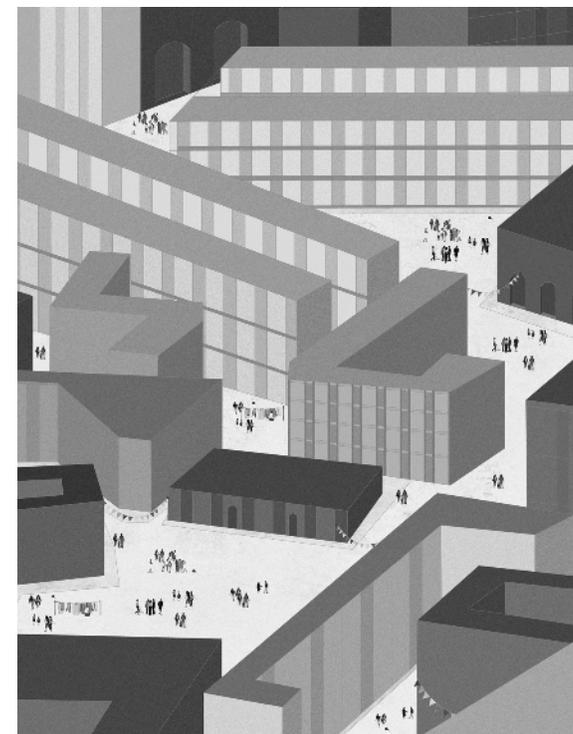
Die approbierte Version der Originalarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar.  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.



Stadt der Bausteine



Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.



Stadt der Bausteine



### Das temporäre Habitat

Die Heimat ist ein Sehnsuchtsort. Was kann man nun unter einem Sehnsuchtsort verstehen? Die Frage, ob der Sehnsuchtsort jener ist, wohin wir gehen wollen, oder der, woher wir kommen, ist schwer zu beantworten; wahrscheinlich ist es beides. Der Mensch lernt aus seinen individuellen Erlebnissen und verbindet das Gegenwärtige mit dem Vergangenen. Was jeder Mensch braucht, ist ein Ort, an dem er sich unabhängig von der Dauer des Bleibens sicher, geborgen und zu Hause fühlen kann. Diese Räume sollen nicht nur das einzelne Individuum ansprechen, sondern auch den kollektiven Erinnerungen einer Gemeinschaft entsprechen. *Ein Zuhause zwischen Rückzug und Teilhabe.*

# Anhang



## IV.I

## Literaturverzeichnis

**Achammer-Kiss, Noemi** (2008). Atmosphäre. Wechselbeziehung zwischen Mensch und Material. Diplomarbeit: Universität Wien.

**Aicher, Florian** (2015). Die Architektur der Kamaldulenser. In: Mülitzer, Matthias. Bauwelt - Zeitschrift für Architektur (31). Wien: Karolinger Verlag, S. 34.

**Airbnb Hilfe Center** (o.J.). <https://www.airbnb.at/help/article/2503/was-bedeutet-airbnb-und-wie-funktioniert-es> (25.06.2020).

**Airbnb Newsroom** (o.J.). Fast Facts. <https://news.airbnb.com/fast-facts/> (25.06.2020).

**Archdaily** (2014). LT Josai Shared House/Naruse Inokuma architects. <https://www.archdaily.com/497357/lt-josai-naruse-inokuma-architects> (20.08.2020).

**Archdaily** (2019). Songpa Micro Housing/SsD. <https://www.archdaily.com/576302/songpa-micro-housing-ssd> (08.09.2020).

**Backes, G. M.** (1998). Individualisierung und Pluralisierung der Lebensverhältnisse: Familie und Alter im Kontext der Modernisierung. Zeitschrift für Familienforschung, 10(2), S. 5-29.

**Bastian, Andrea** (1995). Der Heimatbegriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

**Baumann, Zygmunt** (1997). Flaneure, Spieler und Touristen. Hamburg: Hamburger Edition.

**BCG und StepStone** (2014). Studie „Decoding Global Talent“. Attraktivste Länder für Auslandsjobs. <https://www.presseportal.de/pm/38447/2847303> (02.11.2020).

**Benačić, Ana** (2017). Čehok: I ban Jelačić je išao u rat protiv Mađara s pokličem ZDS. <http://faktograf.hr/2017/08/31/cehok-o-banu-jelacicu-i-zds-ni-f-od-fakta/> (31.08.2020).

**Berg, Sibylle** (2017). Individualisms. Das gekaufte Ich. <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/individualismus-das-gekaufte-ich-kolumne-a-1136986.html> (29.03.2020).

**Berger, Hilke Marit; Wildner, Kathrin** (2018). Das Prinzip des öffentlichen Raums. <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216873/prinzip-des-oeffentlichen-raums> (25.11.2020).

**Bertschi, Stefan** (2010). Im Dazwischen von Individuum und Gesellschaft. Topologie eines blinden Flecks der Soziologie. Bielefeld: Transcript Verlag.

**Bloch, Ernst** (1985). Das Prinzip Hoffnung. Dritter Band. Fünfter Teil: Wunschbilder des erfüllten Augenblicks. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

**Bouma, Jantine** (2010). Supporting social contact design principles in common areas of cohousing communities. [https://www.academia.edu/4722409/Supporting\\_social\\_contact\\_design\\_principles\\_in\\_common\\_areas\\_of\\_cohousing\\_communities](https://www.academia.edu/4722409/Supporting_social_contact_design_principles_in_common_areas_of_cohousing_communities) (20.04.2020).

**Brand, Freya; Gruber, Ernst** (2014). Gemeinschaftliches Wohnen in Wien. Bedarf und Ausblick. Studie im Auftrag der Stadt Wien. Projekt MA 50, S. 1-144.

**Breidenbach, Roy** (2007). Vereinsamung in der Postmodernen Gesellschaft als Herausforderung der Kirche. Südafrika: Universität Südafrika.

**Brost, Marc; Wefing, Heinrich** (2016). Heimat. Sehnsuchtsort. <https://www.zeit.de/zeit-magazin/2016/41/heimat-sehnsucht-herkunft-kindheit-fs> (29.03.2020).

**Bundeszentrale für politische Bildung/bpb** (2018). Zahlen und Fakten: Globalisierung – Migration. Herkunftsländer, Zielländer, Korridore. <https://www.bpb.de/mediathek/265432/zahlen-und-fakten-globalisierung-migration> (02.11.2020).

**Bürklin, Thorsten; Peterek, Michael** (2008). Stadtbausteine. Basel: Birkhäuser Verlag.

**Chi, Immanuel** (2002). Ephemere – temporär – provisorisch. Essen: Klartext.

**Circular Futures, Plattform Kreislaufwirtschaft Österreich** (o.J.). Kreislaufwirtschaft. <https://www.circularfutures.at/themen/kreislaufwirtschaft/> (04.09.2020).

**Dachs, Gisela** (2016). Israel kurzfasst. Überarbeitete Auflage. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

**Demmelhuber, Simon** (2014). Ohne Haben kein Sein. Besitz als Identitätsstifter. <https://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/radiowissen/ethik-und-philosophie/besitz-und-identitaet-links-literatur100.html> (23.08.2020).

**Detail** (2017). Architektur und Kommunikation integrieren. <https://www.detail.de/blog-artikel/architektur-und-kommunikation-integrieren-30294/> (08.09.2020).

**Duden online** (o.J.a). Idiom. <https://www.duden.de/suchen/dudenonline/idiom> (26.03.2020).

**Duden online** (o.J.b). temporär. <https://www.duden.de/rechtschreibung/temporaer> (26.03.2020).

**Duden online** (o.J.c). ephemere. <https://www.duden.de/rechtschreibung/ephemer> (26.03.2020).

**Duden online** (o.J.d). provisorisch. <https://www.duden.de/rechtschreibung/provisorisch> (26.03.2020).

**Duden online** (o.J.e). teilen. <https://www.duden.de/suchen/dudenonline/teilen> (26.03.2020).

**Duden online** (o.J.f). tauschen. <https://www.duden.de/rechtschreibung/tauschen> (26.03.2020).

**Duplex Architekten** (o.J.). Mehr als Wohnen. <https://duplex-architekten.swiss/de/#/de/projekte/mehr-als-wohnen-zurich/> (28.07.2020).

**Egger, Simone** (2017). Heimat ist überall. <https://www.philosophie.ch/philosophie/highlights/nachdenken-ueber-heimat/heimat-ist-ueberall/> (29.03.2020).

**Eichhorst, Werner; Spermann, Alexander** (2015). Sharing Economy – Chancen, Risiken und Gestaltungsoptionen für den Arbeitsmarkt. IZA Research Report No. 69. [http://ftp.iza.org/report\\_pdfs/iza\\_report\\_69.pdf](http://ftp.iza.org/report_pdfs/iza_report_69.pdf) (30.03.2020).

**Feldmann, Klaus** (2000). Soziologie kompakt. Eine Einführung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.  
**Ferstl, Ernst** (1995). Einfach kompliziert einfach. Auflage 1. Wien-Klosterneuburg: EDITION Va Bene.

**Florence, Lella Secor** (1943). Only an ocean between. America and Britain. 1. Auflage. George G. Harrap & Company Ltd.

**Flusser, Vilém** (1992). Bodenlos: eine philosophische Autobiographie. Bensheim: Bollmann Verlag.

**Fredowitz, Micha; Gailing, Ludger** (2003). Zusammen wohnen, Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Strategie sozialer und ökologischer Stadtentwicklung. In: Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 112, Institut für Raumplanung (IRPUD), Universität Dortmund.

**Freyer, Walter** (2005). Tourismus: Einführung in die Fremdenverkehrsökonomie. 11., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin/München/Boston: De Gruyter Oldenbourg.

**Fromm, Erich** (2003). Die Kunst des Liebens. Berlin: Ullstein Verlag.

**Georgi, Dominik; Bründler-Ulrich, Susanne; Schaffner, Dorothea; Federspiel, Esther; Wolf, Patricia; Abplanalp, Richard; Minder, Bettina; Frölicher, Jonas** (2019). ShareCity. Sharing-Ansätze, Sharing-Verhalten, Sharing-Strategien, Sharing-Cases in Städten. Wiesbaden: Springer Gabler Verlag.

**Ger, Gülüz** (1999): Localizing in the Global Village. Local Firms Competing in Global Markets. In: California Management Review. Vol. 41, No. 4: S. 64–83.

**Goethe, Johann Wolfgang** (1782). Briefe an Lavater.

**Gruber, Stefan** (2012). Tokio. Von der Zugangsökonomie zur kollaborativen Stadt. In: Arch+ (208): S. 94–99.

**Guß, Mariella** (2014). Flüchtlingslager - Orte permanenter Vorläufigkeit. Diplomarbeit: Technische Universität Wien.

**Gyr, Ueli** (2010). Geschichte des Tourismus: Strukturen auf dem Weg zur Moderne. In: Europäische Geschichte Online (EGO). <http://www.ieg-ego.eu/gyru-2010-de> (20.01.2020).

**Hailey, Charlie** (2009). Camps: A Guide to 21st-century space. Cambridge: The MIT Press.

**Haucap, Justus** (2015). Ökonomie des Teilens – nachhalig und innovativ. Die Chancen der Sharing Economy und ihre möglichen Risiken und Nebenwirkungen. DICE Ordnungspolitische Perspektiven, No. 69. Düsseldorf: Düsseldorf Institute for Competition Economics (DICE).

**Häußler, Oliver** (1997). Reisen in der Hyperrealität. Baudrillard und das Problem der Authentizität. In: Voyage: Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung. Schwerpunktthema: Warum Reisen? Köln: DuMont Buchverlag, S. 99-109.

**Haussteiner, Michaela** (2012). Flexibel. Mobil. Temporär. Alternative Wohnsysteme. Diplomarbeit: Technische Universität Wien.

**Havemann, Antje; Schild, Margit** (2006). Der Nylonstrumpf als temporäre Aktion, oder: was können Provisorien? In: derivé: Zeitschrift für Stadtforschung (21/23). urbane Räume - öffentliche Kunst.

**Haydn, Florian; Temel, Robert** (Hg.) (2006). Temporäre Räume: Konzepte zur Stadtnutzung. Basel: Birkhäuser – Verlag für Architektur.

**Heidegger, Martin** (2014). Bauen, Wohnen, Denken. In: Dietmar Eberle (Hg.). Handwerkheft IV. Entwurf III/IV, 2. Jahreskurs. Zürich: ETH Zürich, Department Architektur, S. 102-110.

**Henecka, Hans Peter** (1985). Mensch und Gesellschaft. In: Grundkurs Soziologie. Uni-Taschenbücher. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 53-105.

**Hennig, Ralf** (2015). Wohn-Welten: Habitat in der globalisierten Moderne. Berlin: Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur.

**Hertzberger, Herman** (2005). Lessons for Students in Architecture. Rotterdam: 010 Publishers.

**Hochweis, Olga** (2017). Heimatlos. Unbehaust oder ungebunden [https://www.deutschlandfunkkultur.de/heimatlos-unbehaust-oder-ungebunden.2193.de.html?dram:article\\_id=402209](https://www.deutschlandfunkkultur.de/heimatlos-unbehaust-oder-ungebunden.2193.de.html?dram:article_id=402209) (29.03.2020).

**Hofer, Andreas** (2011). Von der Familienwohnung zum Cluster-Grundriss. <https://docplayer.org/4453013-Von-der-familienwohnung-zum-cluster-grundriss.html> (09.07.2020).

**Horx-Strathern, Oona; Horx, Matthias** (2018). Home Report 2019. zukunftsInstitut.

**Hugentobler, Margit** (2015). Einleitung. In: Hugentobler, Margit; Hofer, Andreas; Simmendinger, Pia. Mehr als Wohnen. Genossenschaftlich planen – ein Modellfall aus Zürich. Birkhäuser, S. 8-12.

**Hugo, Mogens** (2008). Das Gefühl, Teil einer großen Gemeinschaft zu sein – Statements der Nutzer. In: Detail, Zeitschrift für Architektur + Baudetail: Gemeinsam Wohnen, H.9, S. 966-967.

**Hütten und Paläste** (o.J.). <https://www.huettenundpalaeste.de/work/agora-wohnen-celab/> (08.09.2020).

**IBA Berlin** (2020). Studie: Besondere Wohnformen. [https://www.stadtentwicklung.berlin.de/taed-tebau/baukultur/iba/download/studien/IBA-Studie\\_Besondere\\_Wohnformen.pdf](https://www.stadtentwicklung.berlin.de/taed-tebau/baukultur/iba/download/studien/IBA-Studie_Besondere_Wohnformen.pdf) (19.04.2020).

**Joisten, Karen** (2003). Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie. Berlin: Akademie Verlag.

**Kalkbreite** (o.J.). <https://www.kalkbreite.net/kalkbreite/wohnen-kalkbreite/> (20.08.2020).

**Kleilein, Doris** (2011). BIGYard. Die größte Baugruppe Berlins. <https://www.bauwelt.de/themen/bauten/BIGYard-Baugruppe-Berlin-Prenzlauer-Berg-zanderroth-2159306.html> (07.09.2020).

**Kraft, Sabine; Kampfmann, Eva** (2014). Zusammenleben. Organisiert nach Wohngruppen. Gemeinschaftsleben im Tietgenkollegiet in Kopenhagen. Arch+ (218): S. 80-86.

**Kraftwerk 1** (o.J.). Kraftwerk1 Heizenholz. <https://www.kraftwerk1.ch/heizenholz/siedlung.html> (20.08.2020).

**Kurier online** (2018). Zahl der Megastädte wächst bis ins Jahr 2030 auf 43. <https://kurier.at/chronik/welt/zahl-der-megastaedte-waechst-bis-ins-jahr-2030-auf-43/400064081> (20.08.2020).

**Leimgruber, Walter** (2017). Der Heimatbegriff im Wandel. Heimat ist die Utopie einer Zukunft für alle. <https://causa.tagesspiegel.de/gesellschaft/was-bedeutet-heimat/heimat-ist-die-utopie-einer-zukunft-fuer-allenbsp.html> (29.03.2020).

**Lempart, Ryszard** (2007). Eine neue Philosophie des Teilens. <http://www.spiritofsharety.com/> (30.03.2020).

**Löw, Martina; Sturm, Gabriele** (2019). Raumsoziologie. In: Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian (Hg.). Handbuch Sozialraum. Grundlagen für den Bildungs- und Sozialbereich. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 3-21.

**Maslow, Abraham** (1943). A Theory of Human Motivation. In: Psychological Review, Vol. 50 #4, S. 381.

**McCarter, Robert; Pallasmaa, Julhani** (2012). Understanding Architecture. A Primer on Architecture as Experience. London: Phaidon Press Limited.

**Meerwein, Gerhard; Rodeck, Bettina; Mahnke, Frank** (2007). Farbe – Kommunikation im Raum. Basel – Boston – Berlin: Birkhäuser Verlag AG, 4., überarbeitete Ausgabe.

**Metz Markus; Seeßlen Georg** (2019). Heimat als Utopie. Heimat – der offene Begriff. [https://www.deutschlandfunk.de/heimat-als-utopie-heimat-der-offene-begriff.1184.de.html?dram:article\\_id=457932](https://www.deutschlandfunk.de/heimat-als-utopie-heimat-der-offene-begriff.1184.de.html?dram:article_id=457932) (28.03.2020).

**Mietshäuser Syndikat Verein** (o.J.). <https://www.syndikat.org/de/unternehmensverbund/> (01.12.2020).

**Möller, Renate** (2008). Vilém Flusser. [https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-531-91158-8\\_36](https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-531-91158-8_36) (28.03.2020).

**Molter, Philipp Lionel; Hauser, Oke** (2019). Shared Urban Futures. History and Future of Collaborative Living Concepts. München: TUM University Press.

**Moser, Winfried; Reicher, Dieter** (2002). Was ist so schön am Eigenheim. Ein Lebensstilkonzept des Wohnens. Graz: Berichte aus Energie- und Umweltforschung.

**Naka Studio** (2014). Apartments with a small Restaurant. [https://www.nakastudio.com/works/\\_en\\_m\\_apart\\_01.html](https://www.nakastudio.com/works/_en_m_apart_01.html) (20.08.2020).

**Nietzsche, Friedrich Wilhelm** (1878). Menschliches. Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Anaconda Verlag.

**Nishizawa, Ryue** (2012). Projekt: Moriyama House. In: Arch+ (208). S. 110-115.

**Noteboom, Cees** (2002). Nootebooms Hotel. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

**ON design partners** (2012). Projekt: Yokohama Apartment. In: Arch+ (208). S. 122-125.

**Opaschowski, Horst Werner** (2002). Tourismus: Eine systematische Einführung. Analyse und Prognosen. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Opladen: Verlag Leske + Budrich.

**Pintarić, Neda** (2005). Emotivan odnos prema prostoru u kojemu živimo: jezična slika DOMA u hrvatskom, poljskom i ruskom jeziku. In: Rasprave Instituta za Hrvatski Jezik i Jezikoslovlje. Vol. 31, No. 1: S. 227-248.

**Rainer, Roland** (1974). Für eine lebensgerechte Stadt. Beiträge aus 25 Jahren. Wien.

**Raskin, Jonathan D.** (2002). Constructivism in psychology: personal construct psychology, radical constructivism, and social constructionism. New York: American Communication Journal.

**Regev, Dana** (2016). Auslaufmodell Kibbuz? <https://www.dw.com/de/auslaufmodell-kibbuz/a-19262927> (25.08.2020).

**Reichardt, Sven** (2014). Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren. Berlin: Suhrkamp Verlag.

**Reicholf, Josef H.** (2008). Warum die Menschen sesshaft wurden. Das größte Rätsel unserer Geschichte. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.

**Robertson-von Trotha, Caroline Y.** (Hg.) (2005). Mobilität in der globalisierten Welt. Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft (Heft 11). Karlsruhe: Universitätsverlag, S. 9-13.

**Rübener, Florian** (2005). Herodot von Halikarnassos. <https://www.grin.com/document/163926> (23.03.2020).

**Ruby, Ilka; Ruby, Andreas; Kries, Mateo; Müller, Mathias; Niggli, Daniel** (Eds.) (2017). Together – The New Architecture of the Collective. Berlin: Ruby Press.

**Schaarschmidt, Thomas** (2017). Vom Nutzen und Nachteil der Heimat für das Leben. <https://www.philosophie.ch/philosophie/highlights/nachdenken-ueber-heimat/vom-nutzen-und-nachteil-der-heimat-fuer-das-leben> (29.03.2020).

**Schaefer, Markus; Hosoya, Hiromi** (2012). Learning from Tokio. In: Arch+ (208): S. 26-29.

**Schäfer, Bernhard** (2006). Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen. Soziologie der Architektur und der Stadt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2., durchgesehene Auflage.

**Schindler, Susanne** (2014). Kalkbreite. [https://www.bauwelt.de/dl/805493/bw\\_2014\\_39\\_0024-0031.pdf](https://www.bauwelt.de/dl/805493/bw_2014_39_0024-0031.pdf) (07.09.2020).

**Schittich, Christian** (Hg.) (2010). Mikroarchitektur. Kleine Bauten. Temporäre Strukturen. Raumzellen. München: Edition DETAIL, Institut für internationale Architektur, Dokumentationen GmbH & CO. KG.

**Schlink, Bernhard** (2000). Heimat als Utopie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

**Schmidiger, Markus; Züger, Sonja** (2017). Sharing Economy: die Ökonomie des Teilens in der Immobilienbranche. <https://blog.hslu.ch/immobilienblog/2017/10/09/die-oekonomie-des-teilens-in-der-immobilienbranche/> (30.03.2020).

**Schörgi, Oliver** (2014). Dispersion. Struktur der Dromokratie. Diplomarbeit: Technische Universität Graz.

**Schuh, Jürgen** (1989). Kollektives Wohnen – Eine vergleichende Untersuchung in- und ausländischer Beispiele. Gesamthochschule Kassel. Schriftenreihe des Fachbereichs Architektur, Heft 17. In Kooperation mit Wohnbund Verlag für wissenschaftliche Publikationen.

**Scotthanson, Chirs; Scotthanson, Kelly** (2015). The Cohousing Handbook. Building a place for community. Canada: New Society Publishers, S. 1-17.

**Sennett, Richard** (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin-Verlag.

**Snozzi, Luigi; Rural Studio – Freear, Andrew; Sennett, Richard** (2009). Bau der Gesellschaft. Architektur an der ETH Zürich. Zürich: GTA Verlag.

**Space10** (2017). Central Saint Martins + SPACE10: Exploring Shared Living. <https://space10.com/central-saint-martins/> (25.08.2020).

**Spencer, Herbert** (1864). A System of Synthetic Philosophy. The Principles of Biology. Vol. 1.

**Spiegel** (2019). Studie Einsamkeit. Wer allein lebt, hat häufiger Depressionen und Ängste. <https://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/einsamkeit-wer-allein-lebt-hat-haeufiger-depressionen-und-aengste-a-1265376.html> (29.03.2020).

**Statista** (2019a). Prognose zur Entwicklung der Weltbevölkerung von 2010 bis 2100. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1717/umfrage/prognose-zur-entwicklung-der-weltbevoelkerung/> (19.04.2020).

**Statista** (2019b). Overtourism. Statista DossierPlus zu negativen Auswirkungen des Massentourismus. <https://de.statista.com/statistik/studie/id/67364/dokument/overtourism/> (23.03.2020).

**Statista** (2019c). Weltbevölkerung von 1950 bis 2019. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1716/umfrage/entwicklung-der-weltbevoelkerung/> (26.03.2020).

**Statista** (2020a). Airbnb. <https://de.statista.com/statistik/studie/id/32499/dokument/statista-dossier-zu-airbnb/> (25.08.2020).

**Statista** (2020b). Anzahl der Einpersonenhaushalte in Österreich von 1985 bis 2019. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/75456/umfrage/oesterreich-anzahl-der-einpersonenhaushalte/> (20.08.2020).

**Stillers, Laura** (2014). Zwischen Raum und Funktion. Die Verhältnismäßigkeiten der Unité d'Habitation von Le Corbusier. S. 77-92. [https://laurastillers.com/site/assets/files/1241/insitu\\_stillers\\_kopie.pdf](https://laurastillers.com/site/assets/files/1241/insitu_stillers_kopie.pdf) (08.09.2020).

**Strack, Rainer** (2014). Auslandsjobs: Das sind die beliebtesten Länder. <https://www.connecticum.de/karriere-news/auslandsjobs-das-sind-die-beliebtesten-laender.article.369.html> (02.11.2020).

**Strasser, Kay** (2013). Was ist temporäre Architektur? <https://ideenkegale.wordpress.com/2013/05/15/was-ist-temporare-architektur/> (20.06.2020).

**Sützl, Wolfgang** (2016). Teilen: Eine Option auf Gewinn? Wie das Teilen dem Tauschen unterworfen wird. <https://www.goethe.de/de/kul/ges/20765578.html> (30.03.2020).

**Themenheft von Hochparterre** (2015). Wohnen im Dialog. Die Häuser. <https://duplex-architekten.ch/perch/resources/publications/hpmawa-m-1.pdf> (09.08.2020).

**Thrainer, Lisa** (2014). 11 lots. Wohnkultur in urbanen Nischen. Diplomarbeit: Technische Universität Graz.

**Tirol Tourism Research** (o.J.). Tourismusintensität. <https://www.ttr.tirol/glossar/tourismusintensitaet> (27.03.2020).

**Türcke, Christoph** (2006). Heimat. Eine Rehabilitation. Lüneburg: Zu Klampen Verlag.

**Vasold, Manfred** (2005). Reisen zur Postkutschzeit. [https://www.deutsches-museum.de/fileadmin/Content/data/020\\_Dokumente/040\\_KuT\\_Artikel/2005/29-2-52.pdf](https://www.deutsches-museum.de/fileadmin/Content/data/020_Dokumente/040_KuT_Artikel/2005/29-2-52.pdf) (24.03.2020).

**Vestbro, Dick Urban** (2010). Living Together - Cohousing Ideas and Realities Around the World. Proceedings from the international collaborative housing conference in Stockholm. Stockholm: Royal Institute of Technology, S. 21.

**Von Mende, Julia** (2010). Stadt selber bauen. Wohnanlage BICyard in Berlin. In: Baumeister – Zeitschrift für Architektur (B11), S. 56-63.

**Watzlawick, Paul; Beavin, Janet H.; Jackson Don D.** (2011). Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. 12. Auflage, Bern: Hogrefe Verlag, S. 58-60.

**Wherebnb.in** (o.J.). <http://wherebnb.in/wien/> (30.06.2029).

**Wehrheim, Jan** (2007). Die überwachte Stadt <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/64433/einfuehrung> (25.11.2020).

**Wiemann, Niels** (2007). Infoblatt Nomadismus. <https://www.klett.de/alias/1006152> (23.08.2020).

**Wiener Wohnbauforschung** (2014). Gemeinschaftliches Wohnen in Wien – Bedarf und Ausblick <https://www.wohnbauforschung.at/index.php?id=441> (19.04.2020).

**William, Joana** (2005). Designing Neighbourhoods for Social Interaction: The Case of Cohousing. In: Journal of Urban Design 10 (2), S. 195-22.

**WKÖ Statistik** (2019). Privathaushalte – Prognose bis 2060. <http://wko.at/statistik/bundesland/PrivathaushPrognose.pdf> (20.08.2020).

**Wöhler, Karl-Heinz** (1998). Imagekonstruktion fremder Räume. Entstehung und Funktion von Bildern über Reiseziele. In: Voyage: Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung. Schwerpunktthema: Das Bild der Fremde – Reisen und Imagination. Köln: DuMont Buchverlag, S. 97-114.

**World Economic Forum** (2017). Migration and Its Impact on Cities – An Insight Report.

**World Tourism Organization – UNWTO** (2018). „Overtourism“? Understanding and Managing Urban Tourism Growth beyond Perceptions. Executive Summary. <https://www.e-unwto.org/doi/10.18111/9789284420070> (27.03.2020).

**Yamamoto, Riken** (2012). Local Community Area. Kommunale Wohngruppen versus Einfamilienhaus. Projekt: Local Community Area. In: Arch+ (208). S. 100-105.

**Zeit online** (2017). Arbeitsmarkt. Zahl der befristeten Neueinstellungen nimmt wieder zu. <https://www.zeit.de/wirtschaft/2017-09/arbeitsvertraege-befristet-neue-mitarbeiter-unternehmen> (05.09.2020).

**Zeit online** (2019a). Gemeinschaft. „Das tiefe Bedürfnis, etwas zu geben“. <https://www.zeit.de/2019/28/gemeinschaft-zusammenleben-familie-wohnprojekte> (29.03.2019).

**Zeit online** (2019b). Individualismus. Ich, ich und ich. <https://www.zeit.de/zeit-magazin/2019/06/individualismus-selbstverwirklichung-mode-stil> (29.03.2019).

**Zinganel, Michael** (2005). Tourismus Kultur Theorie. In: Kurswechsel, Heft 2. Die Welt als Feriendorf. Neue Routen der Tourismuskritik, S.39-47. <http://www.beigewum.at/kurswechsel/jahresprogramm-2005/heft-22005/> (27.03.2020).

## IV.II

## Abbildungsverzeichnis

**Abb. 5: Das Schrumpfen der Welt.** Oliver Schörgi (2014). Dispersion: Struktur der Dromokratie. Diplomarbeit: Technische Universität Graz, S. 28. [http://www.iwtugraz.at/iw/tl\\_files/l\\_W/Mediathek/Diplomarbeiten/2014\\_diplomarbeiten/schoergi\\_dispersion.pdf](http://www.iwtugraz.at/iw/tl_files/l_W/Mediathek/Diplomarbeiten/2014_diplomarbeiten/schoergi_dispersion.pdf) (28.08.2020).

**Abb. 7: Die ewige Suche nach der Heimat.** River Po Line, Richard Long, 2001. <http://www.richardlong.org/Sculptures/2011sculpturgrades/riverpo.html> (29.03.2020).

**Abb. 8: Wie kann Heimat aussehen?** Ohne Titel, Lachlan Cowen, 2019. <https://unsplash.com/photos/NAIr-tvhw84> (29.03.2020).

**Abb. 10: Das Gefühl von Heimat?** Ohne Titel, Gor Davtyan, 2018. <https://unsplash.com/photos/O6soJYiyWCl/info> (29.03.2020).

**Abb. 11: Heimweh, das eigentliche Heimatgefühl?** Ohne Titel, Berta, 2013. [https://www.flickr.com/photos/ber-ta\\_/9404786795/](https://www.flickr.com/photos/ber-ta_/9404786795/) (26.08.2020).

**Abb. 13: Frau am Fenster, Caspar David Friedrich, 1822.** Woman at a Window, Caspar David Friedrich, 1822. <https://www.artforum.com/print/201910/the-artists-artists-81362> (29.03.2020).

**Abb. 14: Flüchtlingscamp Za'atari, Jordanien, 2019.** Ohne Titel, U.S. Department of State, 2013. <https://www.flickr.com/photos/statephotos/9312291491/sizes/o/in/photostream/> (28.08.2020).

**Abb. 15: DADAAB, Kenya, 2011 – UNHCR Familienzelt.** Mariella Guß (2014). Flüchtlingslager - Orte permanenter Vorläufigkeit. Diplomarbeit: Technische Universität Wien, S. 111. <https://repositum.tuwien.at/retrieve/5283> (28.08.2020).

**Abb. 16: UNHCR Familienzelt für 5 Personen.** Mariella Guß (2014). Flüchtlingslager – Orte permanenter Vorläufigkeit. Diplomarbeit: Technische Universität Wien, S. 110. <https://repositum.tuwien.at/retrieve/5283> (28.08.2020).

**Abb. 17: Flüchtlingslager Flughafen-Tempelhof, 2016 – Die Stadt in der Stadt.** Ohne Titel, Tobias Schwarz, 2016. <https://www.tagesspiegel.de/berlin/angelika-schoettler-zur-beschlossenen-fluechtlingsunterkunft-die-entscheidung-fuer-tempelhof-ist-richtig/12889730.html> (28.08.2020).

**Abb. 18: Reiserouten und Reiseentfernungen.** eigene Darstellung, basierend auf: <http://orbis.stanford.edu/> (29.03.2020).

**Abb. 19: Routen der Grand Tour zwischen 1661 und 1700.** eigene Darstellung, basierend auf: Freyer, Walter (2005). Tourismus, Einführung in die Fremdenverkehrsökonomie. 11., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin/München/Boston: De Gruyter Oldenbourg, S. 13.

**Abb. 20: Routen der Grand Tour zwischen 1814 und 1820.** eigene Darstellung, basierend auf: Freyer, Walter (2005). Tourismus, Einführung in die Fremdenverkehrsökonomie. 11., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin/München/Boston: De Gruyter Oldenbourg, S. 13.

**Abb. 21: Der Tourismus als Massenbewegung.** Ohne Titel, unbekannt, 2012. <https://b-a-d-reputation.tumblr.com/post/16838408428> (29.03.2020).

**Abb. 22: Weltweites Tourismusaufkommen, nach Anzahl der Reiseankünfte in den Jahren 1950 - 2018 (in Millionen).** eigene Darstellung, basierend auf: Overtourism. Statista DossierPlus zu negativen Auswirkungen des Massentourismus, 2019, S. 7 (29.03.2020).

**Abb. 23: die meistbesuchten Städte Europas, nach Anzahl der Touristenübernachtungen 2018.** eigene Darstellung, basierend auf: Overtourism. Statista DossierPlus zu negativen Auswirkungen des Massentourismus, 2019, S. 19 (29.03.2020).

**Abb. 24: die beliebtesten Reiseländer aller Nationen, nach Anzahl der internationalen Besucher 2018.** eigene Darstellung, basierend auf: Overtourism. Statista DossierPlus zu negativen Auswirkungen des Massentourismus, 2019, S. 15-16 (29.03.2020).

**Abb. 25: die meistbesuchten Städte der Welt, nach Anzahl der internationalen Gästeankünfte 2018.** eigene Darstellung, basierend auf: Overtourism. Statista DossierPlus zu negativen Auswirkungen des Massentourismus, 2019, S. 17 (29.03.2020).

**Abb. 27: IF\_DO, Dulwich Pavilion in London, 2017.** Ohne Titel, Joakim Boren, 2017. <https://www.archdaily.com/872564/the-dulwich-pavilion-if-do> (26.07.2020).

**Abb. 28: Spillmann Echsle Architekten, Freitag Flagship Store in Zürich, 2006.** Ohne Titel, FREITAG, 2006. <https://www.flickr.com/photos/fredag/152395493/in/album-72157594143798366/> (28.08.2020).

**Abb. 29: Jo Nagasaka und Schemata Architects, PACO House, 2009.** Ohne Titel, Takumi Ota, 2009. <https://divisare.com/projects/316393-schemata-architects-takumi-ota-paco> (25.08.2020).

**Abb. 30: Überall zuhause.** Ohne Titel, Julie Van Wezemaël, unbekannt. [https://vk.com/photo1528968\\_380906972](https://vk.com/photo1528968_380906972) (16.09.2020).

**Abb. 31: Hans Hollein, Aufblasbare Wohnungseinrichtung, 1965.** Klotz, Heinrich (1984). Moderne und Postmoderne. Architektur der Gegenwart 1960-1980. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg & Sohn, S. 357.

**Abb. 32: die bedeutendsten Länder für internationale Migration 2017 (Zahl der Migranten in Mio.).** eigene Darstellung, basierend auf: Bundeszentrale für politische Bildung/bpb. <https://www.bpb.de/mediathek/265432/zahlen-und-fakten-globalisierung-migration> (10.10.2020).

**Abb. 33: Die am stärksten von Migration betroffenen Städte weltweit.** eigene Darstellung, basierend auf: World Economic Forum. Migration and Its Impact on Cities – An Insight Report, In Collaboration with PwC, 2017. Some of the Cities Most Affected by Migration. [http://www3.weforum.org/docs/WEF\\_Migration\\_Report\\_Embargov.pdf](http://www3.weforum.org/docs/WEF_Migration_Report_Embargov.pdf) (10.10.2020).

**Abb. 34: Die attraktivsten Länder für die globale Arbeitnehmerschaft.** eigene Darstellung, basierend auf: Studie „Decoding Global Talent“ von BCG und StepStone. <https://www.presseportal.de/pm/38447/2847303> (10.10.2020).

**Abb. 35: Wells Coates: Isokon in London, 1934.** Residents' cars parked outside the Lawn Road Flats. University of East Anglia, Pritchard Papers, 1955. <https://www.greyscape.com/isokon-and-the-bauhaus-in-britain/> (20.08.2020).

**Abb. 36: Isokon, gemeinschaftliches Restaurant.** Ohne Titel, University of East Anglia, Pritchard Papers, unbekannt. <https://unboundeearchives.wordpress.com/2017/07/13/plywood-material-of-the-modern-world/> (28.08.2020).

**Abb. 37: Isokon, Grundriss Erdgeschoss und Regelgeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://en.wikiarquitectura.com/building/the-lawn-road-flats-isokon-building/#lawn-road-planta-tipo> (20.08.2020).

**Abb. 38: Isokon, Bad.** Ohne Titel, Tom de Gay, Isokon Gallery, 2019. <https://www.creative-inneneinrichter.de/wohnen-News/news.238.britanniens-bauhaus/device.tablet/> (20.08.2020).

**Abb. 39: Isokon, Küchenzeile.** <https://www.wmf.org/image/archetypal-kitchen-set-isokon-gallery-give-feel-interior-residential-spaces> (20.08.2020).

**Abb. 40: Deadline: Bender, Apartment-Hotel in der Hessischen Straße, 2004.** Miniloft Berlin, Matthew Griffin, 2011. <https://miesarch.com/work/1452> (28.08.2020).

**Abb. 41: Bender, Schnitt und Grundriss 4. Obergeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: Deadline, 2004. <https://miesarch.com/work/1452> (28.08.2020).

**Abb. 42: Bender, Minilofts: verschiedene Apartmenttypen.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://www.miniloft.com/miniloft-mitte/blog> (28.08.2020).

**Abb. 43: Extroverted-Miniloft (45-49 m2).** Ohne Titel, Matthew Griffin, unbekannt. <https://miesarch.com/work/1452> (28.08.2020).

**Abb. 44: Introverted-Miniloft (40m2).** Ohne Titel, unbekannt, 2006. <https://www.miniloft.com/miniloft-mitte/introverted> (28.08.2020).

**Abb. 45: Lungaard & Tranberg: Tietgen-Wohnheim in Kopenhagen, 2006.** Ohne Titel, Jens Markus Lindhe, 2014. <https://www.itarkitekter.dk/tietgen-da-0> (28.08.2020).

**Abb. 46: Tietgen-Wohnheim, Aussicht in den Hof.** Ohne Titel, Jens Markus Lindhe, 2014. <https://www.itarkitekter.dk/tietgen-da-0> (28.08.2020).

**Abb. 47: Tietgen-Wohnheim, gemeinschaftlicher Innenhof.** Ohne Titel, Jens Markus Lindhe, 2014. <https://www.itarkitekter.dk/tietgen-da-0> (28.08.2020).

**Abb. 48: Tietgen-Wohnheim, Grundriss 2. Obergeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://www.itarkitekter.dk/tietgen-da-0>. (28.08.2020).

**Abb. 50: Tietgen-Wohnheim, Skizze eines Studentenzimmers.** <https://www.archdaily.com/474237/tietgen-dormitory-lundgaard-and-tranberg-architects/52f304fee8e44edab600067-tietgen-dormitory-lundgaard-and-tranberg-architects-sketch> (28.08.2020).

**Abb. 51: "an alternative model of life on Earth". Supersurface 1, Superstudio, 1972.** <https://rlabarchitecturecitiesutopias.files.wordpress.com/2016/02/superstudio-supersurface-1.jpg> (10.10.2020).

**Abb. 54: Die ständige Suche nach sich selbst.** La Reproduction interdite (Not to Be Reproduced), René Magritte, 1937. <https://www.moma.org/audio/playlist/180/2381> (29.03.2020).

**Abb. 56: Isolierte Menschen.** Morning Sun, Edward Hopper, 1952. <https://www.edwardhopper.net/morning-sun.jpg> (29.03.2020).

**Abb. 59: Der Waschsalon.** 1st Ave Laundry Center, Bianca Jordan, 2018. <https://unsplash.com/photos/cZAxXX6oDPI/info> (29.08.2020).

**Abb. 60: Die Videothek.** Video Store, Sean Benesh, 2020. <https://unsplash.com/photos/6Nbo9PnOyJA> (29.08.2020).

**Abb. 61: Die Bibliothek.** Emily McPherson College Library, Russell St., Museum Victoria, circa 1960s. <https://collections.museumsvictoria.com.au/items/765215> (29.08.2020).

**Abb. 63: Screenshot der Instagram-Seite von Airbnb.** Ohne Titel, Sergio Mondragon, 2019. [https://www.instagram.com/p/BximdudHg\\_1/](https://www.instagram.com/p/BximdudHg_1/) (29.08.2020).

**Abb. 64: Carsharing, Car 2 go.** Ohne Titel, unbekannt, 2016. <https://www.electrive.net/wp-content/uploads/2016/12/car2go-carsharing-smart.png> (29.08.2020).

**Abb. 65: Elektro-Roller.** Mehrere E-Scooter stehen auf dem Kaiserplatz in Frankfurt, Andreas Arnold, 2019. <https://www.op-marburg.de/Mehr/Hessen/Panorama/Weiterer-Anbieter-verleiht-E-Scooter-in-Frankfurt> (29.08.2020).

**Abb. 66: Screenshot der Instagram-Seite von Airbnb.** <https://www.instagram.com/airbnb/> (20.08.2020).

**Abb. 67: Screenshot der Instagram-Seite von Airbnb.** <https://www.instagram.com/airbnb/> (20.08.2020).

**Abb. 68: Mythos des Teilens, Exkurs.** Something better than rolling Easter eggs, unbekannt, 1922. (09.10.2020). <https://vintography.com/products/8-x-10-reprinted-old-photo-of-fifty-fifty-something-better-than-rolling-easter-eggs-1922-national-photo-co-56a>

**Abb. 69: Das Ganze Haus.** Flämische Haushaltung, Maerten van Cleve, Kunsthistorisches Museum, 1555/60. <https://www.habsburger.net/de/themen/ganzes-haus-wohnen-und-arbeiten-im-verband> (29.08.2020).

**Abb. 70: Fourier, Phalanstère.** La representation d'un phlanstère, Charles Fourier, unbekannt. <http://ilepotentielle.blogspot.com/2010/07/lutopie-selon-charles-fourier.html> (20.09.2020).

**Abb. 71: Owen, New Harmony.** A bird's eye view of a community in New Harmony, Indiana, United States, Robert Owen, 1838. [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:New\\_Harmony,\\_Indiana,\\_por\\_F.\\_Bates.jpg](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:New_Harmony,_Indiana,_por_F._Bates.jpg) (29.08.2020).

**Abb. 72: Kibbutz Degania-Alef, Israel, 1946.** General view of Kibbutz Degania a with the sea of Galilee, Zoltan Kluger, 1946. [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:GENERAL\\_VIEW\\_OF\\_KIBBUTZ\\_DEGANIA\\_A\\_WITH\\_THE\\_SEA\\_OF\\_GALILEE.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:GENERAL_VIEW_OF_KIBBUTZ_DEGANIA_A_WITH_THE_SEA_OF_GALILEE.jpg)

**Abb. 73: Kibbutz Givat Brenner, Israel, circa 1950.** Children eating a meal in their own dining room at Kibbutz Givat Brenner, G. Pickow/Three Lions/Hulton Archive/Getty Images, circa 1950. <https://www.dw.com/en/israeli-kibbutz-communal-idealism-or-a-privileged-few/a-19261240> (29.08.2020).

**Abb. 74: Narkomfin-Kommunehaus, Apartmenttypologie Split-level.** <https://thecharnelhouse.org/2014/04/14/mikhail-barshch-housing-communes-in-moscow-1928-1930/type-f-living-units-in-sovremennaya-arkhitektura-1929-no-1-p-14/> (20.08.2020).

**Abb. 75: Moisei Ginzburg, Narkomfin-Kommunehaus in Moskau, 1929.** Perspektivische Skizze, Moisei J. Ginzburg – Archiv der Familien Miljutin und Ginzburg, 1928. <https://www.bauwelt.de/themen/bilder/Narkomfin-Kommunehaus-2119165.html> (30.08.2020).

**Abb. 76: Unité d'habitation, Le Corbusier in Marseille, 1952.** Ohne Titel, Jakob Boerner, unbekannt. <https://jakobboerner.com/architecture/unite-d-habitation> (29.08.2020).

**Abb. 77: Unité d'habitation, Le Corbusier in Berlin, 1956-1958.** Unité d'habitation Le Corbusier, Dom Garcia, 2013. <https://www.flickr.com/photos/domgarcia/9652975846/in/photostream/> (20.08.2020).

**Abb. 78: Grundriss: Familienhaus in Bali.** eigene Darstellung, basierend auf: Hertzberger, Herman (2005). Lessons for Students in Architecture. Rotterdam: 010 Publishers, S.14

**Abb. 79: Siedlung Mörbisch am See, um 1930.** Mörbisch, Blick durch alte Hofgasse zum See, unbekannt, um 1930. [http://www.bildarchivaustria.at/Pages/ImageDetail.aspx?p\\_iBildID=4673315](http://www.bildarchivaustria.at/Pages/ImageDetail.aspx?p_iBildID=4673315) (13.10.2020).

**Abb. 80: Arbeitsplatz im Centraal Ceheer Office Building.** Ohne Titel, Willem Diepraam, unbekannt. <https://www.ahh.nl/index.php/en/projects2/12-utiliteitsbouw/85-centraal-beheer-offices-apeldoorn> (14.10.2020).

**Abb. 81: Mehrgeschossiger Luftraum im Centraal Ceheer Office Building.** Ohne Titel, Willem Diepraam, unbekannt. <https://www.ahh.nl/index.php/en/projects2/12-utiliteitsbouw/85-centraal-beheer-offices-apeldoorn> (14.10.2020).

**Abb. 82: Bewohnbare Treppenhäuser.** Marc Timo Berg, ohne Titel, 2017. [https://www.baunetz.de/baunetzwoche/baunetzwoche\\_ausgabe\\_4968841.html](https://www.baunetz.de/baunetzwoche/baunetzwoche_ausgabe_4968841.html) (06.11.2020).

**Abb. 83: Gemeinschaftliches Treppenhaus.** Marc Timo Berg, Hertzberger: Ein gemeinsames Treppenhaus bildet den Übergang zwischen den Häusern, die Details kommunizieren die Zusammenarbeit, 2017. [https://www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-Architekt\\_innen\\_fordern\\_Rueckbau\\_in\\_Kassel\\_7124753.html](https://www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-Architekt_innen_fordern_Rueckbau_in_Kassel_7124753.html) (14.10.2020).

**Abb. 84: Documenta Urbana, Wohnbalkone.** Marc Timo Berg, Hermann Hertzbergers Wohnbalkone bieten genügend Raum als Essplatz für die gesamte Familie, 2017. [https://www.baunetz.de/baunetzwoche/baunetzwoche\\_ausgabe\\_4968841.html](https://www.baunetz.de/baunetzwoche/baunetzwoche_ausgabe_4968841.html) (14.10.2020).

**Abb. 86: Ryue Nishizawa: Moriyama House in Japan, 2005 - Zwischenräume.** Ohne Titel, Jeroen Verrecht, 2017. <https://divisare.com/projects/342292-sanaa-kazuyo-sejima-ryue-nishizawa-jeroen-verrecht-moriyama-house> (26.08.2020).

**Abb. 87: Moriyama House, Schnitt und Grundriss Erdgeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://divisare.com/projects/342292-sanaa-kazuyo-sejima-ryue-nishizawa-jeroen-verrecht-moriyama-house#lg=1&slide=5> (26.08.2020).

**Abb. 89: Naruse Inokuma Architects: LT Josai in Japan, 2013 – gemeinschaftliche Flächen.** Ohne Titel, Masao Nishikawa, 2014. [https://www.archdaily.com/497357/lt-josai-naruse-inokuma-architects/534df307c07a80b7ca000067-lt-josai-naruse-inokuma-architects-photo?next\\_project=no](https://www.archdaily.com/497357/lt-josai-naruse-inokuma-architects/534df307c07a80b7ca000067-lt-josai-naruse-inokuma-architects-photo?next_project=no) (26.08.2020).

**Abb. 90: LT Josai, Schnitt und Grundriss Erdgeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://www.archdaily.com/497357/lt-josai-naruse-inokuma-architects/534df2f6c07a80d193000052-lt-josai-naruse-inokuma-architects-floor-plan> (26.08.2020).

**Abb. 92: Toshiharu Naka + Yuri Uno: Apartment with a small restaurant in Japan, 2014.** A event is held within the restaurant, Koichi Torimura, 2015. <https://www.designboom.com/architecture/naka-architects-studio-apartment-with-a-small-restaurant-tokyo-10-09-2015/gallery/image/apartment-with-a-restaurant-by-naka-architects-studio-designboom-6/> (28.08.2020).

**Abb. 93: Apartment with a small restaurant, Schnitt und Grundriss Erdgeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://www.designboom.com/architecture/naka-architects-studio-apartment-with-a-small-restaurant-tokyo-10-09-2015/gallery/image/apartment-with-a-restaurant-by-naka-architects-studio-designboom-6/#&gid=1&pid=4> (28.08.2020).

**Abb. 95: SsD: Songpa Micro-Housing in Südkorea, 2014 – Straßensicht.** Ohne Titel, Courtesy of SsD, 2019. [https://www.archdaily.com/576302/songpa-micro-housing-ssd/548790cbe58ecef0ed000168-portada\\_songpa\\_8570-jpg](https://www.archdaily.com/576302/songpa-micro-housing-ssd/548790cbe58ecef0ed000168-portada_songpa_8570-jpg) (20.08.2020).

**Abb. 96: Songpa Micro-Housing Schnitt und Grundriss 2. Obergeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <http://www.ssdarchitecture.com/works/residential/songpa-micro-housing/> (20.08.2020).

**Abb. 98: ON design partners: Yokohama Apartment in Japan, 2009 – Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss.** Ohne Titel, Koichi Torimura, 2012. <http://www.ondesign.com.jp/city/1/> (20.08.2020).

**Abb. 99: Yokohama Apartment, Grundriss Erdgeschoss und 1. Obergeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://www.archdaily.com/303401/yokohama-apartment-on-design-partners/50c01ba2b3fc4b4f3b00008a-yokohama-apartment-on-design-partners-second-floor-plan> (23.08.2020).

**Abb. 102: Hütten und Paläste: Agora Wohnen und CeLAB in Berlin, seit 2015.** Visualisierung des Projekts Agora Wohnen, Frank Schönert + Nanni Grau/Hütten und Paläste, 2015. [https://www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-Together\\_und\\_das\\_Bauen\\_fuer\\_die\\_Gemeinschaft\\_5067044.html](https://www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-Together_und_das_Bauen_fuer_die_Gemeinschaft_5067044.html) (20.08.2020).

**Abb. 103: Agora Wohnen und CeLAB, Schnitt und Grundriss 3.+5. Obergeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://www.huettenundpalaeste.de/work/agora-wohnen-celab/> (22.08.2020).

**Abb. 106: Zanderroth Architekten: BIGYard in Berlin, 2010 – gemeinschaftlicher Innenhof.** Ohne Titel, Michael Feser, 2016. <https://www.zanderroth.de/de/projekte/ze05/255> (28.08.2020).

**Abb. 107: BIGYard, Querschnitt und Grundriss Erdgeschoss (Innenhof).** eigene Darstellung, basierend auf: <https://www.draussen-im-zentrum.de/erweitert/bigyard/plan/> (29.08.2020).

**Abb. 110: Adrian Streich Architekten: Kraftwerk 1 Heizenholz in Zürich, 2012 – gemeinschaftlicher Außenraum.** <http://www.adrianstreich.ch/> (22.03.2020).

**Abb. 111: Kraftwerk 1 Heizenholz, Schnitt und Grundriss 2. Obergeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: [https://www.kraftwerk1.ch/assets/plaene/heizenholz/Kraftwerk1\\_Heizenholz\\_Clusterwohnung.pdf](https://www.kraftwerk1.ch/assets/plaene/heizenholz/Kraftwerk1_Heizenholz_Clusterwohnung.pdf) (26.08.2020).

**Abb. 113: Müller Sigrist Architekten: Kalkbreite in Zürich, 2014 – Bibliothek und Erschließungsbereich.** Ohne Titel, Martin Stollenwerk, 2018. <https://www.archdaily.com/903384/kalkbreite-muller-sigrist-architekten/5bb8c654f197cd654000003-kalkbreite-muller-sigrist-architekten-photo> (26.08.2020).

**Abb. 114: Müller Sigrist Architekten: Kalkbreite in Zürich, 2014 – Bibliothek und Erschließungsbereich.** Martin Stollenwerk, 2018. <https://www.archdaily.com/903384/kalkbreite-muller-sigrist-architekten/5bb8c6bbf197ccfdd5000010-kalkbreite-muller-sigrist-architekten-photo> (26.08.2020).

**Abb. 115: Kalkbreite, Querschnitt und Grundriss 2. Obergeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: Müller Sigrist Architekten AG, 2018. <https://www.archdaily.com/903384/kalkbreite-muller-sigrist-architekten/5bb8caf8f197ccfdd5000020-kalkbreite-muller-sigrist-architekten-section-02> (26.08.2020).

**Abb. 117: Duplex Architekten: Haus M – der Piranesi in Zürich, 2014.** Ohne Haus M, Treppenraum, Johannes Marburg, 2016. <http://www.quer-magazin.at/home/22-2016/cluster-house-zurich> (22.08.2020).

**Abb. 118: Haus M – der Piranesi, Schnitt und Grundriss 1. Obergeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: <https://www.detail.de/artikel/deubau-preis-2014-hunzikerareal-in-zuerich-11171/> (28.08.2020).

**Abb. 120: Duplex Architekten: Haus A – die Innenstadt in Zürich, 2014.** Ohne Titel, Walter Mair, 2014. <https://duplex-architekten.swiss/de/#/de/projekte/mehr-als-wohnen-zurich/> (20.08.2020).

**Abb. 121: Haus A – die Innenstadt, Schnitt und Grundriss Regelgeschoss.** eigene Darstellung, basierend auf: [https://www.mehralshaus.ch/fileadmin/downloads/Hunziker\\_Areal/maw\\_Hunziker\\_Areal\\_A\\_Planheft.pdf](https://www.mehralshaus.ch/fileadmin/downloads/Hunziker_Areal/maw_Hunziker_Areal_A_Planheft.pdf) (26.08.2020).

*Sämtliche Abbildungen die hier nicht eigens angeführt wurden sind vom Autor selbst.*

Ein großes Danke geht an meinen Betreuer Univ.Prof. Dipl.Ing. Michael Obrist. Außerdem möchte ich mich bei meinen lieben Studienkolleginnen und Freundinnen Roswitha Goy, Julia Marezki und Caroline Faber für die vielen Gespräche und Ratschläge sowie die großartige Zusammenarbeit in den letzten Jahren bedanken. Meiner besten Freundin Laura und meinem Freund René danke ich besonders für den starken emotionalen Rückhalt und ihr Interesse sowie ihre Unterstützung bei der Korrektur der vorliegenden Arbeit.

Nicht zuletzt gilt mein besonderer Dank meinen Eltern. Danke, dass ihr mich immer so bedingungslos während meines Studiums unterstützt habt!



## Das temporäre Habitat

DIPLOMARBEIT

2020



Die approbierte gedruckte Originalversion dieser Diplomarbeit ist an der TU Wien Bibliothek verfügbar  
The approved original version of this thesis is available in print at TU Wien Bibliothek.

## DAS TEMPORÄRE HABITAT

2020